AGB
Lb 57/1

BAMBERG

Geſchichte

des

Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung,

vornehmlich in Teutſchland

bis zum Anfange der Reformation.

L. 6 94/1

Von

Dr. Heinrich Auguſt Erhard.

BIBLIOTHEK BAMBERG

Erſter Band.

Nebſt einer Einleitung,

die geſchichtliche Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften enthaltend.

Magdeburg,

Creutz'ſche Buchhandlung.

1827.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Dem

Durchlauchtigſten

Fürſten und Herrn

Herrn

Heinrich LXII.

jüngerer Linie Reuß,

ſouveränem Fürſten, Grafen und Herrn zu Plauen, Graiz, Gera, Schleiz und Lobenſtein ꝛc.

des ganzen hohen Stammes Aelteſtem,

des Königl. Preußiſchen großen rothen Adler-Ordens, des Königl. Baierſchen S. Hubertus-Ordens, des Königl. Sächſiſchen Haus-Ordens der Rautenkrone, des Großherzogl. Sachſen-Weimar'ſchen weißen Falken-, und des Großherzogl. Heſſen-Darmſtädtiſchen Ludwigs-Ordens Ritter und Großkreuz ꝛc.

meinem gnädigſten Fürſten und Herrn,

als ein geringes Denkmaal aufrichtiger Verehrung

unterthänigſt und hochachtungsvoll

zugeeignet.

Durchlauchtigſter Fürſt!

Gnädigſter Fürſt und Herr!

Ew. Durchlaucht hohe Tugenden und ſtille, doch unvergängliche Verdienſte, wodurch Höchſtdieſelben die Geſchichte unſers teutſchen Vaterlandes mit einem neuen erhabenen Beiſpiele bereichert haben, wie viel Großes und Herrliches ein großer und edler Geiſt auch in einem weniger ausgedehnten Wirkungskreiſe zu ſchaffen vermag, und welch einen unverwelklichen Kranz der ſchönſten Belohnung und des würdigſten Ruhmes der Fürſt um ſein Haupt windet, der ſeines Volkes Vater und Freund iſt, — haben ſchon längſt mein Herz mit den Gefühlen der tiefſten Verehrung durchdrungen, die um ſo reiner erſcheinen muſſ, als ich noch nie das Glück genoſſ, eines näheren Verhältniſſes zu Ew. Durchlaucht mich zu erfreuen. Nur der Wunſch, dieſe Verehrung öffentlich auszu-

ſprechen, konnte daher den Schritt herbeifüh= ren, Ew. Durchlaucht erhabenen Nahmen, einem Werke, das noch ſo manche Mängel und Schwächen in ſich trägt, voranzuſetzen, und Ew. Durchlaucht hochgefälliger Be= achtung, daſſelbe, in unterthänigſter Ueberrei= chung, vertrauensvoll zu empfehlen. Sehr gewagt würde dieſer Schritt, auch deshalb, daß gegen Ew. Durchlaucht ich, als ein ganz Fremder, mich deſſelben unterfange, ſich darſtellen, wenn nicht in dem Kranze der ſchönen Tugenden, die Ew. Durchlaucht ſchmücken, die edelſte Humanität, die den ehrfurchtsvoll und beſcheiden ſich Nahenden nicht von ſich zurückweiſt, die ſinnvollſte Theil= nahme für wiſſenſchaftliches Beſtreben und Wirken, und die wärmſte Liebe zu dem ge= meinſchaftlichen teutſchen Vaterlande, glänzend

hervorleuchteten, und mich mit der Hoffnung beſeelten, Ew. Durchlaucht wollen das Opfer einer ungeheuchelten Verehrung nicht verſchmähen, und dem, wenn auch noch unvollkommenen, doch mit wahrer Liebe entworfenen Gemählde einer Zeit, die in der Geſchichte unſeres Vaterlandes und der Wiſſenſchaften überhaupt ſo ausgezeichnet und rühmlich hervortritt, einige theilnehmende Betrachtung nicht verſagen. Sollte dieſer ſchwache Verſuch das Glück haben, Ew. Durchlaucht nicht ganz zu miſsfallen, ſo werde ich darinn die ſchönſte Befriedigung und Erfüllung meines Strebens erkennen.

Möge der König der Könige Ew. Durchlaucht noch lange zum Segen und zur Freude der Menſchheit, im wohlthätigen Genuſſe des

reichen Ertrags der von Ew. Durchlaucht ausgeſtreuten trefflichen Saaten, erhalten!

Mit unwandelbarer Hochachtung und Ergebenheit, erbitte ich mir die Gnade, mich jederzeit nennen zu dürfen

Ew. Durchlaucht

Magdeburg, am Feſte
der Auferſtehung unſers
Herrn, 1827.

unterthänigſten Diener und Verehrer,

Dr. H. A. Erhard.

Vorrede.

Die Idee des Werkes, wovon ich den Anfang hier öffentlich mittheile, hat manche Verwandlungen in meinem Geiſte durchgemacht, ehe ſie ſich ſo zur Wirklichkeit geſtaltete, wie ſie nun gegenwärtig vorliegt; und da vielleicht nicht alle Spuren dieſer verſchiedenen Entwickelungsperioden in dem gegenwärtigen Zuſtande der Ausbildung deſſelben ſo ganz verſchwunden ſind, ſo dürfte eine kurze Rechenſchaft über den Gang derſelben hier nicht unnütz ſein.

Schon ſeit dem erſten Beginnen meiner geſchichtlichen Forſchungen ward ich, theils von eigner überwiegender Neigung, theils durch das Zuſammentreffen verſchiedener äußerer Umſtände, beſonders nach zwei, zwar unterſchiedenen, aber ſehr verwandten Richtungen hingeleitet, nehmlich nach der Geſchichte der Literatur überhaupt, und der Reformation. Beide Beſtrebungen fanden ihren Vereinigungspunkt in der Betrachtung, wie die Reformation, beſonders in Teutſchland, durch den eigenthümlichen Entwickelungsgang der Wiſſenſchaf-

ten vorbereitet und unterſtützt wurde, und wie ſie ihrerſeits wieder die Geſtalt des ganzen wiſſenſchaftlichen Lebens ſeit dieſer Periode großentheils weſentlich bedingte. Es war daher, ſo oft ich Zeit und Gelegenheit fand, geſchichtlichen Forſchungen einige Stunden zu widmen, eins meiner Lieblingsgeſchäfte, die beiden oben angedeuteten Richtungen nach dieſem Ziele hin zu verfolgen, und für den zuletzt angegebenen Grundſatz Belege zu ſammeln. Noch dachte ich aber nicht daran, ſelbſt auf dieſem Gebiete zu arbeiten; auch ſtanden lange die Früchte meiner hieher gehörigen Studien viel zu vereinzelt und zu wenig in Beziehung auf meine damaligen Berufsarbeiten, als daß der Gedanke, ſelbſt ſchaffend in jenem Kreiſe aufzutreten, ſich ſo leicht in mir hätte entwickeln können. Mein Streben war daher im Ganzen noch ohne Plan; nur daß ich Materialien zu einem künftigen, mir ſelbſt noch nicht deutlich vorſchwebenden Gebrauche ſammelte, und in mir ſelbſt manche dahin gehörige Gedanken erzeugte.

Den erſten Anlaſſ zu eigner Thätigkeit auf dieſem Felde gab mir das Jubelfeſt der Reformation. Der für die Literatur zu früh verſtorbene Buchhändler Friedrich Keyſer zu Erfurt veranlaſſte durch ſeinen Reformations-Almanach bei mir, da ich ſchon früher mit ganz beſonderer Vor-

liebe und Aufmerkſamkeit mich der Erforſchung und Aufklärung der Erfurtiſchen Gelehrten=Geſchichte befleißigt hatte, den Gedanken, Erfurts und ſeiner Gelehrten Einfluſſ auf die Reformation und ihre Vorbereitung, beſonders in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, beſtimmter darzuſtellen, als dies früher, ſelbſt von den fleißigſten Erfurtiſchen Geſchichtſchreibern, einem Motſchmann und Loſſius, geſchehen war; und obgleich der Vorſatz, dies in dem Reformations=Almanach ſelbſt zu thun, nicht zur Ausführung kam, ſo arbeitete ich doch zu jenem Zweck eine lateiniſche Abhandlung aus, die unter dem Titel: Academiam Erfordiensem de literis tam sacris quam profanis optime meritam profert H. A. E. zu Erfurt erſchien, aber die Jahrzahl 1813 führt, weil ich ſie, anſtatt einer andern, früher eingereichten, aber nicht in den Druck gegebenen Abhandlung, als Legitimationsſchrift meiner im Jahr 1813 auf der Univerſität Erfurt angenommenen philoſophiſchen Doctorwürde herausgab. Dies war der erſte, ſchwache Verſuch in dieſem Gebiete, den ich aber doch als Vorläufer meines gegenwärtigen Werkes mit Grunde nennen kann, da ich nicht unterließ, auch meine Anſichten über den Gang der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland im allgemeinen darinn zu entwickeln.

Von dieſer Zeit an trat die Idee, ein umfaſſenderes Werk über die wiſſenſchaftliche Geſchichte jener Zeit und die in ihr vorzüglich wirkſamen Männer auszuarbeiten, immer deutlicher in mir hervor, doch ohne ſich zu einem feſten Plane zu geſtalten.

Ein entſcheidender Schritt zu dieſem Ziele, und zwar nach einer erweiterten Anſicht, geſchah im Jahre 1819. Ein ſehr talentvoller junger Mann von ausgezeichneter Liebe für die Wiſſenſchaften, der ſich damals meines Unterrichts in der Geſchichte und andern höhern Kenntniſſen bediente, erſuchte mich unter andern um eine kurze pragmatiſche Darſtellung der neuern teutſchen Literaturgeſchichte. Durch die Gewährung dieſes Wunſches wurde ich veranlaſſt, die bisher zerſtreut und ohne beſtimmte Beziehung geſammelten Materialien unter einander zu verbinden und nach beſtimmten Grundſätzen zu ordnen; und da ich nun bei der allgemeinen Ueberſicht derſelben fand, daß mir weit mehr Materialien zu Gebote ſtanden, als ich zu meinem nächſtvorliegenden Zwecke bedurfte und, durch äußere Rückſichten beſchränkt, verwenden konnte, ſo ſtellte ſich der Entſchluſſ, dieſe Materialien nunmehr zu einem umfaſſenden geſchichtlichen Werke zu verarbeiten, bei mir um ſo feſter, je mehr ich mich überzeugte, daß es an einer gründ-

lichen und pragmatiſchen Literaturgeſchichte Teutſchlands, wie ich ſie mir dachte und das Bedürfniſſ einer ſolchen fühlte, noch fehle. Das Werk aber, das ich mir vorſetzte, war eine allgemeine Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands, und der Plan dazu hatte ſich ſchon deutlich in meiner Seele gebildet. Es ſollte aus vier Haupttheilen beſtehen; der erſte ſollte die wiſſenſchaftliche Kultur Teutſchlands vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften darſtellen; der zweite den Zeitraum der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſelbſt umfaſſen; der dritte ſich mit der Reformation in ihrem ganzen Umfange beſchäftigen, und der vierte endlich die Geſchichte der Wiſſenſchaften von der Reformation bis auf unſere Tage abhandeln. Hier ſollte zuerſt eine allgemeine Schilderung des Zuſtandes von Teutſchland in politiſcher, religiöſer, ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht, nach ſeinen Veränderungen in dieſer Periode, gegeben, alsdann aber die Geſchichte der einzelnen, für allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung vorzüglich wichtigen Zweige menſchlicher Kenntniſſ, nehmlich der Philoſophie, des Studiums der ſchönen Kunſt, der teutſchen Sprache in Theorie und Anwendung auf Werke der ſchönen Redekünſte, der Philologie, der Jugend- und Volksbildung, der hiſtoriſchen und der Natur-Wiſſenſchaften, ſo durchgegangen wer-

den, daß die allgemeine Geſchichte der äußern Verhältniſſe dieſer Wiſſenſchaften nur kurz vorangeſchickt, am meiſten aber bei der Darſtellung des Lebens der einzelnen Gelehrten und verdienten Männer und der kritiſchen Würdigung ihrer Werke verweilt würde. Den großen Umfang eines ſolchen Werkes und die Schwierigkeiten ſeiner Ausführung konnte ich nicht verkennen, indeſſen waren auch die Mittel zur Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten berechnet, und gegen eine der größten, den Mangel in allen Fächern ausreichender literariſcher Hilfsmittel, der den einzelnen Mann in beſchränkter äußerer Lage ſo häufig drückt und hindert, waffnete ich mich mit dem Entſchluſſe, meinen Wohnſitz auf eine der berühmteſten teutſchen Hochſchulen zu verlegen, deren außerordentlich reicher Bücherſchatz ſchon ſo manches Werk gedeihen ließ, das unſerer Literatur zur Zierde gereicht, und auch mir die kräftigſte Unterſtützung meines Vorhabens verſprach. Dieſe Veränderung zu bewerkſtelligen, muſſte mir um ſo leichter ſcheinen, da ich, bloß mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, an Erfurt, meinen damaligen Wohnort, durch kein feſtes äußeres Verhältniſſ gebunden war, und überdies nur auf dieſem Wege Gelegenheit zu finden hoffte, mich dem akademiſchen Leben, wozu die Ausſicht, durch die Aufhebung meiner heimathli-

chen Univerſität Erfurt, für mich ſonſt unwiederbringlich und erſatzlos zerſtört war, aufs neue zu ergeben. Manche meiner älteren Freunde werden ſich vielleicht noch erinnern, daß ich zu Anfange des Jahres 1820 ſchon ernſtliche Vorbereitungen traf, jenen Entſchluſſ ins Werk zu ſtellen; aber er wurde dennoch, durch unvorhergeſehene Umſtände, und wahrſcheinlich für immer, vereitelt.

Indeſſen hatte ich einzelne Partien jenes Werkes, gleichſam verſuchsweiſe, nach meinen Grundſätzen bearbeitet, und in dem Erfolge dieſer Arbeiten nur neue Aufmunterung zur Fortſetzung der Arbeit im Ganzen gefunden. Aber theils früher übernommene, theils ſpäter eingegangene literariſche Verpflichtungen anderer Art, deren Erfüllung in mancher Hinſicht nothwendiger ſchien, dann die mannichfaltigen Geſchäfte, welche der Staatsdienſt, in den ich wider mein Vermuthen berufen ward, mir auflegte, und endlich manche mehr oder weniger anhaltende Störungen meiner Geſundheit, die auch den kräftigſten Willen des Geiſtes hemmten, verzögerten die Fortſetzung jener Arbeiten, und ließen mich endlich faſt ganz an der Möglichkeit einer Ausführung meines weit umfaſſenden Planes verzweifeln.

Inzwiſchen konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, ganz von dem Gedanken eines Werkes,

für welches ich ſchon ſo viel geſammelt und vorbereitet hatte, und in welchem ich wirklich manches nicht allgemein bekannte mitzutheilen hoffte, zu ſcheiden; vielmehr dachte ich nun darauf, die Materialien, welche zu einem großen Ganzen zu verarbeiten, mir, nach der Lage der Umſtände, unmöglich ſchien, zu einzelnen Schilderungen zu geſtalten, deren jede einen beſtimmten Zeitraum der teutſchen Literaturgeſchichte umfaſſen, und ſo für ſich ein Ganzes bilden ſollte; doch mit Feſthaltung des Grundſatzes, daß, wenn es mir gelingen ſollte, mehrere ſolcher Schilderungen nach und nach zu Stande zu bringen, dieſe ſich unter einander wie Theile eines größeren Ganzen verhielten, ſo daß ich auf dieſe Weiſe doch, bei günſtigen Fortſchritten, hoffen durfte, mich der Erreichung meines früheren Zieles wieder einigermaßen zu nähern. Hier trat denn nun zuerſt die merkwürdige Periode der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die mich vor allen mit ſo großer Vorliebe beſchäftigt hatte, aufs neue meinen Blicken entgegen. Es war mein Plan, für jede merkwürdige Literatur-Periode einen vorzüglich ausgezeichneten Mann zu wählen, deſſen Leben gleichſam die Einfaſſung des Gemähldes ſeiner Zeit bilden ſollte. Für die Geſchichte der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, oder der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhun-

derts, ſollte dies Johann von Dalberg ſein; und unter dem Titel: Johann von Dalberg, oder Teutſchlands Morgenröthe; wurde die Schilderung entworfen. Bald wurde mir es aber einleuchtend, wie mancher Zwang und wie manche Unbequemlichkeit daraus hervorging, wenn die ganze gleichzeitige Geſchichte in das Leben eines einzigen, wenn auch noch ſo ausgezeichneten Mannes, gleichſam eingeſchachtelt werden ſollte; ich ſtellte alſo die Lebensbeſchreibungen der Männer, welche ſich um die neue Geſtaltung des wiſſenſchaftlichen Lebens in jener Periode, und dadurch um die ganze Kultur Teutſchlands, am meiſten verdient gemacht haben, einzeln neben einander, und ſuchte zugleich in einer vorausgeſchickten Ueberſicht die allgemeinen Grundzüge des Weſens und der Erſcheinungen jener Zeit zu entwickeln, und das Band darzulegen, welches die Lebensgemählde der einzelnen Männer zu einem Ganzen verbindet. Nach dieſem Plane waren, nächſt der erwähnten allgemeinen Ueberſicht, die meiſten Lebensbeſchreibungen, welche der gegenwärtige erſte Band als Anfang des zweiten Theils dieſer Geſchichte enthält, ſo wie das Leben des Conrad Celtes, welches den Anfang des folgenden Bandes bilden ſoll, bereits bearbeitet, als ich, im erſten Hefte meiner Ueberlieferungen zur va-

terländiſchen Geſchichte (Magdeburg b. Rubach, 1825.), dieſes Werkes, als zur baldigen Erſcheinung vorbereitet, unter dem Titel: Teutſchlands Morgenröthe; Gemählde aus den Zeiten des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung; gedachte.

Indeſſen hatten andere dazwiſchen getretene Geſchäfte die ununterbrochne Vollendung der noch übrigen Biographien, für die Geſchichte jener wichtigen Periode, verhindert. Als ich nach einiger Zeit, in der Abſicht, die Fortſetzung dieſer Arbeiten zu beginnen, das bereits Vollendete einer nochmaligen Reviſion unterwarf, erſchien mir doch alles zu ſehr Stückwerk, in einer zu loſen Haltung, durch eine kurze Ueberſicht der allgemeinen Geſchichte zu wenig befeſtigt und geſichert. Nochmaliges reiferes Nachdenken, Ueberlegen und Ordnen geſtaltete nun endlich meinen Plan ſo, wie er jezt in der Ausführung wirklich vorliegt. Die Gemählde, die ich aus der Zeit des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung in Teutſchland bloß auszuheben gedachte, erweiterten ſich nun zu einer vollſtändigen Geſchichte, in der ſie ſelbſt jedoch einen weſentlichen Theil ausmachen. Dieſe Geſchichte zerfällt nehmlich in drei Theile. Der erſte Theil, der in dieſem Bande ganz vorliegt, ſchildert die Vorbereitung der Wiederherſtellung

der Wiſſenſchaften, theils durch das, was außerhalb Teutſchlands in dieſer Beziehung geſchah, theils durch das, was teutſche Gelehrte ſelbſt, aber noch vereinzelt und ohne Beziehung auf einen größeren gemeinſchaftlichen Plan, erſt als Keime und vorläufige Anregungen, bewirkten; und gibt dann von den eigentlich zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland gehörigen Erſcheinungen und Ereigniſſen eine allgemeine Ueberſicht, doch ausgedehnter und vielſeitiger, als ſie, nach jenem früheren Entwurfe, den einzelnen Biographien nur vorangeſandt werden ſollte. Der zweite Theil, von dem in gegenwärtigem Bande bloß der Anfang erſcheint, ſoll nun die im vorigen entworfene allgemeine Geſchichte mehr im Einzelnen ausführen, und daher die Lebensbeſchreibungen derjenigen Männer enthalten, welche die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland, jedoch nur in Folge einer allgemeinen, den Grund aller wiſſenſchaftlichen Thätigkeit umfaſſenden Wirkſamkeit, vornehmlich bewirkten. Außer den hier ſchon abgedruckten Biographien werden hieher noch gehören: Conrad Celtes, Reuchlin, Erasmus, Murmelius, Hermann Buſch, Heinrich Bebel, Eitelwolff vom Stein und Wilibald Pirckheymer. Ulrich von Hutten, den ich anfangs dieſen Männern auch noch anzu-

reihen beabſichtigte, wird wahrſcheinlich ausge=
ſchloſſen bleiben, theils weil die neuſte Bearbei=
tung ſeines Lebens und ſeiner Schriften, durch
den geiſtvollen M ü n ch, es ſehr ſchwierig macht,
noch viel neues und beſſeres darüber zu ſagen;
theils auch, weil er mehr einer ſpätern Periode
angehört, und, wenn Leben, Geſundheit und Muße
mir geſtatten, mich mit der Geſchichte derſelben
weiterhin zu beſchäftigen, von mir dabei nicht un=
berückſichtigt bleiben wird. Dieſer Theil dürfte
ſowohl dem Umfange nach, als in Anſehung der
Wichtigkeit der darinn behandelten Gegenſtände,
wenigſtens nach meiner Ueberzeugung, als der
Haupttheil des ganzen Werkes zu betrachten ſein.
Der d r i t t e T h e i l endlich ſoll die Geſchichte der
einzelnen Wiſſenſchaften in jener Periode enthalten,
und dabei die Nachrichten von denjenigen Gelehr=
ten nachholen, die, wenn ſie auch nicht, wie die
oben genannten, durch Verdienſte vom erſten Range
glänzen, doch durch ihre nützliche Thätigkeit ein
ehrenvolles Andenken verdienen. Hier wird indeſ=
ſen nicht mehr von ſo ausführlichen Biographien
der Gelehrten die Rede ſein können, wie ſie der
zweite Theil gibt, da dieſe weder, bei dem allge=
meinen Mangel an Materialien, möglich, noch bei
dem minder wichtigen Einfluſſe der hier zu nen=
nenden Männer auf die geſammte Literatur, zweck=

mäßig ſein würden; ſondern es werden von ihnen nur kürzere Notizen, ohngefähr ſo, wie bei den in der Einleitung des gegenwärtigen Bandes auf=geſtellten Gegenſtänden mitgetheilt ſind, erſcheinen können. In dieſem Kreiſe würde nun die Auf=gabe dieſes Werkes geſchloſſen ſein. Da jedoch die Geſchichte der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, wenn ſie nicht ohne feſten Grund daſtehen ſoll, die Kenntniſſ des Zuſtandes derſelben vor dieſer Wiederherſtellung vorausſetzt, und da es für jezt nicht in meinem Plane liegt, dieſe Vorgeſchichte durch ein eben ſo umfaſſendes Werk zu ergänzen, ſo habe ich die Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands in der frühern Periode in Geſtalt einer Einleitung vor=angeſchickt. — Geſtalten ſich die äußern Umſtände für meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit in der Folge nicht allzu ungünſtig, ſo dürfte dies Werk nur als Anfang eines Cyclus von Bearbeitungen merkwür=diger Perioden und Erſcheinungen aus der teutſchen Geſchichte zu betrachten ſein.

Ich fürchte, für eine Vorrede zu weitläuftig zu werden, wenn ich, wie vielleicht nicht unnütz ſein dürfte, mich über einzelne Punkte noch in nä=here Auskunft und Rechtfertigung einlaſſen wollte, und hebe daher nur drei Gegenſtände aus, die am meiſten Befremden erregen dürften. Der erſte iſt

die verhältniſſmäßig etwas ausführliche Darſtellung der Geſchichte der ſcholaſtiſchen Philoſophie in der Einleitung. Dieſe ſchien mir darum ganz beſonders nöthig und an ihrem rechten Orte zu ſtehen, weil die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, und vornehmlich Luthers Reformation, ein ſehr weſentliches Geſchäft in der Bekämpfung des Scholaſticismus fand, und es daher doch mindeſtens ſehr intereſſant iſt, zu wiſſen, was man eigentlich damals ſo lebhaft bekämpfte. Daß ich dabei aus den Grenzen meines eigentlichen Gebietes etwas abweichen, und mich mit den Lehren und Schickſalen ſolcher Männer beſchäftigen muſſte, die nie in Teutſchland lebten, lag in der Natur der Sache, da es weit mehr auf die möglichſt (für meinen Zweck) vollſtändige Entwickelung einer für die geſammte Geſtaltung des wiſſenſchaftlichen Lebens höchſt einfluſſreichen Erſcheinung, als auf die ſtrenge Beobachtung geographiſcher Grenzen ankam. — Der zweite Punkt iſt das längere Verweilen bei der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Italien, in einem Werke, wo ich es vornehmlich mit Teutſchland zu thun habe. Aber hier bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß, wenn ich eine Geſchichte des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung vornehmlich in Teutſchland verſpreche, hierdurch der Blick auf andere Länder

keineswegs ausgeſchloſſen, ſondern vielmehr angedeutet wird, daß ich erſt die Geſchichte des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften im allgemeinen, alſo zunächſt in dem Lande, von wo ſie für alle andere Länder ausging, darſtellen, dann aber, von der Zeit an, wo ſie auch in Teutſchland Eingang fand, mich auf dieſes beſonders beſchränken wollte. So habe ich es genommen, und ſo ſchien es mir um ſo nothwendiger, da die meiſten um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland verdienten Männer, ihre höheren und feineren Kenntniſſe größtentheils in Italien erwarben, und es alſo, ſchon in Beziehung auf dieſe, höchſt wiſſenswerth iſt, was ſie eigentlich in jenem Lande ſuchten und fanden. — Der dritte Punkt endlich betrifft den möglichen Vorwurf, daß ich zu wenig Quellen und Autoritäten für meine geſchichtlichen Angaben angezeigt habe. Dagegen kann ich mich durch zwei Gründe verantworten; einmal, daß ich vieles aus Collectaneen nahm, die ich ſchon in frühern Zeiten ſammelte, und für deren Sicherheit ich zwar ſtehen kann, bei denen aber die betreffenden Stellen nicht allemal genau angezeigt, und die Bücher, aus denen ſie geſchöpft ſind, mir in meiner jezigen Lage nicht alle mehr zugänglich ſind, ſo daß ich alſo hier nur ungenaue Citate hätte geben können, die ſchlimmer ſind, als gar

keine; und zweitens, daß ich überhaupt mich ſcheute, durch allzuviele Citate, die doch die wenigſten Leſer nachzuſchlagen Gelegenheit, Luſt und Zeit haben, den Umfang des Buches ohne Noth zu vergrößern, beſonders da ich wünſchte, daß es nicht bloß den eigentlichen Literator, ſondern mehr noch gebildeten Leſern aus allen Ständen ſich empfehlen möchte, die ich zu überzeugen wünſchte, daß auch die Geſchichte der Wiſſenſchaften Gegenſtand einer eben ſo angenehmen als fruchtbaren allgemeinen Geiſtesnahrung ſein kann, wozu ſie bisher, bei einer gewiſſen einſeitigen Vorliebe für die politiſche Geſchichte, nur zu wenig benutzt wurde.

Wichtiger als dieſe und andere einzelne Ausſtellungen iſt am Ende die Hauptfrage: ob ich überhaupt hinlänglich mit Quellen und Hilfsmitteln ausgerüſtet war, um ein Werk, wie das gegenwärtige, zu unternehmen? Der, mir unbekannte, Recenſent des erſten Heftes meiner Ueberlieferungen zur vaterländiſchen Geſchichte, in der Halliſchen Literaturzeitung, ſcheint nahmentlich dieſen Zweifel zu hegen. Und es iſt wahr, daß für eine wiſſenſchaftliche Thätigkeit, wobei es auf bedeutende literariſche Hilfsmittel ankommt, kaum ein Ort ungünſtiger ſein kann, als der, an welchem ich gegenwärtig wohne. Schon die allge-

meine Stimmung iſt wiſſenſchaftlichem Leben und Wirken in vielfacher Hinſicht ungünſtig; vor allem aber iſt hier keine öffentliche Bibliothek, von der ſich einige Unterſtützung in meinen literariſchen Arbeiten erwarten läſſt; denn die hieſige Stadtbibliothek, die durch meinen vortrefflichen Freund, Herrn Stadt-Secretär Gerloff, in Ordnung und in eine würdigere Geſtalt gebracht worden iſt, gewährt für ältere Literatur, worauf es mir vorzüglich ankommen muſſte, wenig oder gar keine Ausbeute; und wer die Schwierigkeiten kennt, von auswärtigen Bibliotheken ſich literariſche Hilfsmittel zu verſchaffen, der wird es wenigſtens mir nicht zurechnen, wenn meine diesfallſigen Wünſche und Bemühungen meiſtens ohne Erfolg geblieben ſind. Daß es mir an einem Orte, wo ich eine große Bibliothek zur Seite haben, oder auf die nahe Unterſtützung gefälliger gelehrter Freunde rechnen könnte, leicht möglich geworden wär, dieſem Werke mehr äußere und innere Vollendung zu geben, als gegenwärtig, das wird freilich mancher ſachkundige Leſer wahrnehmen, und niemand kann es mehr fühlen, als ich ſelbſt. Es aber darum ganz zu unterlaſſen, ſchien mir nicht Grund genug vorhanden zu ſein; denn mein eigner, nicht ohne große Mühe und Aufopferung zuſammengebrachter Büchervorrath, und manche noch aus frü-

hern Jahren aufbewahrte Collectaneen und Excerpte, ſetzen mich, wie ich glaube bewieſen zu haben, in den Stand, wenn auch nicht alles ſo vollkommen, als man wünſchen möchte, doch manches mehr und beſſer zu geben, als man es in den gewöhnlichen, bisher bekannten, geſchichtlichen und literariſchen Werken findet. Man könnte mir freilich entgegnen, daß ich die Ausführung meines Vorhabens wohl auf eine günſtigere Zeit hätte verſchieben können; aber die geringe Wahrſcheinlichkeit für mich, jemals in eine günſtigere Lage zu gelangen, die Kürze des menſchlichen Lebens, in Verhältniſſ zu meinem lebhaften Triebe, für die Literatur nach meinen Kräften thätig zu ſein, und die Erfahrung, daß ſo manche wünſchenswerthe und nicht unnütze Werke, darum, weil die Verfaſſer zu lange auf günſtigere Zeiten warteten, zu viel daran verbeſſern und vervollkommnen wollten, am Ende ganz unterbleiben mussten, werden mich rechtfertigen, daß ich jene Erinnerung, die ich mir ſelbſt vor der Ausführung oft genug gab, nicht befolgte.

Magdeburg, im April 1827.

Dr. H. A. Erhard.

Innhalt.

Einleitung. Geſchichtliche Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften.

	Seite.
Allgemeine Anſicht des Mittelalters.	1
Bedeutung der teutſchen Geſchichte.	2
Eigenthümlicher Einfluſſ der Verfaſſung Teutſchlauds auf ſeine Geſchichte. Wohlthätige Wirkungen dieſer Verfaſſung.	4
Erſter Anfang der teutſchen Kultur, bis zur Aufnahme des Chriſtenthums.	6
Erſtes Auftreten teutſcher Schriftſprache in der Bibel-Ueberſetzung des Ulfilas.	9
Zuſtand Teutſchlands bis in das achte Jahrhundert. Heidenbekehrer.	ebd.
Winfried. (Bonifacius.)	10
Zeitalter Karls des Großen. Seine Verdienſte um das Chriſtenthum und um die Wiſſenſchaften. . . .	30
Einzelne ausgezeichnete Gelehrte aus dem Zeitalter Karls des Großen.	33
Liudger.	ebd.
Alcuin.	35
Theodulf.	42
Paulus, Warnefrieds Sohn.	44
Eginhard.	46
Nachfolger Karls des Großen. Verfall ſeiner wiſſenſchaftlichen Anlagen. — Teutſchland als ein freiſtändiges Reich unter den Karolingern.	50

Seite.

Kultur der Wiſſenſchaften in den Klöſtern, und ihr daraus hervorgehender Charakter. Abnahme der Sprachſtudien. 51

Teutſchlands Zuſtand nach den Zeiten der Karolinger, und deſſen Einfluſſ auf Wiſſenſchaften und Künſte. Glänzende Periode der Ottonen. Verbindung zwiſchen Teutſchland und Italien. Fleißige Bearbeitung der Geſchichte. 54

Zeitalter der fränkiſchen Kaiſer. Die Geiſtlichen vernachläſſigen die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Verfall der Wiſſenſchaften und der gelehrten Bildung. Fortſchritte der teutſchen Dichtkunſt. Geſchichte. Philoſophie. 56

Zeitalter der ſchwäbiſchen Kaiſer. Blühender Zuſtand der Künſte. Schöne Erwartungen für höhere wiſſenſchaftliche Bildung, zu bald vereitelt. Interregnum. . . 57

Wiederherſtellung der geſelligen Ordnung durch Rudolf von Habsburg. Annäherung des Zeitalters der Aufklärung. 59

Einzelne, für die Ausbildung des öffentlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens, beſonders in Teutſchland, einfluſſreiche Erſcheinungen. 60

Teutſchlands Verfaſſung im allgemeinen. Verhältniſſe der teutſchen Fürſten. Einfluſſ der Trennung Teutſchlands in viele Staaten, auf deſſen geiſtige und ſittliche Bildung. . . . . ebd.

Specielle Fortſchritte der Wiſſenſchaften ſeit Karls des Großen Zeitalter. — Männer, die ſich in Teutſchland um die Wiſſenſchaften insgemein verdient gemacht haben. 63

Rabanus Maurus. . . . . . ebd.

Haymo. 68

Walafrid Strabo. 70

Gerbert (Papſt Sylveſter II.) . . . 72

Wibald. 75

Einzelne Wiſſenſchaften. — Philoſophie. Scholaſticismus. . 78

	Seite.
Erſte Periode des Scholaſticismus.	80
Johannes Erigena.	ebd.
Lanfrancus.	83
Anſelmus Cantuarienſis. . . .	ebd.
Hildebert.	85
Urſprung des Streites zwiſchen Realiſten und Nominaliſten. — Roscelinus. . .	ebd.
Wilhelm von Campellis. . . .	87
Peter Abälardus.	ebd.
Zweite Periode des Scholaſticismus.	90
Peter Lombardus.	ebd.
Albertus Magnus.	93
Thomas von Aquino.	98
Bonaventura.	101
Johann Duns (Scotus).	102
Wilhelm Durandus.	103
Dritte Periode des Scholaſticismus.	ebd.
Wilhelm Occam.	ebd.
Ueberſicht der ſpäteren Geſchichte des Scholaſticismus. . .	105
Allgemeine Betrachtungen über den guten und ſchädlichen Einfluſſ des Scholaſticismus.	106
Urſachen der Fortdauer und großen Verbreitung des Scholaſticismus.	109
Myſticismus.	110
Bernhard von Clairvaux. . . .	112
Honorius.	114
Hugo von S. Victor.	115
Alanus ab Inſulis.	117
Populäre Myſtiker. — Johann Tauler. .	121
Geſchichte.	123
Rhegino.	125
Witichint.	126
Ditmar.	127
Hermann.	ebd.
Adam von Bremen.	128

Seite.
Lambert von Aſchaffenburg. . . 129
Sigebert von Gemblours. . . . ebd.
Otto von Freiſingen. 131
Helmold. 133
Conrad von Lichtenau. . . . . . ebd.
Albert von Stade. 134
Albert von Straßburg. . . . 135
Peter Wiſſelbeck. . . . . . . ebd.
Dietrich von Niem. 136
Jakob von Königshofen. . . . 137
Kultur der alten Sprachen in Werken der ſchönen Künſte. 138
Roswitha. . . . . ebd.
Philipp Gualther. 141
Der Dichter des Ligurinus. 142
Kultur der teutſchen Sprache. 144
Ritterthum und daraus hervorgegangene Ritterpoeſie. — Ausbildung der teutſchen Städte. Bürgerpoeſie. Meiſtergeſang. 145
Teutſche Proſa. Oeffentliche Verhandlungen und Geſetzbücher. Briefe. Predigten und aſcetiſche Schriften. Chroniken. Reiſebeſchreibungen. Ueberſetzungen. . 150
Allgemeine Anſtalten zur Beförderung der Wiſſenſchaften. . 152
Entſtehung, urſprüngliche Beſchaffenheit und Einfluſſ der Univerſitäten. 153
Erſte Univerſitäten in Teutſchland, im vierzehnten Jahrhundert. 155
Stiftung und früheſte Geſchichte der Univerſität Erfurt. . 156
Verhältniſſe der Lehrenden und Lernenden auf den alten Univerſitäten. 164
Erſte Lehrer der Erfurter Univerſität. 166
Eintheilung der Wiſſenſchaften und Künſte, und darauf gegründete Ordnung der Fakultäten. 167
Ruf und Wirkſamkeit der Erfurter Univerſität. . . . 170
Gegenſtände des Unterrichts auf den alten Univerſitäten. . 173
Diſputationen. 177

Seite.
Einzelne berühmte Lehrer aus den erſten Zeiten der teutſchen Univerſitäten. 180
Johann Buridanus. . . . . . . ebd.
Heinrich von Heſſen. 181
Marſilius von Inghen. 182
Conrad von Soltow. 184
Matthäus von Krakow. 185
Conrad von Soeſt. . . . . . ebd.
Angelus von Dobelin. 186
Johannes Zachariä. . . . . . ebd.
Johann Hoffmann. 187
Matthias Döring. 188
Gottſchalk Greſemunt. 189
Gabriel Biel. 190
Die niedern Schulen. Beſchaffenheit und Mängel des Schulunterrichts. 194
Allgemeines Reſultat der bisherigen Schilderung des wiſſenſchaftlichen Lebens in Teutſchland. 197

Geſchichte des Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutſchland.

Erſter Theil. Allgemeine geſchichtliche Ueberſicht der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ihrer Hilfsmittel und erſten Beförderer, bis zum Anfange der Reformation.

Hohe Bedeutung des Zeitraumes der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 201
Entfernte Urſachen der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 202
Untergang des oſtrömiſchen (byzantiniſchen) Kaiſerthums. . ebd.
Folgen dieſer Begebenheit für das Verhältniſſ der europäiſchen Staaten, und für die Literatur. . . . 203

Seite.

Vorbereitete Wiedererweckung der klaſſiſchen Literatur in Italien. 204

Franz Petrarcha. — (Barlaam.) . . ebd.

Johann Boccaccio. 217

Johann von Ravenna. 220

Fürſten und Staatsmänner, als Beförderer der Literatur in Italien. 222

Einwanderung und Wirkſamkeit gelehrter Griechen in Italien. 223

Emanuel Chryſoloras. 225

Georg Gemiſtius Pletho. . . . 227

Beſſarion. 229

Theodor Gaza. 230

Emanuel Moſchopulus. — Johann Argyropulus. — Konſtantin Laskaris. — Demetrius Chalkondylas. . . 231

Weiterer Fortgang der Wiederherſtellung der alten Literatur in Italien. . . . . ebd.

Gaſparinus. 232

Johann Auriſpa. 233

Guarinus. 234

Leonard Brunus Aretinus. . . . 235

Victorinus. 237

Poggius. 238

Ambroſius Traverſarius. . . . 240

Franz Philelphus. — (Die Medicäer). . 241

Laurentius Valla. — (Papſt Nicolaus V.) 246

Nicolaus Perottus. 251

Chriſtoph Landinus. 252

Philipp Beroaldus. 254

Hermolaus Barbarus. . . . . ebd.

Angelus Politianus. 256

Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland. . . 258

Vorbereitung zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften durch Verbeſſerung des Jugendunterrichts. 259

Seite.

Gerhard de Groote. — Die Brüderſchaft de communi vita. 259

Florentius Radewyn. — Thomas von Kempen. 263

Weitere Vorarbeiten zur Umgeſtaltung des wiſſenſchaftlichen Lebens. 265

Kritiſche Bearbeitung der Geſchichte. — Gobelinus Perſona. 266

Angriffe gegen das herrſchende Kirchenſyſtem. . . . 269

Johann Huſſ. — (Wiclef. — Gerſon.) . 270

Felix Hämmerlein. 285

Gregorius von Heimburg. . . . 287

Johann von Weſel. 289

Neue Bearbeitung der Philoſophie. 293

Nicolaus von Cuſa. 294

Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften kommen aus Italien nach Teutſchland, zuerſt nach Erfurt. — Petrus Luder. — Jakob Publicius. 301

Erfindung der Buchdruckerkunſt. 303

Einfluſſ der Regierung K. Friedrichs IV. in Teutſchland. . 304

Ueberſicht der einzelnen Männer, welche die eigentliche Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland vornehmlich ausführten. (Ihre vollſtändigern Lebensbeſchreibungen ſind im zweiten Theil enthalten.) . . 306

Theilnahme der teutſchen Fürſten an dem neu erwachten wiſſenſchaftlichen Leben. Begünſtigung deſſelben durch den allgemeinen Landfrieden K. Maximilians I. . . 308

Verhältniſſe der vornehmſten teutſchen Univerſitäten. . . 309

Eberhard, Graf zu Würtemberg, Stifter der Univerſität Tübingen. 311

Stiftung, erſter Zuſtand und Wichtigkeit der Univerſität Tübingen. 313

Erſte berühmte Lehrer der Univerſität Tübingen. — Paul Scriptoris. — Conrad Summenhart. . . 318

***

Seite.
Hinderniſſe der Fortſchritte der Wiſſenſchaften auf den teutſchen Univerſitäten, und daher entſtandene Kämpfe. . 321
Schulen der Collegiatſtifter und der Städte. Privatſchulen. 322
Wirkſamkeit der einzelnen Gelehrten. Freundſchaftliche Verhältniſſe. Briefwechſel. Reiſen. Gelehrten-Vereine. . 324
Nothwendigkeit einer neuen Hochſchule, als eines Mittelpunktes gereinigter Bildung, befriedigt durch die Stiftung der Univerſität Wittenberg. 325
Woran es zu einer vollſtändigen Aufklärung in Teutſchland noch gebrach: verbeſſerte Jugend- und Volksbildung, Reinigung der Religion, und Kultur der teutſchen Mutterſprache. — Andeutung der Abhilfe dieſer Mängel durch Luthers Reformation. 326

Zweiter Theil. Lebensbeſchreibungen der Männer, welche die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland vornehmlich bewirkten.

1. Johann Weſſel. 333
2. Rudolf Lange. 345
3. Johann von Dalberg. 356
Johann von Dalbergs Briefe an Reuchlin. . . 370
4. Rudolf Agricola. 374
5. Alexander Hegius. 416
6. Jakob Wimpheling. 428

(Die Fortſetzung dieſer Lebensbeſchreibungen wird der zweite Band enthalten.)

Druckfehler.

Seite	26	Zeile	16	ſt. tugenhaften l. tugendhaften
=	29	=	6	v. u. nach ſind l. in
=	35	=	18	ſt. Liudgerns l. Liudgerus
=	81	=	8	ſt. vollkommenen l. vollkommenem
=	109	=	11	ſt. ſie l. ſich.
=	144	=	17	ſt. Impratorise l. Imperatoris
=	176	=	7	v. u. ſt. dieſen l. dieſem
=	209	=	9	v. u. ſt. Sevarino l. Severino
=	222	=	23	ſt. vom l. von
=	281	=	6	v. u. ſt. unbegründe l. unbegründete
=	282	=	7	ſt. antworte l. antwortete
=	—	=	14	ſt. anzuhören l. anhören.
=	302	=	2	v. u. ſt. reventiam l. reverentiam
=	305	=	8	v. u. ſt. Aufenthaltsorte l. Aufenthaltsort
=	335	=	16	ſt. ſpätern l. ſpätere.
=	340	=	4	v. u. ſt. 299 l. 289
=	366	=	19	ſt. errathen l. erachten
=	383	=	5	v. u. ſt. von l. aus
=	399	=	8	v. u. nach und l. nach
=	452	=	3	ſt. vor l. von

Einleitung.

Geſchichtliche Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands,

vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften.

Das ſogenannte Mittelalter, oder die Zeit vom erſten Beginnen eigentlicher teutſcher Staaten und Verfaſſungen bis zur Entwickelung des neuern europäiſchen Staatenſyſtems, iſt manchmal als der Abgrund alles Verderbens und das Urbild der greulichſten Finſterniſſ und Barbarei verſchrien, manchmal wieder als der Innbegriff alles Großen, Edlen und Herrlichen, was nur unſerm Geſchlecht als Muſter aufgeſtellt zu werden verdiente, geprieſen worden. Beide Vorſtellungen ſind übertrieben, und beruhen, ohne ſichern geſchichtlichen Grund, bloß auf vorgefaſſten Meinungen und Täuſchungen der Einbildungskraft. Jene grauſe Finſterniſſ wird dem Mittelalter mit Unrecht angeſchuldigt; denn obgleich die Geiſtesbildung noch im Allgemeinen auf ſehr niedriger Stufe ſtand, ſo iſt doch ein Streben nach höherer Kenntniſſ, eine wiſſenſchaftliche Thätigkeit und eine Achtung des wiſſenſchaftlichen Lebens in jener Zeit unverkennbar, wenn auch jenes Streben oft das Ziel verfehlte, jene Thätigkeit ſich ſelten auf das Weſentli-

che richtete, und jene Achtung weder überall aus wahrer Ueberzeugung hervorging, noch immer der wahren Würde der Wiſſenſchaften angemeſſen ſich ausſprach; und wenn wir das wiſſenſchaftliche Leben in jener Zeit noch nicht in allgemeiner Verbreitung, ächter Ausbildung und gemeinnützigen Fruchtbarkeit wahrnehmen, ſo erkennen wir doch ſchon die Grundlage zu alle dem, was die Folgezeit nachmals im Reiche der Wiſſenſchaften ſo herrlich und heilbringend erbaute. Aber eben daraus, daß wir im Mittelalter nur Grundlagen und Vorarbeiten erblicken, geht hervor, daß wir von jener Zeit noch nichts durchaus Muſtergiltiges erwarten dürfen, und daß ihre, in vieler Hinſicht allerdings höchſt anziehende und lehrreiche Geſchichte noch kein Gemählde vollendeter, allſeitiger Ausbildung uns darbietet, wohl aber ein großartiges Bild der höhern Erziehung und des Heranreifens der Nationen, der allmählichen Vereinigung anfangs zerſtreuter und verſchiedenartig wirkender Kräfte, des ſtufenweiſen, unermüdlichen, wenn gleich durch manche Irrwege verzögerten Fortſchreitens zum Beſſern, und der, aus unſicherer Dämmerung immer mehr hervortretenden Morgenröthe eines lange erwarteten und zuletzt feierlich erſcheinenden lichten Tages.

Dem Teutſchen, der ſein Vaterland auch in ſeiner Vorzeit wahrhaft liebt und achtet, iſt es höchſt erfreulich und ehrenvoll, daß teutſches Land und teutſches Volk bei jener Entwickelung eine vorzüglich ausgezeichnete, thatenreiche Rolle zu ſpielen beſtimmt war.

Wenn überhaupt die Geſchichte der Entwickelung und allmählichen Ausbildung ganzer Völker und Staaten eins der erhabenſten und lehrreichſten Bilder darbietet, mit welchen der menſchliche Geiſt ſich beſchäftigen kann, ſo wird auch nicht leicht in Abrede geſtellt werden können, daß in

dieſer Hinſicht den Geſchichten unſers teutſchen Vaterlandes und ſeiner Bewohner unter allen ein ganz vorzüglicher Rang gebührt. Zwar bin ich weit entfernt von jenem einſeitigen, mißverſtandenen Patriotismus, in welchem ſich manche neuere Geſchichtſchreiber, zum Nachtheil wahrer und gründlicher Geſchichte, gefallen, indem ſie ganz unbeſonnen und blind alles loben, was teutſch heißt, oder mit Teutſchen auch nur vom weiten in Verbindung ſteht, und vergeſſen, daß eine bedachtſamere Nachwelt einſt nicht nach unbegründeten Machtſprüchen, erzwungenen Wendungen und hochklingenden Deklamationen, ſondern nach unleugbaren Thatſachen und ihrer natürlichen Zuſammenſtellung urtheilen wird, und daß der Schriftſteller für des Vaterlandes Ruhm an ſeinem Theile dadurch am beſten ſorgt, wenn er Werke hervorbringt, deren innerer Gehalt ſeinem Vaterlande zur Ehre gereicht; daß aber wahre Ehre nicht beſteht ohne Wahrheit. — Um ſo mehr glaube ich jedoch, durch Gründe, geleitet aus dem innern Verhältniſſe der Sache, beweiſen zu können, wie ſehr, vor allen Geſchichten neuerer Völker, die teutſche, nicht nur dem tieferen Forſcher, ſondern auch dem bloßen Liebhaber ſich empfiehlt. Denn von Teutſchland aus gingen die Völkerſtämme, die einſt Europa's Geſtalt umſchufen, und in Teutſchland hat der Reſt jener Stämme die Ureigenthümlichkeit ſeiner Sprache, Sitten und Gemüthsart, ſo weit es der Wechſel der Jahrhunderte zuließ, am treuſten bewahrt; Teutſchland, gelegen im Herzen Europa's, nahm an den meiſten wichtigern Ereigniſſen ſeiner Nachbarſtaaten näheren oder entfernteren Antheil, und von der Geſchichte der übrigen europäiſchen Völker iſt nicht wenig in die ſeinige verflochten, ja oft und lange hat das geſammte politiſche Streben der europäiſchen Staaten ſich in Teutſchland concen-

trirt, in Teutſchland ſo mannichfaltige Gegenwirkungen aufgeregt, und Teutſchland, freilich nur ſelten zu deſſen Vortheil, zum Mittelpunkte des europäiſchen Staatenſyſtems erhoben; Teutſchlands eigenthümliche Staatsform gewährt eine Erſcheinung, wie die Geſchichte ſie nirgends weiter zeigt, und die, wenn auch nicht immer erfreulich, doch höchſt merkwürdig und lehrreich iſt; und das Ineinanderwirken der einzelnen Theile Teutſchlands bildet eine innere Regſamkeit, die wir in keinem anderen Volke finden; endlich bietet uns die Geſchichte Teutſchlands eine große Mannichfaltigkeit innerer Veränderungen jeder Art, einen nicht genug benutzten Reichthum lehrreicher Begebenheiten, und eine bewundernswerthe Reihe großer, tugendhafter und verdienſtvoller Menſchen aus allen Ständen, in denen ſie eine Menge großer Muſter zur Nachbildung und Belehrung den Staaten wie den Einzelnen aufſtellt; und — da inſonderheit, wie Herder ſo ſchön als wahr ſagt, auch die Geſchichte der Wiſſenſchaften Geſchichte der Menſchheit, und zwar der menſchlichſten Menſchheit iſt, — ſo ſind auch Teutſchlands Neider und Widerſacher zu dem Bekenntniſſ genöthigt worden, daß kein Volk unter den neuern eine ſo weit verbreitete, im Ganzen ſo vielſeitige und zugleich gründliche wiſſenſchaftliche Bildung, ſo viel und große Gelehrte in allen Fächern, ſo zahlreiche Beiſpiele eines unermüdlichen und glücklichen Fleißes, und eine ſolche Menge feſt begründeter und in ihrem Wirken geſegneter Bildungsanſtalten aufweiſen kann, wie Teutſchland.

Wenn ich unter dem, was der Geſchichte Teutſchlands ihr ausgezeichnet merkwürdiges Gepräge verleiht, auch ſeine ſo eigenthümliche Staatsverfaſſung und ſeine Verwikkelung in die politiſchen Verhältniſſe des Auslandes genannt habe, ſo muſſ ich auch dem bekannten Einwurfe begegnen,

daß Teutſchlands dadurch erworbene Bedeutung eine ſehr traurige ſei, da der Umſturz teutſcher Macht, das Erlöſchen teutſchen Glanzes und die Vernichtung teutſcher Freiheit und Eintracht aus dieſer Quelle gefloſſen. Zu leugnen, daß Teutſchlands Verfaſſung ſchon ſeit ihrem erſten Geſtalten den Keim des Verderbens in ſich getragen und im Laufe der Zeitbegebenheiten ihn immer mehr entwickelt hat, wär nun freilich gegen den offenbaren Beweis der Geſchichte; doch iſt es unweiſe, das Nothwendige, ſchon tief in der Entſtehung des Volkes begründete, anzuklagen; es iſt einſeitig und des Geſchichtforſchers unwürdig, nur das Böſe zu ſehen, und das Gute, wie es ſich auch geſtalte, zu verkennen. Denn nur in Zeiten des allgemeinen Verderbens, wo ein Volk ſeinem unwiderruflichen Strafgericht entgegen reift, können wir das Böſe durchaus vorherrſchend erkennen; ſonſt überall keimt neben ihm, wenn auch nur im Stillen, mehr Gutes, und wir finden bei ruhiger Prüfung, daß auch das, was uns miſſfällt, immer noch einem guten Zwecke dienen muſſ, eben ſo wie in der phyſiſchen Welt ſelbſt das Verderben noch neue Nahrung für edlere Stoffe bereitet. Kein Zufall iſt es, der in der Natur und in der Geſchichte zuweilen aus böſen Keimen gute Saaten hervorlockt, ſondern wie die Wirkungen der Natur nach ewigen, weiſen Geſetzen erfolgen, ſo zeigt ſich auch in der Weltgeſchichte das Walten göttlicher Weisheit gerade am herrlichſten, indem ſie auch das Böſe und Schlechte ſo lenkt, daß es guten Zwecken dienen muſſ, und ſo am vollkommenſten durch ſeine eigenen Folgen geſühnt wird. So finden wir es auch in Teutſchlands viel geſchmähter, aber bei allen ihren Mängeln dennoch ehrwürdiger Verfaſſung. Sie ſcheint nothwendig, im innerſten Weſen des teutſchen Volkes begründet geweſen zu ſein;

denn ſeit den älteſten Zeiten, wo dieſes in der Geſchichte auftritt, finden wir in ihm nur ſelten, und nie ohne beſtimmte dringende Veranlaſſung, jedesmal nur für einen beſchränkten, vorübergehenden Zeitraum, eine große Volkseinheit; ſonſt immer ein Auseinandertreten der einzelnen Stämme, von denen jeglicher ſeinen eignen Weg ging, während ſie doch der allgemeinen Verwandtſchaft nie ganz vergaßen. Sie war aber auch heilſam, denn eben das Zerfällen Teutſchlands in viele kleinere Staaten vervielfältigte die Regſamkeit des innern Lebens, begünſtigte und erhielt die Freiheit der eigenthümlichen Entwickelung, regte die Thatkraft vielſeitiger auf, begründete einen fruchtbarern Wetteifer in jeder Art geiſtiger Thätigkeit, und ergoſſ die Schätze der Wiſſenſchaft, Kunſt und feineren Sitte durch alle Verzweigungen bis in die kleinſten Adern des Volkes. Wenn Teutſchland nicht durch Eroberung und Herrſchergewalt, ſondern durch Wiſſenſchaft und Religion, einen dauernden Ruhm in der Geſchichte ſich erwarb, ſo muſſ auch die Geſchichte, bei genauer Erwägung, uns überzeugen, daß eben der Zuſtand, in welchem ſich Teutſchland nach ſeinen politiſchen Verhältniſſen uns darſtellt, Teutſchlands wiſſenſchaftliche Bildung ſo vielſeitig gedeihen, und das werden ließ, was ſie ward; wie alſo eben dieſer Zuſtand auf das Ganze ſo vortheilhaft wirkte.

Wie wir in den frühſten Verhältniſſen eines jeden Volkes den erſten Keim ſeiner ſittlichen Bildung zu ſuchen haben, ſo finden wir auch bei den Teutſchen ſchon im erſten Anbeginn ihres Volksthumes die Grundzüge zu ihrer nachmaligen ganzen ſittlich-wiſſenſchaftlichen Geſtaltung. An freies Leben gewöhnt, ſogar den Städten mit ihren Mauern, als einer unfreundlichen Beſchränkung, abgeneigt, umgeben von den Erſcheinungen einer kühnen, großen und

kräftigen, aber einfachen und wilden Natur, bildete ſchon in den rohſten Zeiten ihr Geiſt ſich dem Freien, Kräftigen, Einfachen und Edeln entgegen. Einfach, wie ihre Bedürfniſſe, waren auch ihre Kenntniſſe, aber mit feſtem, beharrlichem Gemüth, bewahrten ſie das einmal aufgenommene dauernd und ſicher; auch ihre Sprache war einfach, rauh wie ihr Land, aber männlich und kräftig wie ihr Gemüth, dem Zwange drückender Regeln vom Anbeginn abhold, aber zu reicher und mannichfaltiger, eben ſo kühner als zarter Bildung geſchickt. Frühzeitig erwachte bei ihnen die Liebe zu Dichtung und Geſang, und dieſe Künſte bahnten zuerſt feineren Gefühlen den Eingang in die rauhen Herzen der Krieger und Jäger. Eigenthümlich war ihren Geſängen die Erfindung des Reimes; uralt, weil ſchon der Kaiſer Julian bemerkte, daß die Geſänge der Teutſchen aus gleichlautenden Worten beſtanden; und ſo tief in den Charakter des teutſchen Geſanges eingewurzelt, daß er nicht nur in alle Sprachen überging, die aus der teutſchen abſtammten, oder durch ihre Einwirkung aus den Reſten der Römerſprache ſich bildeten, ſondern auch in der teutſchen Hauptſprache durch alle Veränderungen des Zeitalters und des Geſchmackes ſich erhielt. Ihre Geiſtesthätigkeit wurde, ſelbſt da ſie noch in den engſten Schranken ſich bewegte, mehr durch Nachdenken und Gefühl, als durch Phantaſie beſtimmt, und mehr Stätigkeit als Beweglichkeit war ihr Charakter. Das weibliche Geſchlecht, bei andern Völkern des Alterthums vernachläſſigt und zur bloßen Dienſtbarkeit oder Befriedigung der Sinnlichkeit herabgewürdigt, fand bei den Teutſchen Achtung und volle Gleichſtellung in allen menſchlichen Rechten, ja ſie glaubten faſt etwas höheres, göttliches, in der weiblichen Natur zu finden; daher die Wahrſagerinnen, die bei den Teutſchen für heilig gehalten

und bei wichtigen Unternehmungen befragt wurden. Der Sinn für das Göttliche regte ſich in ihnen weit lebendiger, als bei einem andern Volke auf gleicher Stufe der Kultur, und die Sagen von ihren Göttern, ſo weit ſie auf uns gekommen ſind, zeigen zwar einfachere, aber edlere Begriffe vom göttlichen Weſen, als ſelbſt die Mythologie der Griechen und Römer, wenn ihnen auch das freundliche Gewand und der Kunſtwerth abgeht, um den wir dieſe bewundern. Die Religion war auch ſchon in ihrer rohſten und unvollkommenſten Geſtalt ihnen weit mehr Sache des Herzens; ihre Götter waren ihnen nicht allein Gegenſtände des hiſtoriſchen Wiſſens, auch nicht bloß Gegenſtände der Furcht, ſondern der Achtung und Liebe; auf heimathlichem Boden erblüht, ſchmolz ihre Religion mit der angeſtammten Liebe zu Freiheit und Vaterland zuſammen; und durch das Dunkel ihrer Sagen leuchtete die Vorſtellung hindurch: einſt, wenn das Reich der Götter ganz geſtürzt ſei, werde Allvater über alles in allem herrſchen. — So vorbereitet, und durch mancherlei Entwickelungen der Zeiten, durch Krieg, Verkehr und Bündniſſe, ſchon mit Staatsverfaſſungen bekannt gemacht und ſelbſt ſchon zu feſteren Verfaſſungen gediehen, fand auch das Chriſtenthum ſie empfänglicher für ſeine reineren, die ganze Menſchheit umfaſſenden Lehren; und wenn Griechen und Römer, durch Sittenloſigkeit entnervt, oder durch falſche Kultur verblendet, das Chriſtenthum von ſich ſtießen oder ſeinen Nahmen entehrten, gewährten die Teutſchen ihm einen zwar noch rohen, aber unverdorbenen Boden, auf dem es, wenn auch anfangs unter mancherlei Schwierigkeiten und Hinderniſſen, doch nachmals um ſo feſter wurzeln, gedeihen und blühen konnte, und deſſen ſichtlich zunehmende Veredlung offenbar von der Einwirkung des Chriſtenthums ausging.

Auch zu einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Thätigkeit muſſte die Teutſchen zuerſt das Chriſtenthum führen, und es iſt auszeichnend für die teutſche Sprache, daß ihre erſte Benutzung als Schriftſprache von der Bibel-Ueberſetzung durch Ulfilas ausging, ſo wie beinahe zwölf Jahrhunderte ſpäter durch Luthers Bibel ihre vollſtändigſte neue Begründung und Veredlung. Zwar entſtand jenes wichtige Werk außer den Grenzen des eigentlichen Teutſchlands, und ſcheint, bei der weiten Ausbreitung teutſcher Völkerſtämme, nur wenig allgemeinen Einfluſſ auf die Volksbildung ſelbſt gewonnen zu haben, am wenigſten innerhalb der Grenzen des eigentlichen Teutſchlands, wo noch lange das Heidenthum herrſchte; doch war die Bahn einmal gebrochen, und kaum hatte, nach jenen großen Völkerzügen, die Europa umgeſtalteten, die Ordnung der Dinge unter den Teutſchen, in dem Lande, das von ihnen insbeſondere den Nahmen behielt, ſich feſter gebildet, ſo wurde jene Bahn von mehrern verdienſtvollen Männern aufs neue, zwar mit langſamen, doch ſicheren Schritten, betreten.

Bis in das achte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung war in Teutſchland weder in Hinſicht der Verfaſſung noch des Kulturſtandes Einheit. Nur bis an die Elbe wohnten eigentliche teutſche Stämme; jenſeits hatten, ſeit der Völkerwanderung, ſich Slaven, von jenen an Sitten und Sprache verſchieden, verbreitet. Im Norden Teutſchlands führten die Sachſen noch ihr alterthümliches Volksleben; der ſüdliche Theil gehorchte theils den Franken, theils unabhängigen Herrſchern. Die Grenzlande an den Ufern des Rheins und gegen Italien hin bekannten ſich zum Chriſtenthum; im Innern herrſchte noch das Heidenthum, und nur allmählich drangen durch ſeine Finſterniſſe die Strahlen des

milderen Lichtes. Viele der Glaubenshelden, die es unternahmen, die Teutſchen zum Chriſtenthume zu bekehren, mufſten die Wahrheit, die ſie verkündeten, mit ihrem Blute beſiegeln; denn durch den häufigen Wechſel des innern Zuſtandes waren die Völker grauſamer geworden, und unempfänglicher für milde Belehrung; auch verſahen es viele der Lehrer wohl darinn, daß ſie, unbekannt mit dem Charakter des Volkes, ihm das Neue zu raſch aufdrangen, oder zu unbedachtſam den alten Göttern feindlich gegenüber ſtellten, ehe ſie verſucht hatten, allmählich die Herzen des Volkes für die neue Lehre zu gewinnen, und durch ſie, beſſernd, mildernd und erfüllend, die alte zu überſtrahlen. Bonifacius (zuvor Winfried), wohl mit Recht der Apoſtel der Teutſchen genannt, arbeitete mit glücklicherm Erfolge. Zwar ſtarb auch er den Heldentod für den wahren Glauben; aber er hatte doch zuvor einen großen Theil Teutſchlands den Ketten des Heidenthums entriſſen, chriſtliche Kirchen und Schulen in großer Anzahl gegründet, durch eine feſte kirchliche Verfaſſung ihre Dauer geſichert, und dem Volke, das zuvor in Finſterniſſ und Schatten des Todes wandelte, mit dem Wege zum ewigen Heil, auch den Weg zu Wiſſenſchaften, Künſten und beſſerer Kultur des Landes eröffnet. Sein Leben verdient daher, daß wir es hier etwas genauer betrachten.

Das Vaterland Winfrieds war England, und Kirtoun (Cridiodunum) in Devonſhire ſein Geburtsort. Als das Jahr ſeiner Geburt wird von einigen 670, von andern 681 angegeben. Seine Herkunft iſt nicht bekannt. Zwar hat man ſeine Abſtammung aus königlichem Geſchlecht herleiten wollen, aber es läſſt ſich dafür durchaus kein haltbarer Grund anführen, und bei den älteſten Schriftſtellern wird ſeiner Familie gar nicht gedacht.

Schon in früher Jugend wurde er den Mönchen zu Exceſter (Adescancastrum) zum Unterricht übergeben, und machte hier nicht nur gute Fortſchritte in Kenntniſſen, wie ſie zur damaligen Zeit getrieben wurden, ſondern gewann auch eine Neigung zum geiſtlichen Stande, die er durch ſeinen Eintritt in den Benedictiner-Orden erfüllte. Da er aber ſeine Wiſſbegierde in jenem Kloſter nicht hinlänglich befriedigt fand, ſo begab er ſich, mit Erlaubniſſ ſeines Abtes, in das Kloſter Nuizell, deſſen Mönche damals in einem beſondern Rufe der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ſtanden, und wo er ſich, unter dem Abt Wynbert (oder Wigbert), in geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchaften weiter ausbildete, ſo daß er bald, nach ſeiner Rückkehr in das Kloſter zu Exceſter, ſelbſt als Lehrer auftrat, und viele Schüler ſich ſeines Unterrichtes bedienten. Je mehr aber der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit zunahm, um ſo größer war auch ſeine Beſcheidenheit und Demuth. Um das Jahr 700 (wahrſcheinlich im 30ſten ſeines Alters, wie es damals bei der engliſchen Kirche Gebrauch war) wurde er zum Prieſter geweiht. Zum Beweis der Achtung, die er bereits erlangt hatte, ward er einſt von einer Kirchenverſammlung, welcher er beigewohnt hatte, in beſonders wichtigen Angelegenheiten an den Erzbiſchof von Canterbury geſchickt, und erwarb ſich durch die günſtige Ausführung ſeiner Sendung allgemeinen Beifall.

Weil er aber einen lebhaften innern Beruf fühlte, das Chriſtenthum unter den heidniſchen Völkern bekannt zu machen, ſo dachte er dabei vorzüglich an die noch heidniſchen Bewohner Teutſchlands, zu denen er ſich deshalb beſonders hingezogen fühlte, weil ſeine eignen Vorfahren aus dieſem Lande entſproſſen waren. Sein Abt ließ ihn nur ungern ziehen, und er reiſte nun (716) mit einigen Gefährten, die

ein gleicher Eifer zu ihm geſellte, über London (Lundenwic) nach Dorſtet, einem großen Flecken in Friesland, wo er ſein Lehramt beginnen wollte. Aber der Krieg, den der frieſiſche König Ratbod damals mit dem fränkiſchen Herzog Karl Martell führte, und die feindſeligen Geſinnungen Ratbods gegen die Chriſten, hinderten die Ausführung ſeines Vorhabens, und bewogen ihn, nach Utrecht zu gehen, wo ſein Landsmann, Wilibrord, der hier Biſchof war, ihn ſehr freundſchaftlich aufnahm. Winfried gelangte zwar zu einem Geſpräche mit dem König Ratbod, und ermahnte ihn, von den Verfolgungen der Chriſten abzuſtehen und die Lehre des Chriſtenthums unter ſeinem Volke zu erlauben; aber vergebens. Da er ſich nun überzeugt hatte, daß ſeine Bemühungen für diesmal fruchtlos ſein würden, ſo kehrte er (717), ohne jedoch ſein Vorhaben ganz aufzugeben, einſtweilen nach England zurück. *)

Inzwiſchen war der Abt Wigbert zu Nuizell geſtorben, und die Wahl der Mönche, für ſeinen Nachfolger, fiel einſtimmig auf Winfried; doch dieſer ſchlug die dargebotene Würde aus, da er ſchon wieder mit einer zweiten Reiſe nach Teutſchland umging, die er auch im Jahre 718, zu Anfange des Winters, mit einem allgemeinen Empfehlungsſchreiben des Biſchofs Daniel verſehen, wirklich antrat.

Sein Weg ging diesmal zuerſt, und zwar zu Lande, nach Rom, wo er den Winter zubrachte. Der Papſt

---

*) Alle Zeugniſſe des Bonifacius ſelbſt, und ſeiner älteſten Biographen, ſo wie auch die geſchichtlichen Umſtände in Anſehung des Kriegs zwiſchen Ratbod und Karl Martell, kommen darinn überein, daß er ſeine Reiſe 716, und nicht, wie Andere wollen, 704 oder 714, angetreten.

Gregorius II., an welchen er noch ein beſonderes Schreiben des Biſchofs Daniel empfangen hatte, nahm ihn ſehr wohlwollend auf, unterredete ſich mit ihm faſt täglich, und verwandelte ſeinen Nahmen Winfried in Bonifacius. *) Er erhielt vom Papſte eine ſchriftliche Vollmacht und Vorſchrift, das Chriſtenthum unter den heidniſchen Völkern in Teutſchland bekannt zu machen. Mit dieſer verſehen, reiſte er im Mai 719 von Rom wieder ab, und ging durch die Lombardei und durch Baiern nach Thüringen. In dieſem Lande (zu welchem man damals noch einen großen Theil des nachherigen Oſtfrankens, bis an den Main, rechnete) war zwar ſchon ſeit 685 durch Kilian, und ſpäter durch Wilibrord, ein Anfang zur Gründung des Chriſtenthums gemacht worden; aber die Saat, welche dieſe Männer ausgeſtreut hatten, war nur ſpärlich aufgegangen und größtentheils wieder erſtickt; nur wenige Spuren des Chriſtenthums waren noch zu erkennen, und ſelbſt die hier und da noch vorhandenen chriſtlichen Prieſter hatten ſich zu den heidniſchen Greueln hingeneigt, und entehrten das Chriſtenthum durch ihr Leben. Bonifacius ſuchte dieſe mit Eifer zu ihrer Pflicht und zu den Geſetzen der chriſtlichen Kirche zurück zu führen; vorzüglich aber wandte er ſich, nach dem Rathe des Papſtes, an die Vornehmen und Edlen im Volke, um dieſe durch verſtändige, geiſtreiche Vorſtellungen für das Chriſtenthum zu gewinnen. Sein Aufenthalt in Thüringen war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer; denn da er gehört hatte, daß

---

*) Daß dies nicht erſt bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Rom geſchehen, zeigt die päpſtliche Verordnung (in Epist. S. Bonifacii, ed. Würdtwein, pag. 11.) in deren Aufſchrift er ſchon Bonifacius genannt wird.

der frieſiſche König Ratbod (719) geſtorben war, verließ er Thüringen noch in demſelben Jahre, und ging (wie aus einem Briefe *) hervorgeht, auf Antrieb eines Traumes) nach Friesland, wo er gemeinſchaftlich mit dem Biſchof Wilibrord, unter dem Schutze der Franken, in der Ausbreitung des Chriſtenthums große Fortſchritte machte, und drei Jahre verweilte. Wegen ſeines Eifers für die Religion beſtimmte ihn der vom weit vorgeſchrittenen Alter ſchon geſchwächte Biſchof Wilibrord (welcher auch Clemens genannt wird), zu ſeinem Nachfolger im Bisthum, und wollte ihn ſchon damals zum Biſchof weihen; aber Bonifacius lehnte dieſe Auszeichnung ab, indem er ſich noch für zu unwürdig dazu erklärte, und die Vorſchrift des Papſtes einwandte, durch die er nur zum Prediger des Chriſtenthums unter den Heiden in Teutſchland beſtimmt ſei. Im Jahre 722 verließ er Friesland wieder und ging nach Heſſen, wo er Viele zum Chriſtenthum bekehrte, und im folgenden Jahre zu Amöneburg ein Kloſter gründete. Da er dem Papſte von dem glücklichen Gedeihen ſeiner Sendung Nachricht ertheilt hatte, berief ihn dieſer nach Rom, behandelte ihn, bei ſeiner Ankunft, abermals mit vieler Achtung, und weihte ihn am S. Andreas-Tage (30. November) 723 zum Biſchof, ohne ihm jedoch eine beſtimmte Diöceſe anzuweiſen. Unmittelbar darauf ließ er ihm zwei Empfehlungsſchreiben, das eine an Karl Martell, das andere an alle Biſchöfe, Fürſten und andere Chriſten in Teutſchland ausfertigen, und ſchrieb auch beſonders an die Thüringer, indem er diejenigen, welche ſich ſchon zum Chriſtenthume bekannten, wegen ihres Eifers

*) Dem dritten in Würdtweins Sammlung, l. c. pag. 14.

lobte, *) die andern aber zur Annahme des Chriſtenthums, als des einzigen Weges zum wahren Heil, aufforderte, und allen den Bonifacius kräftig empfahl, die Geiſtlichen aber insbeſondere zum Gehorſam gegen ihn ermahnte. Mit dieſen und andern Briefen des Papſtes verſehen, reiſte Bonifacius, zu Anfange des Jahres 724, zuerſt zu Karl Martell, der ihm ſeinen Schutz verſprach und einen Schutzbrief ertheilte; und begab ſich dann wieder nach Teutſchland, wo er zunächſt in Heſſen das angefangene Werk fortſetzte, und unter andern, um das Heidenthum deſto gründlicher auszurotten, zu Geismar eine große, von Alters her als heilig verehrte Eiche fällte. Die heidniſchen Bewohner der umliegenden Gegend waren in Menge zu dieſem, für ſie ſchrecklichen Schauſpiel herbeigeſtrömt, und erwarteten nichts geringeres, als daß der Donnergott, dem dieſe Eiche geheiligt war, ihren Sturz auf der Stelle rächen werde; da aber Bonifacius ſein Werk ohne Störung vollbrachte, ſo wurden viele dadurch um ſo leichter für das Chriſtenthum gewonnen. Noch in demſelben Jahre ging er aus Heſſen weiter in das eigentliche Thüringen und gründete (724 oder 725) das Kloſter des heiligen Michaels, in einer damals noch wüſten Gegend, ſpäterhin Ohrdruf genannt. **) Nicht weit davon, in der Gegend, wo ſpä-

---

*) In dem Schreiben des Papſtes werden Aſolf, Godolaus, Wilar, Gunthar und Albord nahmentlich erwähnt und Viri magnifici genannt; wahrſcheinlich alſo waren dies Männer von angeſehenem Stande.

**) Daß dieſes Kloſter die erſte Stiftung des Bonifacius im heutigen Thüringen geweſen, und die S. Johannis-Kirche zu Altenberga, welche man dafür ausgegeben, gar nicht von Bonifacius, ſondern erſt von Ludwig dem Bärtigen erbaut

terhin das Dorf Altenberga erbaut wurde, erhielt Bonifacius von einem angeſehenen Manne, Hugo dem Aelteren, *) ein Stück Landes als Eigenthum geſchenkt, wo er ſich ein Wohnhaus mit einer kleinen Kapelle erbaute. **)

Bei den ohnehin ſchwierigen Geſchäften ſeines Lehramtes hatte Bonifacius auch mit andern Mühſeligkeiten aller Art zu kämpfen; denn er und ſeine Gehilfen mußten ſich ihren Lebensunterhalt, in einem rauhen, größtentheils noch mit Wald bedeckten Lande, mühſam erwerben; aber gern ertrugen ſie Mangel und Beſchwerden, um nur das Chriſtenthum nicht wieder in ſeinen vorigen Verfall kommen zu ſehen; ja der Heldenmuth und die Ausdauer des Bonifacius erweckte ihm auch in England noch viele Nachfolger, die ſeit 724 das urſprünglich kleine Häuflein ſeiner Gefährten anſehnlich verſtärkten, und ihm von weſentlichem Nutzen waren, um die neu geſtifteten Klöſter (damals weſentliche Bedürfniſſe zur Sicherung und Aufrechthaltung der Religion) hinlänglich zu beſetzen. Unter andern kamen auch mehrere fromme und gut unterrichtete Frauen und Jungfrauen aus England mit nach Teutſchland, welche hier treulich bei der Heidenbekehrung halfen, und in der Folge zum Theil Aebtiſſinnen in verſchiedenen

---

worden, hat Hr. Director Krügelſtein hinreichend erwieſen. S. Deſſ. Nachrichten von Ohrdruf und ſeinen Umgebungen aus der Vor-Gleichiſchen Zeit, 1. u. 2. Heft. Gotha 1823. 4.

*) Ohne hinreichenden Grund hat man ihn und den oben genannten Gunthar (Günther) zu Vorfahren der nachherigen Grafen von Kevernberg machen wollen.

**) Die Stelle dieſes Hauſes (wo in der Folge die S. Johannis-Kirche erbaut wurde) bezeichnet der bei Altenberga erbaute Candelaber.

Klöſtern wurden. Zwar drohte dem Chriſtenthum in Thüringen bald wieder Gefahr von den benachbarten heidniſchen Sachſen, deren Streifereien und Verwüſtungen in Thüringen um dieſe Zeit immer häufiger wurden, und beſonders die neuen Chriſten betrafen. Aber Karl Martell erſchien hier als Beſchützer des Chriſtenthums, indem er (728) die heidniſchen Sachſen durch einen glücklichen Feldzug nöthigte, den fränkiſchen Theil Thüringens für längere Zeit zu verlaſſen. *) Bonifacius aber hatte ſich auch in dieſer Noth als ein getreuer Hirt gegen ſein Volk bewieſen, und die Beſchwerden deſſelben redlich getheilt, ohne in ſeinem Glaubenseifer und ſeiner Bruderliebe zu erkalten. Daß er inzwiſchen mehrere Kirchen in Thüringen und Heſſen geſtiftet, iſt zwar gewiſſ, aber in Hinſicht der Zeitbeſtimmung nicht durch unmittelbare ſichere Nachrichten von den einzelnen nachzuweiſen.

Inzwiſchen war, nach Gregors II. Tode, Gregor III. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden. Dieſer erkannte die Bemühungen des Bonifacius nicht weniger ehrenvoll an, als ſein Vorgänger; denn er erhob ihn (732) zum Erzbiſchof, ebenfalls noch ohne eine beſtimmte Diöces, und ſandte ihm, mit einem äußerſt hochachtungsvollen Schreiben, **) das Pallium.

Nachdem Bonifacius das Chriſtenthum in Thüringen und Heſſen hinlänglich befeſtigt zu haben glaubte, ging

*) Vielleicht hat dieſer Feldzug Gelegenheit zu dem alten, keiner Widerlegung bedürfenden Mährchen gegeben, Bonifacius ſei mit einem Kriegsheer zu den Thüringern gekommen, habe dieſe in der Tretenburg belagert und ſo zur Annahme des Chriſtenthums genöthigt.

**) Ep. XXV. in Würdtweins Sammlung.

er (736) nach Baiern, wo zwar ſchon chriſtliche Kirchen aufgerichtet waren, unter denen ſich aber bedeutende Spaltungen erhoben hatten, indem ein angeſehener Lehrer, Nahmens Ermwolf oder Arnulf, ſich dem Römiſchen Stuhle nicht unterwerfen wollte, und dadurch große Verwirrung verurſachte. Bonifacius erklärte ihn für einen Ketzer, that ihn in den Bann, und ſtellte die Ordnung im Kirchenweſen wieder her. Hierauf reiſte er (738) zum drittenmale nach Rom, um ſich mit dem Papſte Gregor III. hauptſächlich wegen der Diöceſan-Eintheilung der neubekehrten Länder zu unterreden. Der Papſt gab ihm Vollmacht, nach ſeinem Gutbefinden Biſthümer anzulegen, nur nicht an unbedeutenden Orten. Auf ſeiner Rückreiſe nach Teutſchland (739) wurde ihm ein Jüngling von edler Geburt, Nahmens Sturmo, von ſeinen Aeltern anvertraut, den er in das Kloſter zu Fritzlar brachte, und dort dem Abte Wigbert zum Unterricht übergab, wo jener ſo große Fortſchritte machte, daß er bald zum Prieſter geweiht werden konnte, und einen der thätigſten Gehilfen des Bonifacius abgab. — Um dieſe Zeit ordnete nun Bonifacius zuerſt aufs neue das Kirchenweſen in Baiern, wohin ihn der neue Herzog Odilo einlud. Er entfernte hier verſchiedene Prieſter, die entweder nicht auf dem geſetzmäßigen Wege zu ihren Würden gelangt waren, oder von der richtigen Lehre abwichen, ſetzte diejenigen ab, die ſich widerrechtlich das Biſchofsamt anmaßten, theilte Baiern in vier biſchöfliche Diöceſen, nehmlich Paſſau, wo er den ſchon anweſenden Biſchof Vivalus beſtätigte, Salzburg, Regensburg und Freiſingen, deren Biſchöfe er einſetzte und weihte; und hielt hierauf (740) in Baiern eine Kirchenverſammlung, mit Genehmigung des Papſtes. Etwas ſpäter gründete er noch ein Biſthum zu Eichſtädt,

und theilte (741) auch Thüringen und Heſſen in die drei biſchöflichen Diöceſen Würzburg, *) Buraburg und Erfurt, von welchen Bisthümern jedoch in der Folge nur das erſte fortdauerte. An allen dieſen Orten mußten für die Biſchöfe auch Kirchen eingerichtet werden, und ſo fand auch (nach der wahrſcheinlichſten Angabe 743, nach andern erſt 752) die S. Marien- oder Domkirche zu Erfurt ihre Entſtehung, und es wurde mit ihr ein Kloſter verbunden, welches nachher in ein Collegiat-Stift verwandelt wurde. Der erſte und einzige Biſchof zu Erfurt war Adelar, der hernach (755) in Friesland den Märtyrertod fand, aber in ſeiner Kirche zu Erfurt begraben wurde. **)

Im Jahre 741 ſtarb Karl Martell, der Feldherr und Fürſt der Franken, nachdem er einige Jahre ganz unabhängig, ohne daß ein König vorhanden war, geherrſcht hatte. Seine Söhne Karlmann und Pipin erhoben zwar den letzten Sproſſen der Merovinger, Childerich, auf den Thron, herrſchten aber übrigens gemeinſchaftlich unter dem Titel und mit dem Anſehen ihres Vaters. Auf Verlangen Karlmanns, und mit Genehmigung des damaligen Papſtes, Zacharias, hielt Bonifacius (742)

*) Es iſt ſchon oben erinnert worden, daß ein großer Landſtrich, den man ſpäterhin zu Franken rechnete, damals noch zu dem fränkiſchen Thüringen gehörte.

**) Eckard (Rer. Franc. lib. XXIII. pag. 400.) zieht zwar die Exiſtenz eines Bisthums zu Erfurt ganz in Zweifel, und glaubt, man müſſe in dem Briefe des Bonifacius, welcher deſſelben gedenkt (bei Würdtwein pag. 106.) ſtatt Erfurt, Eichſtädt leſen; aber ſeine Gründe beweiſen nichts, auch lag Eichſtädt nicht in dem Landſtriche, den Bonifacius Germania nennt, ſondern gehörte vielmehr zu Baiern.

ein großes National-Concilium, um die verfallene Kirchenzucht wieder herzuſtellen. Das Anſehen des Bonifacius ging hierbei ſo weit, daß er drei neue Erzbiſchöfe ernannte, welche der Papſt, bloß auf ſein Zeugniſſ, im folgenden Jahre beſtätigte. *)

Da die Sachſen ihre Angriffe auf Thüringen erneuerten, ſo zog Karlmann (743) den bedrängten Thüringern zu Hilfe. Der Biſchof von Mainz, Gerold, welcher an dieſem Feldzuge Theil nahm, kam dabei ums Leben, und ſein Sohn Gerwilieb, der damals am fränkiſchen Hofe lebte, wurde darauf an ſeine Stelle zum Biſchof befördert. Der Krieg dauerte das folgende Jahr fort, und der neue Biſchof Gerwilieb zog nicht nur mit zu Felde, ſondern ſuchte auch den Mann, durch den ſein Vater gefallen war, eifrig auf, und tödete ihn, als er ihn gefunden hatte, mit eigner Hand, um ſeinen Vater zu rächen. — In demſelben Jahre (744) wurde durch Sturmo, den Zögling des Bonifacius, auf des letztern Antrieb, in einer bisher ganz menſchenleeren, dichtwaldigen Gegend, das Kloſter Fulda gegründet.

Auf einem abermaligen National-Concilium, das, auf Karlmanns und Pipins Verlangen, 745 zu Mainz unter dem Vorſitz des Bonifacius gehalten wurde, kam unter andern die Blutſchuld des Biſchofs Gerwilieb, der ſeitdem ſeine biſchöflichen Verrichtungen ungeſtört fortgeſetzt hatte, zur Sprache, und Bonifacius erklärte, ein Mann, der ſich mit Mord befleckt habe, könne keinem prieſterlichen Amte vorſtehen, auch ſei Gerwiliebs Betragen außerdem eines Biſchofs unwürdig. Gerwilieb wurde

---

*) S. den Brief des Papſtes Zacharias an Bonifacius, bei Würdtwein pag. 144.

darauf abgeſetzt; Karlmann und Pipin aber übertrugen das Bisthum Mainz dem Bonifacius, und da dieſer ſchon für ſeine Perſon die erzbiſchöfliche Würde beſaß, ſo wurde nun auch das Bisthum Mainz, auf den Wunſch der fränkiſchen Fürſten, vom Papſte für immer zu einem Erzbisthum erhoben. Seitdem nahm Bonifacius, da ihm ſchon ſein vorgeſchrittenes Alter ſo beſchwerliche Reiſen, wie in den früheren Jahren, nicht mehr geſtattete, zu Mainz ſeinen feſten Wohnſitz, und leitete von hier aus die kirchlichen Angelegenheiten in einem großen Theile des fränkiſchen Reichs, dieſſeit und jenſeit des Rheins.

Nach Karlmanns Tode übernahm Pipin nicht nur die Regierung des Fränkiſchen Reichs allein, ſondern erhob ſich auch, wie bekannt, ſelbſt zur königlichen Würde, und Bonifacius genoſſ die Auszeichnung, ihn (752) zum König der Franken zu ſalben und zu krönen.

Mehrere Jahre vorher war der alte Biſchof Wilibrord zu Utrecht geſtorben, *) und nach ſeinem Tode waren wieder große Rückſchritte des Chriſtenthums in Friesland eingetreten, ſo daß Bonifacius, theils aus eignem Antriebe, theils auf Veranlaſſung des neuen Königs Pipin, ſich entſchloſſ, ſelbſt noch einmal nach Friesland zu reiſen, um die chriſtliche Religion dort wieder aufzurichten. Zuvor hielt er aber noch einmal, im erſten Jahre der königlichen Regierung Pipins und des Papſtthums Stephans II. (752 oder zu Anfange 753), eine Synode zu Mainz, wo er ſeinen bisherigen treuen Gehilfen Lullus zu ſeinem Stellvertreter und einſtigen Nachfolger im Erzbisthum Mainz einſetzte, und zum Biſchof weihte, auch ſonſt noch für die fortdauernde Verfaſſung der Kirchen in

*) Nach Mabillon, im Jahr 739; nach Ubo Emmius, 746.

Teutſchland einige Anordnungen traf. Hierauf reiſte er nach Friesland, wo er ſeinen Schüler Eoban zum Biſchof in Utrecht einſetzte und weihte. *) Er ſelbſt ſetzte hierauf ſeine Predigten in Friesland eifrig fort, und bekehrte viele Frieſen aufs neue zum Chriſtenthum. Als er aber einſt, um die Neubekehrten zu taufen, an einem kleinen Fluſſe, die Borne genannt, nahe bei Doccum, Zelte hatte aufſchlagen laſſen, ward er von den heidniſchen Frieſen überfallen; die Jünglinge, welche bei ihm waren, ſetzten ſich zur Wehr, und als Bonifacius, mit einigen anderen Prieſtern, aus dem Zelte trat, um, wo möglich, durch Zureden das Blutvergießen abzuwenden, wurde er, nebſt Adelar, Eoban und einigen andern ſeiner Gefährten, von den wüthenden Heiden (am 5. oder 9. Jun. 755) erſchlagen. Dieſe wurden jedoch nachher zurückgetrieben und der Leichnam des Bonifacius zuerſt nach Utrecht, dann nach Fulda gebracht, und hier in dem von ihm geſtifteten Kloſter begraben. Die Leichname des Adelar und Eoban aber fanden ihr Begräbniſſ in der Domkirche zu Erfurt. Alle drei wurden in der Folge heilig geſprochen.

---

*) Daß Bonifacius ſelbſt, nach Wilibrords Tode, das Erzbisthum Utrecht übernommen, und deshalb Mainz verlaſſen habe, iſt ungegründet; denn erſtlich war Utrecht nie ein Erzbisthum; Wilibrord wird von Bonifacius ſelbſt überall nur Biſchof genannt; und zweitens ſagt Bonifacius in ſeinem Briefe an Papſt Stephan II. (bei Würdtwein, S. 278.) ausdrücklich, er habe zu Utrecht einen neuen Biſchof eingeſetzt und ordinirt; auch wird in des Papſtes Zacharias Conſtitution vom J. 748, wegen des Erzſtiftes Mainz (b. Würdtwein, S. 241.) das Bisthnm Trecht, oder Utrecht, unter die Suffraganeen von Mainz gerechnet, welches ſich aber, wie bekannt, in der Folge geändert hat.

Der Charakter und die Verdienſte des Bonifacius ſind, wenn man ohne Vorurtheil ſeine Thaten betrachtet und die ſchriftlichen Denkmaale ſeines Wirkens lieſt, durchaus nicht zu verkennen. War er auch nicht frei von manchen Schwachheiten und Verirrungen ſeines Zeitalters, ſo iſt doch Einfalt des Herzens, wahre Gottergebenheit, warmer, uneigennütziger, ſich ſelbſt aufopfernder Eifer für das Chriſtenthum, ohne Verfolgungsſucht und Schwärmerei, unermüdete Thätigkeit und unerſchütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung eines, mit Ueberzeugung gefaſſten, edlen Entſchluſſes, bei ihm nicht zu verkennen. In einer Zeit, die es liebte, alles Große, Edle und Uneigennützige in den Staub herunter zu ziehen und wenigſtens verdächtig zu machen, hat freilich auch Bonifacius dem Vorwurfe nicht entgehen können, daß er nicht Gottes, ſondern ſeine eigene Ehre geſucht, und daß es nur Herrſchſucht und Fanatismus geweſen ſei, was ihn zum Heidenbekehrer berufen habe. Doch man verſetze ſich nur ganz in jene Zeit und in ſeine Lage, und dieſe Vorwürfe werden bald in ihr Nichts verſchwinden. Bonifacius verließ Vaterland und Heimath, er entzog ſich dem ruhigen, ehrenvollen Leben, das ſeiner dort wartete, um in ein unbekanntes, unwirthliches und rauhes Land zu ziehen, wo er Beſchwerden, Verfolgungen und Mühſeligkeiten aller Art entgegen ging, und wo er ſich faſt täglich bereiten muſſte, ſein Leben zum Opfer zu bringen. Die Beiſpiele ſeiner Vorgänger, die auf gleichem Pfade gewandelt waren, zeigten ihm keinen glänzenden irdiſchen Gewinn, wohl aber Arbeiten, Leiden, Martern und qualvollen Tod. Ueberhaupt war damals noch nicht die Zeit gekommen, wo die Geiſtlichen ſich von ihrem wahren Berufe ſo weit entfernt, und aus Lehrern des Volks in Herrſcher deſſelben verwandelt hatten; man

ſuchte die Zierde des geiſtlichen Standes noch in Frömmigkeit, ungeheuchelter Demuth und aufopfernder Liebe. Daß dem Bonifacius hohe geiſtliche Würden zu Theil wurden, war theils die verdiente Belohnung ſeines chriſtlichen Eifers, theils ein Mittel, ſeine Wirkſamkeit zu erhöhen; aber ſeine äußere Lage wurde dadurch (ehe er ſeinen feſten Sitz zu Mainz erlangte) ſo wenig verbeſſert, daß er noch als Biſchof, ja als Erzbiſchof, mit ſeinen Gefährten Laſt und Hitze tragen, und ſeines Lebens Unterhalt mit ſaurer Arbeit ſeiner Hände ſich erwerben muſſte. Er baute ſo wenig auf ſich ſelbſt, daß er vielmehr in allen wichtigen Angelegenheiten, ja ſelbſt in manchen, die wir keinesweges zu den wichtigen rechnen würden, nach den Geſetzen des freiwillig übernommenen geiſtlichen Gehorſams, den Papſt, als ſeinen geiſtlichen Obern, zu Rathe zog, ſo wie er auch den weltlichen Herrſchern ihr Recht gern einräumte, und ſich unterthänig gegen ſie erwies, aber doch bei aller Ehrfurcht auch mit Klugheit und Unerſchrockenheit gegen ſie auftrat, ohne den Großen zu ſchmeicheln, und dem Recht, der Wahrheit oder der Würde ſeines heiligen Amtes das geringſte zu vergeben. Mit dem gehäſſigen Nahmen des Fanatismus aber bezeichnet gewiſſ kein Verſtändiger den hohen Eifer, an die Stelle der Unwiſſenheit und des heidniſchen Irrwahns, die göttlichen Lehren des Chriſtenthums zu pflanzen, die Finſterniſſ zu erleuchten, Irrende zu belehren und Rohe zu veredeln. Daß Bonifacius an manchen außerweſentlichen Dingen des, in ſeiner Form ſchon nicht mehr ganz einfachen und reinen Chriſtenthums zu feſt hielt, und ihnen zu viel Werth beilegte, läſſt ſich nicht leugnen; aber wenn wir den Mann nach dem betrachten, wozu ihn ſeine Zeit machen, und was er zu ſeiner Zeit ſein konnte, ſo würde es unbilliges verlangt heißen, wenn man ihm zu-

muthen wollte, ſich ganz von allen Mängeln ſeiner Zeit losgeriſſen, und das Chriſtenthum in ſeiner abſoluten Reinheit aufgefaſſt zu haben, da es unter den damaligen Umſtänden ſo ſchwer hielt, ja nach dem obwaltenden Zuſtande der Kenntniſſe und anderweitigen Hilfsmittel faſt unmöglich war, die weſentlichen Lehren und Ordnungen des Chriſtenthums von ihren außerweſentlichen Zuſätzen genau zu unterſcheiden, ohne wieder auf einer anderen Seite ſich zu weit zu verirren. Auch würde ſchwerlich ein ſo ganz rein geiſtiges Chriſtenthum, geſetzt daß Bonifacius für ſeine Perſon es erkannt hätte, zu jener Zeit ſich ſo ſchnell verbreitet und ſo dauernd erhalten haben. Nur wenige würden fähig geweſen ſein, ſich zu jenen reineren Vorſtellungen zu erheben, und dieſe wenigen fanden ſich gewiſſ nicht unter den Völkern, unter welchen Bonifacius unmittelbar wirkte; bei dieſen bedurfte es der ſtreng feſtgehaltenen Form, um ſie auf dem betretenen beſſeren Wege zu erhalten, und vor dem Rückfall in die Finſterniſſe des Heidenthums zu bewahren. Nicht weniger hätte Bonifacius, wenn er von dem herrſchenden Lehrbegriff und der hergebrachten Kirchenordnung abwich, ſich der Nothwendigkeit ausgeſetzt, der ganzen allgemein anerkannten Kirche feindlich gegenüber zu treten; und dies würde ihn in Kämpfe verwickelt haben, bei denen die Erreichung ſeines Hauptzweckes gefährdet wurde und vielleicht ganz unterlag. Für dieſen konnte nichts günſtigeres geſchehen, als daß Bonifacius nicht daran dachte, den Lehrbegriff des Chriſtenthumes ſeiner Zeit zu verbeſſern, ſondern nur das Chriſtenthum, wie er es fand, wie er ſeinen hohen Werth auch in den umhüllenden Schaalen erkannte, wie er es mehr mit warmen, treuem Herzen als mit forſchendem Verſtand erfaſſt hatte, denen, die noch ganz im Dunkel wandelten,

als ein Licht in der Finſterniſſ zu verkünden. Mit thätigem Eifer für ſeinen Glauben und dem feſten Muthe des beſonnenen Dulders verband er freilich nicht den hohen, kühnen Verſtand eines Reformators; aber wer wollte mit dem Manne, der uns ſo großes gab, um das rechten, was er uns nicht gegeben, weil es nicht in ſeiner Zeit und in ſeinem Vermögen lag; anſtatt das Empfangene, deſſen wir uns noch immer erfreuen, dankbar und ehrfurchtsvoll zu erkennen? Genug daß Bonifacius, wie der Erfolg ſeiner Bemühungen uns am ſicherſten überzeugt, die Bedürfniſſe ſeiner Zeit und den Geiſt der um ihn lebenden Menſchen richtig erkannte; denn er leiſtete nicht nur weit mehr, ſondern dies auch weit ſicherer und bleibender, als ſeine Vorgänger; ohne Zweifel in Folge ſeiner weiſe berechneten Lehren, aber gewiſſ auch ſeines liebe- und würdevollen Betragens, ſeines tugenhaften Wandels und ſeines allen vorleuchtenden Beiſpiels. — Endlich iſt es dem Bonifacius hauptſächlich zum Vorwurf gemacht worden, daß er den Teutſchen anſtatt des Chriſtenthums eigentlich das Papſtthum gebracht, und damit alle die bittern Schickſale, welche die päpſtliche Geiſtesherrſchaft in den folgenden Jahrhunderten für Teutſchland bereitete, verſchuldet habe. Nun iſt es allerdings wahr, daß Bonifacius die von ihm gegründeten Kirchen in Teutſchland dem päpſtlichen Stuhl untergab, und dadurch das Anſehen des Papſtes in Teutſchland erweiterte und befeſtigte; aber gerade dies war auch unter den damaligen Umſtänden das einzige Mittel, um das Beſtehen dieſer neu gegründeten Kirchen ſelbſt zu befeſtigen und zu ſichern. Die einzelnen Kirchen würden bald wieder untergegangen ſein, wie ſo viele vor Bonifacius geſtiftete bereits wieder untergegangen, oder doch tief zerrüttet waren, wenn ſie ſich nicht als Glieder an ein gro-

ßes Ganzes anſchloſſen, und dieſes Ganze konnte, nach der damaligen Lage der Dinge, wo die Staaten noch ſo wenig feſt in ſich ſelbſt begründet, und ſo wenig mit dem geiſtigen Leben der Menſchheit innig verſchmolzen waren, nur die allgemeine chriſtliche Kirche ſein, wie ſie ſich damals im weſtlichen Europa unter der oberſten Aufſicht des römiſchen Papſtes gebildet hatte. War gleich der Papſt zu Rom *) damals ſchon zu einem bedeutenden Vorzuge vor den andern Biſchöfen, und zu einem höchſt bedeutenden Anſehen gelangt, ſo hatte doch das Papſtthum noch bei weitem nicht jene ungemeſſene Höhe erreicht, auf der es nachher für die ganze Chriſtenheit ſo drückend, für die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes ſo beſchränkend, und für das Beſtehen, die Ruhe, Sicherheit und Würde der Staaten ſo gefährlich wurde; das Anſehen des Papſtes in der Kirche beſtand mehr in einer Aufſicht, als in einer eigentlichen Herrſchaft, und in weltliche Dinge miſchte ſich der Papſt nur ſelten, und dann nicht gebietend, ſondern nur berathend. Wie daher das Papſtthum dem Bonifacius in ſeiner Zeit als nothwendig erſchien, ſo konnte er es, von ſeinem Standpunkte, ſich auch nicht anders als wohlthätig denken; denn die Einheit der Kirche, damals das größte Kleinod für ihre Fortdauer, war ja darauf begründet. Daher die tiefe, nahe an Selbſtverleugnung grenzende Ergebenheit des Bonifacius gegen die römiſchen Päpſte; daher ſeine, ſonſt freilich für uns manchmal auffallende Strenge gegen die, welche ſich auch nur in Kleinigkeiten

*) Es iſt bekannt, daß der Titel papa, woraus das Wort Papſt entſtanden iſt, urſprünglich allen Biſchöfen, als ein Beweis von Ehrfurcht gegeben, nachmals aber auf den Biſchof zu Rom beſchränkt wurde.

von der Einheit der römiſch=katholiſchen Kirche trennten. Man muſſ es dem Bonifacius nachſehen, wenn er vielleicht hierinn etwas zu weit ging; denn gerade dieſer Mangel an Erhaltung der Einheit hatte ja die Zerrüttung bereitet, in welcher Bonifacius, bei ſeiner Ankunft in Teutſchland, die noch vorhandenen chriſtlichen Gemeinden in Thüringen und Baiern antraf. Auch würde man ſehr irren, wenn man diejenigen, welche ſich von der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche trennten, darum für freiſinnigere Männer halten wollte; denn wie wir aus den Briefen des Bonifacius ſehen, waren ſie eben die ärgſten und gefährlichſten Schwärmer, die viel größern Aberglauben verbreiteten, als er in der römiſchen Kirche jemals aufkam. Daß aus der Verbindung mit Rom ſpäterhin ſo viel Ungemach hervorging, das konnte Bonifacius nicht ahnen, und deshalb trifft ihn, der nur das wollte, was er für das Beſte erkannte, bei der billigen Nachwelt kein kränkender Vorwurf.

Seit Bonifacius war und blieb nun das Chriſtenthum über den größten Theil von Teutſchland (nur das ausgenommen, was noch den Sachſen und Slaven unterworfen war) verbreitet, und mit ihm zogen Wiſſenſchaften und Landeskultur in die neubekehrten Gegenden; denn die Lehrer des Chriſtenthums waren zugleich die einzigen Bewahrer und Pfleger der Wiſſenſchaften; die fleißigen Mönche lichteten die undurchdringlichen Wälder, bauten in die wildeſten Einöden ihre Klöſter und pflanzten um ſie her edlere Gewächſe, gewöhnten die Halbwilden an Ackerbau, friedliche Gewerbe, mildere Sitten, feſte Wohnſitze, geſelligen Verkehr und geſetzliche Ordnung; um die vorher einſamen Klöſter bildeten ſich bald Dörfer und Städte, die vorher nur ſehr ſparſam im Lande zerſtreut lagen, und

auch dieſe erhoben ſich allmählich zu Pflegerinnen der Religion, der Geſetze, Wiſſenſchaften und Künſte; und als den erſten Urheber alles dieſen Herrlichen müſſen wir dieſen Bonifacius, wenigſtens für einen ſehr großen Theil Teutſchlands, verehren.

Unter den ſchriftlichen Denkmaalen, welche Bonifacius hinterlaſſen hat, iſt die Sammlung ſeiner Briefe, ſowohl wegen ihres Innhaltes, als wegen ihres hiſtoriſchen Werthes, theils zur Kenntniſſ ſeiner eignen Denk- und Handlungsweiſe, theils für die Kirchen- und Staatengeſchichte ſeiner Zeit überhaupt, zu deren Kenntniſſ ſie faſt unentbehrlich ſind, bei weitem das wichtigſte. Nach der Ausgabe von Nic. Serarius (Mogunt. 1605. 4. — it. 1629. 4.) welche in der Bibliotheca patrum maxima, Tom. XIII. wieder abgedruckt worden, iſt eine viel ſchönere, vollſtändigere und beſſer geordnete: Epistolae S. Bonifacii, Archiepiscopi Magontini et martyris, ordine chronologico dispositae, notis et variantibus illustratae a Steph. Alex. Würdtwein, Episc. Heliopolensi etc. Magont. 1789. fol. Es ſind darinn, außer den Briefen des Bonifacius, auch viele von den Päpſten und anderen gleichzeitigen Perſonen an ihn und andere geſchriebene, ſo wie einige ſpätere, enthalten. Auch befinden ſich in Würdtweins Ausgabe (Nr. LVIII. pag. 40.) die Statuta Synodalia XXXVI.), die hier und da als eine beſondere Schrift des Bonifacius angeführt werden. *) — Funfzehn Reden des Bonifacius ſind Martene Collectio amplissima veterum monumentorum, Tom. IX. abgedruckt. — Eine Lebensbeſchreibung

*) Dieſe Briefſammlung des Bonifacius liegt den vorſtehenden Nachrichten von ſeinem Leben und Thaten gröſtentheils zum Grunde.

des heiligen Livinus (der im ſiebenten Jahrhundert in den Niederlanden das Chriſtenthum predigte und den Märtyrertod ſtarb) läſſt ſich unſerm Bonifacius nicht mit Sicherheit zuſchreiben, ob ſie gleich Serarius mit deſſen Briefen und unter ſeinem Nahmen herausgegeben hat. *) — Andere ihm beigelegte Werke, als: Pro rebus ecclesiae liber I. — De fidei unitate lib. I. — De suis in Germania rebus ad Ethelaldum regem lib. I. — Contra haereticos lib. I. — De sua fide, doctrina et religione lib. I. (wenn dies nicht mit einem der vorigen einerlei iſt) — ſollen nur noch in Handſchriften vorhanden ſein, und ſind größtentheils wohl überhaupt zweifelhaft, da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß Bonifacius bei ſeinen wichtigen und beſchwerlichen Berufsgeſchäften und häufigen Reiſen viele Muße fand, um auch als Schriftſteller zu arbeiten. —

Nicht lange nach dieſen Begebenheiten erſchien Karl der Große (777 — 814), einer der mächtigen und hochſtrebenden Geiſter, die ihr ganzes Zeitalter nicht nur beherrſchen, ſondern weit überfliegen. Obgleich ſein Herrſcherthron ſich in Frankreich erhob, ſo hatte er doch ſeiner teutſchen Abſtammung nicht vergeſſen, und betrachtete auch ſeine Franken als einen Zweig des großen teutſchen Stammes. Das teutſche Volk zum erſten ſeiner und der folgenden Zeiten zu erheben, war ſein kühner Entwurf; dazu aber bedurfte es der Einheit des Herrſchers und des Glaubens, und dieſe zu erreichen, dahin waren alſo alle ſeine Unternehmungen gerichtet. Zunächſt muſſte die alte Zwie-

---

*) Vgl. Fabricii Bibliotheca latina med. et inf. aetat. T. I. pag. 712.

tracht zwiſchen Franken und Sachſen untergehen in der Vereinigung beider Stämme. Dies geſchah, und hierdurch wurde zugleich ganz Teutſchland dem Chriſtenthume gewonnen. Daß manche der Mittel, welche Karl der Große zur Begründung des Chriſtenthums anwandte, nehmlich Krieg und Herrſchergewalt, mit dem wahren Geiſt und Weſen des Chriſtenthums in Widerſpruch ſtanden, wer möchte das leugnen? Aber wir würden ihn ganz im Widerſpruch mit dem Geiſte ſeiner Zeit betrachten, und gegen ſo viele ächt religiöſe Züge ſeines Charakters abſichtlich die Augen verſchließen, wenn wir in ihm nur den wilden Eroberer ſehen wollten, dem das Chriſtenthum nichts geweſen wär, als ein Werkzeug zur Erreichung herrſchſüchtiger Zwecke. In der Erweiterung ſeiner Herrſchermacht dachte er ſich die Begründung eines teutſchen Reichs und die Erhöhung des teutſchen Ruhmes; und dieſer dachte er eine edlere Beſtimmung und höhere Weihe zu geben durch Verbreitung des chriſtlichen Glaubens. Dieſe Jdeen von Erhöhung teutſcher Macht und Ausbreitung des Chriſtenthums waren in ſeiner Seele ſo feſt verſchmolzen, daß er ſelber ſie nicht mehr zu trennen vermochte, und daß er nur eins mit dem andern und durch das andere zu erreichen ſuchte. So lag es auch ganz in der Natur der Dinge, die er vorfand; denn die meiſten Kriege, die er führte, waren ſchon lange vor dieſer Zeit begründet und vorbereitet; ſein Werk war es nur, aus den unvermeidlichen Verderbniſſen des Kriegs die heilſamen Früchte der Religion, Wiſſenſchaften und milderen Sitten zu erziehen. So erbaute er ein großes teutſches Reich und erhob es zu einem neuen römiſchen Kaiſerthum; aber daß er dies nicht als ein wilder, nur von Ehrgeiz und Herrſchſucht getriebener Eroberer bewirkt hatte, ſondern noch etwas Edleres im Herzen trug, bewies

er durch ſeine thätige und verſtändige Sorgfalt für die Aufklärung ſeines Volkes. Er ſelbſt hatte zwar erſt im reiferen Alter ſich wiſſenſchaftliche Bildung angeeignet, aber er war darin weit vorgeſchritten; er verehrte die Wiſſenſchaften mit einem, in jener Zeit faſt beiſpielloſen Eifer, und ließ es ſich angelegen ſein, auch den Geiſt ſeines Volkes für ſie zu wecken, und ſie zur wahren Veredlung deſſelben zu benutzen. Die Bisthümer und Klöſter, die er in Teutſchland gründete, ſollten, nach ſeiner Abſicht, nicht Zufluchtsorte des Müßigganges, des Wohllebens und der Herrſchſucht ſein, ſondern ſichere Pflanzſtätten der Religion, Wiſſenſchaften und Künſte. Er machte es den Geiſtlichen zur Pflicht, für den Unterricht des Volkes zu ſorgen, und ſuchte auch ſonſt, wo es nur möglich war, die beſtehenden Schulen zu verbeſſern, und neue zu begründen. Durch Belebung und Sicherung des Handels wirkte er auch von dieſer Seite auf die Kultur ſeines Reiches. Um es auch nicht an andern Hilfsmitteln zur wiſſenſchaftlichen Bildung fehlen zu laſſen, ſtiftete er zu Aachen eine bedeutende Bibliothek, und zog die größten Gelehrten ſeiner Zeit an ſeinen Hof, wo er ſie zu einer gelehrten Geſellſchaft vereinigte, welcher er ſelbſt als Mitglied beitrat. In dieſem Vereine glänzten Alcuin und Eginhard als Sterne der erſten Größe, verdienſtvoll durch Unterricht und Schriften, und geehrt durch die Freundſchaft ihres Monarchen. Vorzüglich ſuchte Karl der Große die Vervollkommnung der teutſchen Sprache zu begünſtigen; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit ſelbſt auf die grammatikaliſche Behandlung derſelben, und veranſtaltete eine Sammlung ihrer vorhandenen Denkmaale. Wenn wir uns darunter auch nicht (wie man ſonſt wohl geglaubt hat) die Geſänge der alten teutſchen Barden denken dürfen, ſondern die Gedichte, welche

Karl der Große ſammelte, vielmehr geiſtliche Geſänge aus den erſten Zeiten der Einführung des Chriſtenthums geweſen ſein mögen, ſo war doch dieſe Arbeit für die Begründung eines teutſchen Schriftweſens höchſt verdienſtlich, und der Verluſt jener Sammlungen iſt, in Hinſicht unſerer Kenntniſſ des teutſchen Sprach-Alterthums, nicht genug zu bedauern. Daneben wurden auch die klaſſiſchen Sprachen kultivirt und ihre vorzüglichen Schriftſteller geleſen und nachgebildet, und wenn auch eine ächt wiſſenſchaftlich begründete, umfaſſende, geläuterte und wahrhaft fruchtbare Philoſophie ſich noch nicht geſtalten konnte, ſo wurden doch manche hellere Ideen, ſowohl in geiſtlichen als in weltlichen Dingen, auf die Bahn gebracht, manchem eingewurzelten Aberglauben entgegen gearbeitet, und Aufklärung des Denkens eben ſo wie Milderung der Sitten befördert. Nicht nur Geiſtliche, ſondern auch Leute weltlichen Standes achteten es ſich als Ehre, wiſſenſchaftliche Bildung zu beſitzen; ſelbſt die häusliche Erziehung gewann eine veredelte Geſtalt, vornehmlich weil darinn Karl ſelbſt als Muſter ſeinen Unterthanen voran ging.

Die ausgezeichnetſten der Männer, welche unter Karls des Großen Regierung ſich vorzüglich um Religion und Wiſſenſchaften verdient machten, müſſen wir etwas näher kennen lernen, ehe wir zur Geſchichte der folgenden Zeiten fortſchreiten.

Liudger (Lüdger) iſt unter den Nachfolgern des Bonifacius, und unter den Lehrern des Chriſtenthums im Zeitalter Karls des Großen, einer der thätigſten und verdienteſten, der anſtatt aller genannt zu werden verdient. Er war in Friesland im Jahre 743 geboren. Da in ſeinem Vaterlande damals das Chriſtenthum ſchon durch Wilibrord und Bonifacius ziemlich verbreitet war,

und auch ſeine Aeltern, die von angeſehenem Stande geweſen ſein ſollen, ſich dazu bekannten, ſo ward er von Jugend auf in der chriſtlichen Religion erzogen, und dem Abt Gregorius zu Utrecht, einem Schüler des Bonifacius, zum Unterricht übergeben. Da er ſich aber dem geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, und in England damals der Unterricht im Chriſtenthum und in den Wiſſenſchaften in der höchſten Blüthe ſtand, und beſonders die Schule zu York hochberühmt war, ſo ging auch Liudger, auf den Rath ſeines Lehrers, dorthin, bildete ſich zu einem Lehrer des Chriſtenthums, und trat in den Benedictiner-Orden. In England machte er auch mit Alcuin die erſte Bekanntſchaft, ob er aber auch eigentlichen Unterricht von ihm genoſſen, wie man gewöhnlich angibt, iſt nicht erwieſen. Nach einiger Zeit kam er wieder in ſein Vaterland zurück, ſtiftete (778) von ſeinen ererbten Gütern, und auf ſeinem eignen Grunde, die Abtei Werden, und predigte zuerſt in Ober-Yſſel, dann aber in den benachbarten Ländern der noch ganz dem Heidenthum ergebenen Sachſen, die chriſtliche Religion. Wie Karl der Große mit der Schärfe des Schwerdes die Sachſen in wiederhohlten Feldzügen unter ſein Reich zu zwingen ſtrebte, ſo ſuchte Liudger durch die milderen Waffen des Wortes ſie unter dem ſanften Joche des Evangeliums zu verſammeln, und mit ſolchem Glück, daß, wie Bonifacius ein Apoſtel der Thüringer und Franken, er ein Apoſtel der Sachſen genannt zu werden verdiente. Dennoch ward er, als die Sachſen ſich aufs neue gegen Karl empörten, aus ihrem Lande vertrieben, und verbarg ſich auf einige Jahre in die Stille des Kloſters Monte Caſſino in Italien. Von da rief ihn Karl der Große, nach vollendeter Unterwerfung der Sachſen, auf Alcuins Rath, wieder zurück, und er-

nannte ihn (802) zum erſten Biſchof in Mimigardefurt (ſpäterhin Münſter genannt). Hier ſtarb er, nach treuem und fruchtbarem Wirken, am 26. März 809, und wurde in dem von ihm geſtifteten Kloſter Werden begraben. Sein Neffe und Schüler Gerfried wurde ſein Nachfolger im Bisthum. In der Folge ward Liudger unter die Heiligen erhoben. — Als Schriftſteller hat er ſich vornehmlich durch die Lebensbeſchreibung ſeines Lehrers Gregorius bekannt gemacht, die von Chr. Brower (in: Sidera illustrium et sanctorum virorum Germaniae, Mogunt. 1616. 4.), nebſt Liudgers eignem Leben, wahrſcheinlich von einem gleichzeitigen Schriftſteller beſchrieben, herausgegeben worden iſt. Außerdem ſoll er auch Vita Albrici und Primordia S. Bonifacii adventus et ordinationis geſchrieben haben; die von Surius unter ſeinem Nahmen mitgetheilte Epistola ad Rixfridum de canonisatione S. Suiberti iſt aber, eben ſo wie der dabei befindliche, vorgebliche Brief des Rixfridus an Liudgerus, untergeſchoben. —

Alcuin (Alcwin, im lateiniſchen auch Albinus) war in der Grafſchaft York, aus angelſächſiſchem Geſchlechte, um das Jahr 732 geboren, und wurde in der damals berühmten Schule zu York, unter der Leitung des Biſchofs Egbert, ſo wie deſſen Nachfolgers Aelbert, gebildet; denn daß er noch ein Schüler des Beda Venerabilis geweſen, wie Andere wollen, ſtimmt nicht mit der Zeitrechnung zuſammen, da Alcuin bei Beda's Tode (735) noch in der zarteſten Kindheit war. In jener Schule lernte Alcuin, was zu ſeiner Zeit eben nicht häufig war, lateiniſch, griechiſch und hebräiſch, brachte es auch ſehr weit in der Theologie, ſo wie in der Rede= und Dichtkunſt und in der Mathematik, und zeichnete ſich überhaupt

eben ſo ſehr durch Gelehrſamkeit, als durch Frömmigkeit und Beſcheidenheit unter ſeinen Zeitgenoſſen aus. Nach dem Beiſpiel anderer ſeiner berühmten Landsleute und Zeitgenoſſen, trat er ebenfalls in den Benedictiner-Orden. Der Biſchof Egbert vertraute ihm die Aufſicht über ſeine Bibliothek; Aelbert aber ſetzte ihn über die ganze Schule, und auf dieſen Poſten erwarb ſich Alcuin als Lehrer große Verdienſte. Da aber (780) Aelbert geſtorben und Eanbald zu ſeinem Nachfolger ernannt war, ſandte dieſer den Alcuin nach Rom, um vom Papſte das Pallium für ihn zu holen. Auf der Rückreiſe ward Alcuin mit Karl dem Großen bekannt, und dieſer, der ernſtlich damit umging, in ſeinem Reiche das Licht der Wiſſenſchaften aufzuſtecken, und ſich freute, in Alcuin einen Mann zur Ausführung dieſes Vorhabens gefunden zu haben, ließ nicht nach, bis ihm Alcuin verſprach, nach Vollendung ſeines Auftrags in England, zu ihm zurückzukehren, und zum Beſten des fränkiſchen Reiches zu wirken. Alcuin hielt Wort, und mit ihm hielten die Wiſſenſchaften in Teutſchland ihren Einzug. Karl errichtete nicht nur an ſeinem Hofe eine Schule (Schola palatina), welcher Alcuin vorgeſetzt wurde, ſondern auch einen Gelehrten-Verein, zum Behuf höherer Bildung und Förderung der Wiſſenſchaften, in welchem Alcuin ebenfalls den erſten Rang einnahm. Die Hofſchule hat zwar keineswegs, wie man ehedem fälſchlich glaubte, den Grund zu der nachmaligen Univerſität Paris gelegt, wie denn überhaupt um dieſe Zeit der Urſprung der Univerſitäten noch nicht zu ſuchen iſt, auch die älteſten Univerſitäten, unter welche Paris gehört, nicht auf Veranlaſſung der Fürſten, ſondern als freie Verbindungen entſtanden; aber ſie war für ihr Zeitalter höchſt wichtig und nützlich, denn ſie war nicht, wie die damaligen

Kloſterſchulen, in welchen bis dahin faſt allein gelehrter Unterricht ertheilt worden war, bloß zur Bildung von Geiſtlichen, ſondern hauptſächlich für Perſonen weltlichen Standes, zunächſt für diejenigen, welche Karls Hofſtaat ausmachten, und für deren Kinder und Angehörige, beſtimmt; daher war ſie auch an keinen beſtimmten Ort gebunden, ſondern muſſte dem Hoflager jederzeit folgen. Karl ſelbſt empfing von Alcuin noch eine gewiſſe gelehrte Bildung; er wurde durch ihn nicht allein mit den alten Sprachen, ſondern vornehmlich auch mit der Bibel bekannt, machte unter ſeiner Anleitung auch in den mathematiſchen Wiſſenſchaften große Fortſchritte, und beehrte ihn wegen dieſes empfangenen Unterrichts mit dem Nahmen eines Vaters. Damit aber auch die Geiſtlichen aus Alcuins Anweſenheit beſondern Nutzen ſchöpfen ſollten, nahm ihn Karl nicht bloß mit zu den Synoden, welche um dieſe Zeit vorfielen, ſondern vertraute ihm auch die beſondere Aufſicht über verſchiedene Klöſter, und ließ ihn an mehrern Orten, z. B. in Paris und in Fulda, öffentlich lehren, um ſo die Wiſſenſchaften in ſeinem ganzen Reiche zu verbreiten. Bei dieſem großen und erfreulichen Wirkungskreiſe, den Alcuin fand, und der Ehre, die ihm dafür zu Theil ward, ſcheint ihn doch eine gewiſſe Sehnſucht nach ſeiner Heimath ergriffen zu haben, denn er ging 790 wieder nach England, und kehrte erſt 793 nach Frankreich zurück, weil Karl der Große ſeiner Mitwirkung bedurfte, um die Unruhen, welche, durch die Irrlehren des Elipandus und Felix von Urgel, in der chriſtlichen Kirche entſtanden waren, wieder zu ſtillen. Auch gelang es der Beredſamkeit und dem Scharfſinn Alcuins, auf zwei Kirchenverſammlungen die Gegner zu widerlegen und die Kirche zu beruhigen. Wie aber hierdurch ſein Ruhm einen großen Zu-

wachs erhielt, ſo erwarb er ſich noch größere Verdienſte dadurch, daß er den König Karl bewog, auf gute Sitten und wiſſenſchaftliche Thätigkeit in den Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftern mit Strenge zu halten, und ihn auf das Verderben aufmerkſam machte, welches manche unberufene Lehrer, denen es nicht um Belehrung des Volks, ſondern um Befriedigung ihres Eigennutzes zu thun war, unter den Sachſen anrichteten, indem ſie durch ihren Geiz, ihre Unwiſſenheit und ihren ſchlechten Lebenswandel das Volk verdarben, das Chriſtenthum, ſo wie die fränkiſche Regierung verhaſſt machten, die Neubekehrten wieder zum Abfall reizten, und ſo immer neue Empörungen verurſachten. Alcuin, den bei ſeinem vorgeſchrittenen Alter und ſeiner Liebe zur Stille, das Leben an Karls vielbewegtem und geräuſchvollem Hofe nicht mehr anſprach, wählte jezt das Kloſter St. Martins bei Tours zu ſeinem Aufenthalt; aber er zerfiel mit dem Abte deſſelben, weil dieſer, mit ſeinen untergebenen Mönchen, zu wenig Strenge in der Ausübung der Ordensregeln bewies; und er war im Begriff, dieſes Kloſter mit Fulda zu vertauſchen, als (796) der bisherige Abt zu Tours ſtarb, worauf Karl ihn ſelbſt an deſſen Stelle ſetzte. Doch durfte er noch nicht ganz vom Hofe ſcheiden, ſondern muſſte, auf Karls Verlangen, ihn noch öfters beſuchen; erſt 801 erlaubte ihm Karl, ſich völlig in ſein Kloſter zurückzuziehen. Dieſes wurde durch ihn zu dem vornehmſten Sitze der Wiſſenſchaften und geiſtlicher Tugenden erhoben; der Ruhm ſeiner Schule ſtrahlte vor allen im ganzen fränkiſchen Reiche hervor; Alcuin ſelbſt unterrichtete in den alten Sprachen und freien Künſten, machte ſeine Schüler mit der Bibel bekannt, und erzog ſie zu einem frommen, erbaulichen Wandel. Seine Mönche hielt er an, ſaubere und richtige Abſchriften von

der Bibel und andern guten Büchern zu verfertigen. Für die noch unwiſſenden Geiſtlichen ſorgte er, nach Karls des Großen Auftrage, durch eine Sammlung von Predigten, die er aus den Kirchenvätern und andern berühmten Lehrern entlehnte und mit eignen vermehrte. *) Unter den Gelehrten, die ſich durch Alcuins Unterricht bildeten, haben ſich Rabanus Maurus und Haymo vorzüglich ausgezeichnet. Bei der Anlegung neuer Schulen und geiſtlicher Stifter bediente ſich Karl der Große jederzeit mit Erfolg ſeines Rathes; und ſo führte Alcuin ein thätiges und vielſeitig fruchtbares Leben, bis an ſeinen Tod, der am 19. Mai 804 erfolgte. — Seine zahlreichen Schriften ſind zuerſt, jedoch nicht vollſtändig, durch du Chesne (Flacci Albini sive Alchwini Opera etc. stud. et dilig. Andr. Quercetani. Lutet. Paris. 1617. fol.) dann aber vollſtändiger und richtiger durch den Fürſt-Abt Frobenius zu S. Emmeran in Regensburg geſammelt und herausgegeben worden: Fl. Alcuini Opera omnia, post primam editionem a Quercetano curatam de novo collecta etc. cura Frobenii, S. R. I. Principis et Abb. ad S. Emmeranum. Ratisb. 1777. fol. 4. Voll. — Der wichtigſte Theil derſelben ſind ſeine Briefe, welche nicht nur ſeinen ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Charakter, ſeine Verbindungen und ſeinen Einfluſſ auf ſeine Zeitgenoſſen am deutlichſten ausſprechen, ſondern auch für die Geſchichte ſeiner Zeit überhaupt ſehr nützliche Nachrichten enthalten. — Seine Ge-

*) Dieſe Sammlung iſt unter dem Titel Homiliarius oder Homiliae doctorum häufig aufgelegt worden. Viele alte Ausgaben tragen Alcuins Nahmen. Sonſt wird ſie auch dem Paul Warnefried zugeſchrieben.

dichte machten zwar zu ſeiner Zeit ſo viel Aufſehen, daß Alcuin deshalb in der gelehrten Geſellſchaft am Hofe Karls des Großen (deren Mitglieder alle Nahmen aus dem Alterthume annehmen mußten) den Beinahmen Flaccus erhielt; ſie ſind aber keineswegs das verdienſtlichſte ſeiner Werke, wenn man ſie, nach ihrer urſprünglichen Abſicht, als Gedichte, nach ihrem poetiſchen Werthe beurtheilen will, da ſie wenig Spuren wahrer Poeſie, dagegen viele Rauhigkeiten in der Sprache und dem Versbau zeigen, und überhaupt mehr Werke des Fleißes, als eines wahren Dichtergeiſtes und guten Geſchmacks ſind; dagegen haben ſie zum Theil bedeutenden hiſtoriſchen Werth. Ueberhaupt zeigte Alcuin, wiewohl er die Werke der alten Dichter ſehr gut kannte, doch durch ſeine Urtheile, daß er mit ſeinen Gedanken über das eigentliche Weſen der Poeſie, und über den wahren Geſichtspunkt, aus welchem Dichterwerke zu beurtheilen und zu benutzen ſind, nicht recht ins Reine war; denn er beurtheilt ſie ausſchließlich nach einem ſehr beſchränkten moraliſchen Maßſtabe, macht an die klaſſiſchen Dichter Forderungen der chriſtlichen, ja klöſterlichen Moral ſeines Zeitalters, die natürlich bei ihnen ſo wenig Anwendbarkeit als Befriedigung finden, und widerräth in ſeiner Strenge ſogar das Leſen des Virgil, weil ſelbſt der fromme Aeneas ihm zu heidniſch auftritt. Wir finden alſo bei ihm ſchon die Spuren jener verkehrten Anſicht des Alterthums, und jener engherzigen Beurtheilung des Verhältniſſes der Literatur zur Religion, die in der Folge die Klaſſiker ganz aus den Schulen verbannte, und dadurch die Ausbildung einer gründlichen und geſchmackvollen Gelehrſamkeit auf viele Jahrhunderte verzögerte; und es iſt wohl nicht zu verkennen, daß dieſe irrige Anſicht großentheils in den beſchränkten Verhältniſſen des Kloſterlebens,

in welchen die meiſten Gelehrten befangen waren, ihren Grund hatte. Jene ſtrengen Grundſätze Alcuins geben auch der Vermuthung Caſpar Barths *) wenig Wahrſcheinlichkeit, daß Alcuin der Grammatiker ſein möge, welchem die Recenſion der Comödien des Terenz in den Handſchriften, unter dem Nahmen des Calliopius, zugeſchrieben wird. — Seine Lebensbeſchreibungen der Biſchöfe Martinus, Vedaſtus und Wilibrord, beſonders die letztern, ſind für die Geſchichte nicht unwichtig. — Seine Schriften über die ſogenannten freien Künſte, die er alle bearbeitet zu haben ſcheint, wiewohl nur noch die über die Grammatik, Rhetorik und Dialektik vorhanden ſind, geben von dem Umfange der damaligen Kenntniſſe, und beſonders von der Gründlichkeit der damaligen Dialektik, nicht den vortheilhafteſten Begriff, beſonders wenn man bedenkt, wie ſehr Alcuin unter ſeinen Zeitgenoſſen durch ſeine Dialektik hervorragte, die ſich doch in ſeinen Schriften (z. B. der in Fragen und Antworten abgefaſſten Disputatio regalis et nobilissimi juvenis Pippini cum Albino Scholastico), mit dem Anſchein großer Wichtigkeit, nicht über die gemeinſten Dinge erhebt, und keineswegs zu völliger Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks gelangt. Zur Entſchuldigung Alcuins iſt übrigens zu bemerken, daß wahrſcheinlich nur eine ſolche Dialektik für die Perſonen, die er zu unterrichten hatte, paſſen mochte, wie man denn auch bei Kindern nur mit dem Einfachſten, Gewöhnlichſten anfängt, und nicht bis zu den höchſten, ſchärfſten Begriffen emporſteigt. Sein Zeitalter befand ſich, in Anſehung der geiſtigen Ausbildung, auch noch gewiſſermaßen in einem Zuſtande der Kindheit, und

*) Adversar. lib. VI. 20.

würde eine feiner ausgebildete Philoſophie, wenn auch Alcuin ſie zu geben im Stande geweſen wär, ſchwerlich begriffen haben. Der Fehler lag alſo nicht daran, daß man klein anfing, ſondern daß es ſo lange dauerte, ehe das Werk der Erziehung weiter fortgeſetzt, oder, um mich eines andern Bildes zu bedienen, das Gebäude ſelbſt aufgerichtet, und das unſcheinbare Gerüſt, das man ſo lange für das Weſentliche nahm, entfernt wurde. — Endlich iſt der größte Theil von Alcuins Schriften theologiſchen Innhalts. Außer den Erklärungen über einige bibliſche Bücher, die er großentheils aus den Kirchenvätern zuſammen trug, war beſonders ſeine Streitſchrift gegen Felix (Contra Felicem Orgelitanum Episc. libri VII.) für ſeine Zeit ſehr wichtig, weil die durch Felix angeregte Streitigkeit (die Behauptung, daß Chriſtus auch nach ſeiner menſchlichen Natur Gott ſei) damals große Bewegungen in der Kirche verurſachte. Am wichtigſten iſt aber wohl das Werk vom Bilderdienſt (de imaginibus libri IV.) das zwar in den Handſchriften dem Kaiſer Karl zugeſchrieben wird, aber nach den entſcheidendſten innern Gründen für eine Arbeit Alcuins zu halten iſt; denn zeigt ſich gleich ſeine Philoſophie auch darinn noch auf einer niedrigen Stufe, ſo wirkte er doch dem herrſchenden Aberglauben ſehr ernſtlich und glücklich entgegen. —

Theodulf, eben ſo, wie Alcuin, einer von den Gelehrten, welche Karl der Große aus dem Auslande herbeirief, iſt in Anſehung ſeiner Lebensumſtände weniger bekannt; ſogar ſein Vaterland iſt zweifelhaft, indem weder für die Meinung, daß er aus Italien, noch für eine andere, daß er aus Spanien geweſen ſei, hinlängliche Gründe vorhanden ſind; doch lebte er, ehe ihn Karl der Große zu ſich berief, in Italien. Er war anfänglich verheira-

thet, und hatte eine Tochter, Nahmens Giſla, an welche eins ſeiner Gedichte (l. IV, 3) gerichtet iſt; war aber Wittwer, als Karl der Große ihn kennen lernte, und ſeiner Gelehrſamkeit wegen, in ſein Reich zog, wo er ihn zuerſt zum Abte zu Fleury (Floriacum), nachher zum Biſchof von Orleans erhob. In letzterer Würde wohnte er der Kirchenverſammlung bei, welche 794 zu Frankfurt gegen Felix von Urgel gehalten wurde. Uebrigens machte Theodulf von ſeiner Würde den ehrenvollſten Gebrauch, indem er ſich angelegen ſein ließ, unter ſeinen untergebenen Geiſtlichen Kenntniſſe und gute Sitten zu verbreiten; und man kann ihn, nächſt Alcuin, für den vornehmſten Beförderer der Wiſſenſchaften zu ſeiner Zeit halten. Karl der Große hielt ihn daher vorzüglich in Ehren; auch war er (811) einer der Zeugen bei deſſen Teſtamente. Nach Karls Tode (814) ſetzte deſſen Sohn, Ludwig der Fromme, anfangs die Gunſtbezeigungen ſeines Vaters gegen ihn fort; nach einiger Zeit aber gerieth Theodulf in den Verdacht, als ob er heimlich die Empörung des Königs Bernhard in Italien unterſtützte; er ward daher (818) ſeines Amtes entſetzt, und in einem Kloſter zu Angers (Andegavum) gefangen gehalten. Da er aber ſeine Unſchuld ſtandhaft behauptete, ſo ward er (821) wieder in Freiheit und in ſeine vorigen Würden eingeſetzt, ſtarb aber, noch in demſelben Jahre, ehe er wieder zu ſeinem biſchöflichen Sitze zurückgekommen war, und wurde zu Angers begraben. — Seine Schriften ſind zuſammen von Sirmond herausgegeben worden: Theodulphi Opera, ex editione et cum notis Jac. Sirmondi. Paris. 1646. 8. — wieder abgedruckt in der Bibliotheca patrum maxima, Tom. XIV. und in Sirmondi Opp. T. II. wo ſie mit einigen, von Mabillon (Vet. analect.

Tom. I. pag. 376. ed. nov. p. 410. sq.) bekannt gemachten Gedichten vermehrt ſind. — Seine Gedichte (Carminum libri VI.) ſind unter dieſen Werken das wichtigſte. Sie ſind größtentheils im elegiſchen Versmaß geſchrieben, und geiſtlichen Innhalts, übertreffen aber an Gehalt und Bearbeitung alle, die nicht nur jenes Zeitalter, ſondern eine lange Folgezeit hervorbrachte. Theodulf ſelbſt ſchrieb in Verſen beſſer als in Proſa. Seine übrigen Schriften ſind theologiſchen Innhalts, und waren für ſeine Zeit zwar nicht ohne Nutzen, kommen aber jezt nicht mehr in Betrachtung. — Eine Geſchichte Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, welche Theodulf geſchrieben haben ſoll, iſt nicht mehr bekannt. —

Paulus, der Sohn Warnefrieds, war von Geburt ein Longobarde. Seine früheren Lebensumſtände ſind, ſo wie die Veranlaſſung, durch welche er an Karls des Großen Hof kam, nicht genau bekannt; denn daß er Kanzler des letzten Longobardiſchen Königs Deſiderius geweſen, und nach dem Sturze des longobardiſchen Reichs (774) in Gefangenſchaft gerathen ſei, iſt eine Sage, welche durch die fabelhaften Nebenumſtände, mit denen ſie erzählt wird, ihre Glaubwürdigkeit verliert. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er ſchon vor dem Untergange des longobardiſchen Königreichs Mönch im Kloſter Monte Caſſino war, und ſich aus ſeinem Kloſter an den Hof des Königs Karl begab, um ſeinem gefangenen Bruder die Freiheit auszuwirken. *) Ob er nach Vollendung dieſes Geſchäftes erſt

*) Lebeuf, Dissert. sur l'hist. eccles. et civ. de Paris, T. I. p. 406. sq. hat ſowohl einen dafür ſprechenden Brief des Paulus an den Abt Theudomar, als auch die Verſe, welche er in derſelben Abſicht an den König geſchrieben, aufbewahrt.

wieder in ſein Kloſter zurückgekehrt, oder ſogleich am Hofe geblieben, iſt nicht genau bekannt; ſo viel iſt aber gewiſſ, daß Karl, ſobald er ihn als einen gelehrten Mann kennen gelernt hatte, ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. Er brauchte ihn bei ſeiner Schola palatina, wo er beſonders den Unterricht in der griechiſchen Sprache beſorgen muſſte. Häufig wird ihm auch die Sammlung der in Alcuins Leben ſchon erwähnten Homiliae Doctorum zugeſchrieben, und es iſt möglich, daß beide gemeinſchaftlich daran gearbeitet haben, da Karl der Große beiden, beſonders in geiſtlichen und gelehrten Angelegenheiten, großes Vertrauen ſchenkte. Dennoch ließ ſich Paulus nicht bewegen, für immer am Hofe zu bleiben, ſondern begab ſich wieder in das Kloſter Monte Caſſino, wo er auch, der gewöhnlichen Meinung nach, noch vor 800, ſtarb. — Seine zahlreichen Schriften ſind niemals vollſtändig geſammelt worden. Sie beſtehen in Gedichten, unter welchen vorzüglich der Hymnus auf den heiligen Johannes, welcher ſich anfängt: Ut queant laxis resonare fibris etc. bekannt iſt; in Lebensbeſchreibungen Gregorius des Großen, des heiligen Benedictus und ſeiner Schweſter Scholaſtica, und einiger andern Heiligen; in einem Auszug aus dem großen Werke des alten Grammatikers Verrius Flaccus de verborum significatione; vorzüglich aber in zwei hiſtoriſchen Werken, welche ſein Andenken in der Literatur aufrecht erhalten, nehmlich 1) der allgemeinen Geſchichte (Historia miscella) von welcher die elf erſten Bücher eigentlich die römiſche Geſchichte des Eutropius enthalten, welcher Paulus nur hier und da etwas hinzugefügt hat; die folgenden fünf Bücher, welche vom Kaiſer Julian bis auf Juſtinian I. gehen, ſind ganz des Paulus Arbeit; das 17 – 24. ſind nach ſeinem Tode von

Landulphus Sagax hinzugefügt worden. Dieſes Werk iſt, beſonders für ſeine Zeit, nicht ohne Werth. Außer einigen Sammlungen alter Geſchichtſchreiber, in welchen es enthalten iſt, verdient folgende Ausgabe bemerkt zu werden: Historiae miscellae a Paulo Aquileg. Diac. primum collectae, post etiam a Landulpho Sagaci auctae libri XXIIII. Basil. ap. Pet. Pernam. 1569. 8. — 2) der Geſchichte der Longobarden, in 6 Büchern, die als eine der Hauptquellen für dieſe Geſchichte zu betrachten ſind. Die erſte Ausgabe hat Friedrich Lindenbrogius veranſtaltet: Pauli Warnefridi Longobardi filii, Diaconi Forojuliensis, de gestis Longobardorum libri VI. ad MSS. et vett. codd. fidem editi. Lugd. ex off. Plantin. Raphelengii 1595. 8. — auch in: Diversarum gentium historiae antiquae scriptores tres (Jornandes, Isidorus Hispalensis, Paulus Diaconus). Hamburg. 1611. 4. — in Muratori Script. rer. Ital. T. I. und in einigen andern hiſtoriſchen Sammlungen. —

Eginhard verdient als der erſte Gelehrte von Bedeutung, welcher von Geburt ein Teutſcher war, auch größtentheils im eigentlichen Teutſchland lebte, und es allen, die ihm hier vorangingen, in vieler Hinſicht zuvor that, vorzügliche Beachtung. Er war aus dem Odenwalde gebürtig, und ſein Nahme wird auch Einhart, Ainart und Hainart geſchrieben. Wie er Karl dem Großen zuerſt bekannt geworden iſt, läſſt ſich nicht mit Gewiſſheit ſagen; doch ſcheint er frühzeitig Karls Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben, denn dieſer ließ ihn mit ſeinen eignen Söhnen in den Wiſſenſchaften unterrichten, behielt ihn auch nachher am Hofe, und vertraute ihm wichtige Aemter, indem er ihn zu ſeinem Geheimſchreiber, dann

aber zum Kanzler machte, und ihm zugleich die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude übergab, woraus ſich ſchließen läſſt, daß er nicht nur in den Wiſſenſchaften, ſondern auch in den Künſten erfahren war. Unter den Gelehrten an Karls Hofe ſpielte er ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle; auch wurde er von Karl dem Großen zu Geſandtſchaften gebraucht, wie er denn unter andern das Teſtament deſſelben dem Papſte überbringen muſſte. Seine Heirath mit einer gewiſſen Emma oder Imma, wahrſcheinlich einer Verwandten des Kaiſers, hat durch die Sage einen romantiſchen Charakter erhalten, indem darinn nicht nur dieſe Emma zu einer Tochter Karls des Großen gemacht wird, ſondern auch ihren Geliebten, Eginhard, um ſeine Beſuche zu verbergen, auf dem Rücken getragen haben ſoll, bis Karl das Verſtändniſſ entdeckte, und, anſtatt der gefürchteten Beſtrafung, durch die Verheirathung der Liebenden krönte. Indeſſen kommt unter den Töchtern Karls des Großen, welche von Eginhard ſelbſt, und andern glaubwürdigen Geſchichtſchreibern, erwähnt werden, keine dieſes Nahmens vor, und die ganze Anekdote kommt erſt in ſpätern Jahrhunderten zum Vorſchein. — Nach Karls des Großen Tode, ſtand er bei deſſen Nachfolger, Ludwig dem Frommen, in nicht geringerer Achtung; denn dieſer übertrug ihm den Unterricht ſeines Sohnes Lothar, und beſchenkte ihn zur Erkenntlichkeit dafür mit anſehnlichen Gütern. — Nachdem Eginhard mit ſeiner Gattinn viele Jahre in zufriedener Ehe gelebt, auch einen Sohn, Nahmens Wulfin, gezeugt hatte, verließ er den Hof, und zog ins Kloſter, wobei er zwar ſeine Gattinn, wenigſtens im Anfange, bei ſich behielt, doch mit ihr nur wie mit einer Schweſter lebte. Er wurde nach und nach verſchiedenen Klöſtern als Abt vor-

geſetzt, wie er denn ſchon 819 als Abt eines Kloſters zu Gent vorkömmt, und nach der Angabe einiger alter Schriftſteller, Abt zu Fontenelle geweſen ſein ſoll. Endlich aber ſtiftete er, von ſeinen eignen Gütern, an einem Orte, der ihm vom Kaiſer Ludwig geſchenkt worden war, und vorher den Nahmen Michelſtadt geführt hatte, um das Jahr 828, das Kloſter Seligenſtadt, wo er der erſte Abt wurde, und 839 ſtarb. — Als Schriftſteller gehört er nicht nur unter die fruchtbarſten und gehaltreichſten ſeiner Zeit, ſondern übertraf auch alle ſeine Zeitgenoſſen in einer reinen und geſchmackvollen Schreibart. Das wichtigſte ſeiner Werke iſt die Lebensbeſchreibung Karls des Großen, welche in zwei Theilen erſt die Kriegsthaten, dann das Privatleben des Kaiſers erzählt, und für deſſen Geſchichte eine der bedeutendſten Quellen iſt, da der Verfaſſer viele Jahre hindurch dem Kaiſer ſo nahe ſtand. Man hat ihn zwar aus eben dieſem Grunde hier und da der Parteilichkeit beſchuldigt und ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen geſucht; beſonders hat der ungenannte Verfaſſer eines, unter dem Titel Esprit de Gerson, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erſchienenen Buches, ihn geradezu beſchuldigt, er habe Karls des Großen Leben großentheils völlig erdichtet, abſichtlich falſche Thatſachen vorgegeben und die Geſchichte dadurch entſtellt; allein die Beweiſe für dieſe harten Beſchuldigungen ſind ſelbſt ſo irrthümlich und ungenügend, daß ſich niemand dadurch hat in der billigen Achtung des Geſchichtſchreibers irre machen laſſen. Weil der Styl reiner und zierlicher erſcheint, als man es von ſeinem Jahrhundert gewohnt iſt, hat man auch vermuthet, der erſte Herausgeber, Graf Hermann von Neuenaar, habe das Werk, wo nicht ganz untergeſchoben, doch wenigſtens in Anſehung des Styls überarbeitet; aber auch

dieſer Verdacht iſt durch die Einſicht älterer Handſchriften widerlegt worden. Andere Zweifel ſind von älteren Schriftſtellern erregt worden, welche dies Buch dem Alcuin zuſchreiben; dieſer Irrthum iſt aber ſchon durch die große Verſchiedenheit des Styls zu widerlegen. Eginhard hatte ſich vornehmlich den Suetonius zum Muſter gewählt, und dieſen mit ſolcher Vorliebe nachgeahmt, daß er ganze Stellen deſſelben völlig in ſein Werk übergetragen hat. Von neuern Geſchichtforſchern werden dem Eginhard auch die Jahrbücher der Könige Pipin, Karls des Großen und Ludwigs des Frommen mit Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben; denn ein Lobſpruch Eginhards, welcher darinn vorkömmt, iſt ein ſpäterer Zuſatz, der ſich in den beſten Handſchriften nicht findet. Beide Werke ſind zuerſt durch den Grafen von Neuenaar bekannt gemacht worden: Vita et gesta Karoli cognomento Magni etc. per Eginhartum, illius quandoque alumnum atque scribam adjuratum Germanum. Annales regum Francorum Pipini, Karoli, Ludovici, ab anno p. Chr. n. 741. usque ad 829. collecti per quendam Benedictinae religionis monachum. Colon. 1521. 4. — wieder aufgelegt, doch in umgekehrter Ordnung der Werke, Colon. 1562. 12. — Eginhartus de vita et gestis Caroli M. cum comm. I. F. Besselii et not. Jo. Bollandi; acc. Melch. H. Goldasti animadversiones ineditae etc. cur. Jo. Herm. Schminkio Traj. ad Rh. 1711. 4. — Die Lebensbeſchreibung Karls des Großen befindet ſich auch in der Heerwagiſchen Sammlung teutſcher Geſchichtſchreiber (Basil. 1532. fol.) und nebſt den Annalen in Marq. Freheri Corp. Franciae historiae veteris, Hanov. 1613. fol. und verſchiedenen andern Sammlungen alter Geſchichtſchreiber, nahment-

lich der teutſchen, von Reuber und Heineccius; doch erſcheinen die Annalen nur bei dem letzten unter Eginhards Nahmen, worinn ihm Du Chesne, in Script. rer. Francic. T. II. (wo ebenfalls beide Werke befindlich) voran gegangen. — Nächſt dieſen beiden Werken ſind Eginhards Briefe vornehmlich zu bemerken, welche am vollſtändigſten (an der Zahl 63) mitgetheilt ſind in I. Weinckensii Eginhartus illustratus ac vindicatus. Frcf. ad M. 1714. fol. — Ein Auszug der Weltgeſchichte (Breviarium chronologicum) aus dem Werke des Beda, de sex aetatibus mundi, geſchöpft und bis auf das Jahr 809 fortgeſetzt, wird ihm von Lambecius zugeſchrieben und iſt in deſſen Commentar. de bibliotheca Vindobonensi T. II. (p. 395. sq.) befindlich. — Von weniger Wichtigkeit ſind die zwei Bücher de translatione SS. martyrum Marcellini et Petri, und die Acta martyrii SS. Marcellini et Petri (in Verſen), welche dem Eginhard auch nicht mit hinreichendem Grunde beigelegt werden. *) Andere ſeiner Schriften, worunter das wichtigſte die Geſchichte der Sachſen (Gesta Saxonum, sive de bellis Saxonicis), aus welchen Adam von Bremen noch etwas anführt, ſind verloren gegangen. —

Ein Menſchenleben iſt, auch bei dem beſten Willen, ſelten hinreichend, ein großes, weit ausſehendes und viel umfaſſendes Werk vollſtändig hinauszuführen; glücklich, wenn der Grund ſo ſtark befeſtigt iſt, und der Bauherr ſo

*) Eginhard hatte die Ueberreſte dieſer beiden Heiligen aus Italien in ſeine neugeſtiftete Abtei Seligenſtadt bringen laſſen.

geſchickte, ſeinen Sinn erfaſſende Nachfolger findet, daß es, auch wenn er ſelbſt vom Schauplatz abtrat, in ſeinem Geiſte gefördert, vollendet und geſichert wird. Karls Werk war nicht ſo glücklich. Das eigne Leben des vielbeſchäftigten Mannes war zu kurz, um ihn ganz zu dem Ziele zu führen, das ihm vor Augen ſchwebte, und unter ſeinen Nachfolgern war keiner, der ſeinen großen Geiſt nur verſtanden, viel weniger in ihm fortgewirkt hätte. Sein eigner Sohn, Ludwig I., nicht ohne Tugenden und Kenntniſſe, aber zu ſchwach an Verſtand und am Willen für einen ſo hohen Standpunkt, gab zuerſt den Geiſtlichen Raum, ihren Lehrerberuf zu vergeſſen, und in Güterbeſitz und weltlicher Herrſchaft ihre Größe zu ſuchen. Innere Kriege zerrütteten den Staat; im Getümmel der Waffen wurde der größte Theil der ſchönen Saaten Karls des Großen wieder zertreten, und es fand ſich niemand, der Einſicht, Willen und Kraft genug gehabt hätte, ſie aufs neue zu erbauen. Aberglaube, Sittenrohheit und verdorbener Geſchmack kehrten daher in kurzem zurück, und nahmen im Fortgange der Zeiten immer mehr überhand. Doch rettete noch, als Karls große Monarchie zerfiel, Teutſchland ſeine Eigenthümlichkeit, indem es, durch den Vertrag zu Verdün (843) als ein freiſtändiges Reich anerkannt, ſeitdem ſeinen eignen Bildungsweg verfolgte.

Die ſchwachen Regierungen der meiſten Könige aus dem Stamme Karls des Großen hatten zwar das Gute, daß ſie keiner Entwickelung Feſſeln anlegten; doch war das Volk noch zu wenig vorbereitet, als daß aus ſeinem Schoße etwas bedeutendes für die Wiſſenſchaften hätte hervorgehen können; auch war die Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Wiſſenſchaften noch zu wenig allgemein

geworden; ſie verhießen für ſich allein weder Glanz noch Gewinn; wer den erſten ſuchte, der tummelte ſich lieber im Waffengeräuſch umher, wem der zweite am Herzen lag, der ſuchte ihn in Handel und einträglichen Gewerben; die Wiſſenſchaften aber blieben ganz an die Geiſtlichkeit verwieſen; ſie fanden ihre Freiſtäte in den Stiftern und Klöſtern, und blieben da, mit ſeltenen Ausnahmen, einige Jahrhunderte hindurch, gleichſam verſchloſſen. Die Anſichten und Zwecke, nach denen man ſie bearbeitete, wurden immer beſchränkter, darum konnten ſie zwar keiner auffallenden Bereicherung und keiner ächten gemeinnützigen Wirkſamkeit ſich erfreuen; ihr Leben war kaum etwas anders als ein bewuſſtloſes Vegetiren; ſie befanden ſich gleichſam wie im Winterſchlafe, wo auch die Verrichtungen des Organismus, welche ſeine Selbſterhaltung bezwecken, ganz langſam und unmerklich von ſtatten gehen, die aber, welche für ſeine Wechſelwirkung mit der Außenwelt beſtimmt ſind, gänzlich erſtorben ſcheinen. Doch war dabei wenigſtens ihre Fortdauer geſichert, und zwar um ſo gewiſſer, je mehr ein äußerer Glanz der Heiligkeit die Orte umgab, zu denen ſie ſich geflüchtet hatten. Faſt alle ſchriftlichen Denkmaale, welche wir vom neunten bis in das dreizehnte Jahrhundert beſitzen, und deren Verfaſſer uns bekannt ſind, rühren von Geiſtlichen her. Auch die fleißigſten und ſcharfſinnigſten dieſer Schriftſteller erheben ſich gleichwohl nicht über die Begriffe und Anſichten ihrer Zeitgenoſſen; auch bei den einſichtsvollſten finden wir ſelten eine neue, wahrhaft fruchtbare Idee, ſelten einigen Sinn für den wahren, innern Werth der Wiſſenſchaften. Ueberall werden dieſe nur ihres äußern Nutzens wegen, und hauptſächlich in Beziehung auf das Kirchenthum, bearbeitet und empfohlen. Auch die freiſtändigſte aller Wiſſenſchaften, die

Philoſophie, erfuhr, und zwar gerade am meiſten, dieſes Schickſal. Sie war überdies ein bloßes Stückwerk; denn ſelbſt der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Rabanus Maurus, kannte von ihr weiter nichts als die Dialektik, oder die Kunſt, Schlüſſe zu machen, und alles zu beweiſen, was man zu beweiſen nöthig fand, alſo die bloße Formenlehre des Verſtandes. Er nannte ſie zwar die Königinn der Wiſſenſchaften, aber er fand ſie doch eigentlich nur darum nützlich, weil ſie dazu diente, die Einwürfe und Trugſchlüſſe der Ketzer zu widerlegen. — Faſt alles literariſche Wirken beſchränkte ſich nur auf Sammeln und Bearbeiten des Ueberlieferten, ohne eigne Erfindung. Selbſt die Dichtkunſt muſſ dieſe Bemerkung beſtätigen, denn das größte und verdienſtvollſte Dichterwerk, welches wir aus der älteſten Periode der teutſchen Literatur beſitzen, Otfrieds Evangelien-Buch, hat nur die bekannten Begebenheiten der evangeliſchen Geſchichte in eine metriſche Form gebracht, und zeigt, bei aller Wärme, mit welcher der Verfaſſer für ſeinen Gegenſtand eingenommen war, doch nur ſelten die Erhebung eines wahrhaft poetiſchen Geiſtes. Aus miſſverſtandenem Religionseifer ſuchte man, mit nur allzu großem Erfolg, die einzig muſtergiltigen Schriften der alten Griechen und Römer, als heidniſche Bücher, wieder zu verdrängen, und entfernte damit die beſten Hilfsmittel zur Bildung eines guten Geſchmacks auf viele Jahrhunderte. Dabei verlor ſich die teutſche Sprache aus dem Schriftgebrauch immer mehr, denn die lateiniſche, wie ſie in der Kirche die herrſchende war, ward es auch in der Literatur; es dauerte Jahrhunderte, ehe ſich einmal wieder ein bedeutendes Werk in der Mutterſprache bildete, und dieſe wurde dadurch in ihrer Ausbildung unbeſchreiblich gehemmt. So blieb es Jahrhunderte lang faſt unverändert, während in

der Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Kultur Teutſchlands nur einzelne lichtere Punkte hervortreten.

Als die Teutſchen den karolingiſchen Herrſcherſtamm, der ihnen völlig entfremdet war, ganz verlaſſen hatten, und Könige nach eigner Wahl auf ihren Thron erhoben, fanden die erſten unter dieſen Beſchäftigung genug, Teutſchland von den äußeren Feinden, die ihm gänzlichen Untergang drohten, zu befreien, im Innern Ruhe und Ordnung herzuſtellen, und die Achtung des teutſchen Volkes im Auslande wieder zu begründen; und wenn auch Einzelne, ſelbſt den Wiſſenſchaften und Künſten hold, ſie durch Lob und Unterſtützung aufmunterten, ſo konnte doch im Ganzen nur wenig dafür geſchehen, denn einmal waren die Wiſſenſchaften, als den Geiſtlichen heimgefallenes Gut, ſchon völlig von den weltlichen Geſchäften getrennt und geſchieden, und zweitens wurden Wiſſenſchaften und Künſte, auch von ihren Beförderern unter den Fürſten und Großen weltlichen Standes, meiſtens nur als Gegenſtände eines gewiſſen geiſtigen Luxus betrachtet, die man nur deswegen unterhielt, um durch ſie den Glanz des Thrones und der Nation zu erhöhen, ohne ſich noch recht von ihrem wahren Werthe zu überzeugen. Darum lockte ſelbſt der Glanz, welchen die Sonne der Ottonen (ſeit 936) verbreitete, wenig Blüthen und noch weniger erſprießliche Früchte hervor; doch iſt nicht zu vergeſſen, daß die Erweiterung des teutſchen Reichs und die Ausbreitung des Chriſtenthums jenſeit der Elbe, im Lande der Slaven, während dieſes Zeitraumes, auch der höhern wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Kultur neuen Boden gewann. Die Bekanntſchaft mit Italien, welches Otto der Große erobert, und dadurch das Römiſche Kaiſerthum wieder mit Teutſchland verbunden hatte, brachte den Teutſchen für Wiſſenſchaft und Kunſt weniger

Gewinn, als ſich hätte erwarten laſſen, wenn nicht auf der einen Seite die Teutſchen, als Sieger und Herrſcher, ſich zu ſehr über die Italiener erhaben geglaubt, auf der andern Seite aber die Italiener, im Gefühl ihrer höheren Bildung, die Teutſchen als vermeinte Barbaren zu ſehr verachtet hätten, als daß dieſe es der Mühe werth geachtet hätten, jene zu belehren, und jene, ſich von dieſen belehren zu laſſen. Ueberhaupt ließ ſchon der fortwährend unterhaltene Nationalhaſſ kein vertrauteres Verhältniſſ zwiſchen beiden Völkern gedeihen, und wenn es auch nicht unwahrſcheinlich iſt, daß durch den gegenſeitigen Verkehr, ſelbſt unter dem ſelten unterbrochnen Geräuſche der Waffen, manche Kenntniſſ und feinere Sitte von den Italienern auf die roheren Teutſchen unmerklich überging, ſo zeigten ſich doch erſt viel ſpäter davon hervorleuchtende Früchte in eigentlich wiſſenſchaftlichen Werken. Auch die Verbindung des teutſchen Königshauſes mit Griechenland, durch Theophania, die Gemahlinn Kaiſer Otto's II., aus griechiſch-kaiſerlichem Stamme, war nur vorübergehend, und beſonders bei der Unzufriedenheit, die jene Verbindung in Teutſchland erweckt hatte, nicht von dauernden Folgen. Wenn wir irgendwo von dieſem Verkehr Teutſchlands mit Italien und Griechenland einen augenſcheinlichen Erfolg wahrnehmen, ſo iſt es in der Baukunſt, die ſeit dem Zeitalter der Ottonen in Teutſchland einen höhern Schwung gewann, und vornehmlich an Kirchen ſich übte. — Unter den Wiſſenſchaften iſt es die Geſchichte, die, durch den anwachſenden Reichthum denkwürdiger Thaten geweckt, vornehmlich den Fleiß der Schriftſteller, in Werken größeren und kleineren Umfanges beſchäftigte, die freilich von ſehr ungleichem Werth, und ſelten mit einer Ahnung wahrhaft wiſſenſchaftlichen, kritiſchen Geiſtes oder höherer hiſtoriſcher

Kunſt bearbeitet, doch einen ſchätzbaren Reichthum von Thatſachen liefern, deren einfacher, ſchmuckloſer Vortrag für die Treue der Erzählung die ſicherſte Bürgſchaft leiſtet, ſo bald man ſie nur im Geiſte ihrer Zeit richtig betrachtet. Für die teutſche Sprache aber iſt Notkers, eines Mönches im Kloſter S. Gallen, Ueberſetzung und Auslegung der Pſalmen, höchſt merkwürdig und verdienſtlich. —

Unter den fränkiſchen Kaiſern (ſeit 1024) wurden die Wiſſenſchaften, mehr als jemals zuvor, durch das Geräuſch der Waffen betäubt und durch innere Kriege erſtickt. Die Geiſtlichen wandten ſich immer mehr und mehr von ihren eigentlichen Beſchäftigungen ab und miſchten ſich in Staats- und Kriegshändel; die Kirchenzucht wurde immer mehr zu einem ſtarren, niederdrückenden und geiſttödenden Despotismus; Klöſter und Stifter entſtanden in immer größerer Menge, aber nicht mehr als Pflanzſtätten der Wiſſenſchaften und Künſte, ſondern meiſt nur als Sitze des bequemeren Lebens und der Herrſchſucht, unter dem Scheine des Gottesdienſtes. Die Dichtkunſt drohte ganz zu verſtummen, und die Baukunſt übte ſich nur an ſtarren Thürmen und Burgen, wie ſie das kriegeriſche Zeitalter bedurfte. Die Kenntniſſ der klaſſiſchen Sprachen verlor ſich faſt ganz; das Griechiſche war in den Abendlanden ſchon ſeit der Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche nur noch ſparſam bei Einzelnen zu finden geweſen, und verlor ſich immer mehr, da die Gewohnheit immer tiefer einwurzelte, alle gelehrten Kenntniſſe nur an das Kirchenthum anzuknüpfen, wozu es der griechiſchen Sprache nicht bedurfte, da die meiſten abendländiſchen Geiſtlichen nicht einmal das Daſein einer andern Kirche, als der römiſchen, kannten; das Lateiniſche wurde zwar häufig geſchrieben und geſprochen, aber das gebräuchliche Latein wurde immer

ſchlechter, (das verrufene Mönchslatein bildete ſich aus), und die klaſſiſche Latinität war, mit den klaſſiſchen Schriftſtellern, faſt ganz unbekannt. Auch die teutſche Dichtkunſt hat aus dieſem Zeitalter nur ein Werk, aber ein höchſt vortreffliches, das Loblied auf den heiligen Anno, von einem unbekannten Verfaſſer, aufzuweiſen; während die teutſche Proſa ganz vernachläſſigt wurde, wie ſelbſt das einzige aus dieſer Zeit vorhandene größere Werk, des Abtes Willeram zu Ebersberg Auslegung des hohen Liedes, durch offenbare Rückſchritte der Sprachkultur, beweiſt. Geſchichte wurde zwar häufig geſchrieben, doch darf man, bei dem Mangel an Bildung nach guten Muſtern, die Forderungen an damalige Geſchichtſchreiber nicht auf hiſtoriſche Kritik und geſchmackvollen Vortrag erſtrecken, ſondern muſſ ſich bei den beſten mit einer fleißigen und getreuen Darſtellung der Begebenheiten, vornehmlich ihres Zeitalters, begnügen. — Unter allen Wiſſenſchaften gewann nur die Philoſophie um dieſe Zeit einen lebhaften, wenn gleich nicht ganz erfreulichen Aufſchwung, der, bei der engen Verbindung, in welcher die Klöſter, damals die einzigen Werkſtätten der Gelehrſamkeit, in den verſchiedenſten Reichen unter einander ſtanden, auch Teutſchland nicht unberührt ließ. —

Unter den ſchwäbiſchen Kaiſern (ſeit 1138) ſchien nun den Wiſſenſchaften und Künſten in Teutſchland ein neues, freudiges Leben zu erwachen. Ein großes, mächtiges und unternehmendes, aber im Ganzen bei dem Volke mehr geliebtes als gefürchtetes Herrſchergeſchlecht hatte den teutſchen Thron beſtiegen, und durch die Herrſcher aus dieſem Geſchlechte wurde Teutſchlands Ruhm und Anſehen im Auslande bald wieder aufs neue befeſtigt. Die Fehden im Innern Teutſchlands dauerten zwar fort, aber ſie gewan-

nen einen edleren, mehr heroiſchen Charakter, und wurden ſelten ſo ausgedehnt, daß ſie die Künſte des Friedens dauernd und allgemein unterdrückt hätten; vielmehr regte ſich auch in dieſen die erwachte Thatkraft, und gebar unſterbliche Werke, vornehmlich im Gebiete der teutſchen Dichtkunſt und der Baukunſt, die, gleichſam als eine verkörperte Poeſie, hier die erhabenſten, bewundernswürdigſten Tempel, dort auf den Höhen der Berge die kühnſten Burgen hervorrief. Die nähere Verbindung mit Italien verfeinerte die Sitten und trug zum Emporkommen der Künſte nicht wenig bei. An den Königen Teutſchlands fanden dieſe um ſo größere Beförderer, als die meiſten derſelben, beſonders Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II., nicht nur Kenner und Freunde derſelben waren, ſondern ſie auch ausübten. Der letzte war ſogar, in dem noch äußerſt wenig angebauten Felde der Naturkunde, ſelbſt Schriftſteller. — Der Handel, der jezt immer mehr aufblühte, die Völker unter einander geſellte und mancherlei Gewerbe weckte, trug zur vollkommneren Ausbildung der Menſchheit auch das ſeinige bei. Die höheren Wiſſenſchaften nahmen zwar an dem allgemeinen Umſchwunge noch keinen ganz verhältnißmäßigen Antheil; ſie blieben, mit wenigen Ausnahmen, das Eigenthum der Geiſtlichkeit, beſonders der Klöſter, und wurden fortwährend nach dem herkömmlichen dürftigen Zuſchnitte bearbeitet. Doch erſtanden einzelne Männer von ausgebreiteten, über das gewöhnliche wiſſenſchaftliche Leben ihrer Zeit hinausſtrebenden Kenntniſſen. Die Geſchichtſchreibung wurde mit dem größten Eifer getrieben, und die hiſtoriſchen Gedichte in teutſcher Sprache, die in dieſem Zeitraume aufzutreten beginnen, wie wenig ſie auch oft den guten Geſchmack befriedigen, brachten doch die Geſchichte mehr unter das Volk

und machten ſie gemeinnütziger. Solche Erſcheinungen laſſen vermuthen, daß auch für eigentlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit eine beſſere Zeit angebrochen ſein würde, hätten ſich jene günſtigen Verbindungen länger dauernd erhalten. Aber nur zu bald ging dieſer glückliche Zeitraum vorüber, und der Stern freudiger Hoffnung, der Teutſchlands wiſſenſchaftlicher Bildung geleuchtet hatte, verbarg ſich wieder in einer um ſo trüberen Nacht. Im Kampfe mit der kirchlichen Gewaltherrſchaft der römiſchen Päpſte fand das edelſte Königsgeſchlecht einen ſchmachvollen Untergang. Schon vorher war Teutſchland in ſich ſelbſt, in Aufruhr und Bürgerkrieg, zerfallen, und in der wilden, verwirrten Zeit des Interregnums, wo kein Richter im Volke war, und jeder that was ihm recht dünkte, nahm bald wieder die rohſte Gewalt überhand, und die ſchönen Saaten der vorhergegangenen Jahre wurden faſt ſpurlos zertreten.

Rudolf von Habsburg, einer der wenigen Weiſen in einer zerrütteten Zeit, beſtieg (1273) Teutſchlands Thron, mit dem feſten Vorſatze, das Reich, das ihn, als den Würdigſten, zum Herrſcher erkoren, zu beruhigen und zu beglücken; aber es war ſeinem Leben ein hinreichend großes und ſchwieriges Tagewerk, die bürgerliche Ordnung und Sicherheit aufs neue zu begründen, und ſo lag es außer ſeinem Vermögen, auch Kunſt und Wiſſenſchaft wieder zu ihren verlaſſenen Sitzen zu erheben. Seine Nachfolger aber waren länger als ein Jahrhundert hindurch faſt unaufhörlich mit inneren oder äußeren Kämpfen beſchäftigt, ja die Königskrone ſelbſt war oft ein Gegenſtand des blutigſten Streites, und ſo konnte, wenigſtens von Seiten der Herrſcher, nur ſelten etwas durchgreifendes und dauerndes für Wiſſenſchaften und Künſte geſchehen. Aber durch innere Veränderungen im Volke rückte die Zeit jezt

dem großen Ziele der Aufklärung, durch die dichteſten Schatten der Finſterniſſ, immer näher und näher.

Ehe wir jedoch zu dem Zeitpunkte hintreten, wo die Geiſtesdämmerung nun wirklich ihren umhüllenden Schleier vor der hereinleuchtenden Morgenröthe zurückzog, müſſen wir erſt noch einmal in die vorhergegangenen Zeiten zurückblicken, um ihr eigenthümliches Weſen, mit den verſchiedenen merkwürdigen, für die Ausbildung des öffentlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens, beſonders in Teutſchland, einflußreichen Erſcheinungen, nach ihrer Entſtehung, Ausbildung und Wirkſamkeit, im Einzelnen zu betrachten, und ſo den Entwickelungsgang des teutſchen Volkes, zwiſchen fördernden und hindernden Momenten hindurch, richtig zu verſtehen.

Zuerſt ſei es erlaubt, einen Blick auf Teutſchlands Verfaſſung im allgemeinen zu richten. Obgleich in ſich ſelbſt noch gar nicht ausgebildet, läſſt ſie uns doch ſchon frühzeitig in Teutſchland weniger einen in ſich geſchloſſenen Staat, als ein Aggregat vieler Staaten erkennen. Die Fürſten Teutſchlands, die ſich aus Beamten der Krone zu erblichen Regenten der ihnen anvertrauten Länder erhoben, und durch das Vorrecht, ihren König zu wählen, noch um eine beträchtliche Stufe höher geſtellt hatten, ſtrebten ſchon lange, und immer mehr, nach voller Unabhängigkeit, und nur der perſönliche Charakter eines kraftvollen Königs konnte ihnen den vollen Gebrauch derſelben für einige Zeit beſchränken. Daß aber ſelbſt in der mächtigſten Periode der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer dieſer Drang nach Unabhängigkeit nicht geruhet, davon müſſte uns — wenn auch nicht die Geſchichte jener Zeiten, mit den mannichfaltigen Unruhen und Empörungen, die ſie uns darſtellt, unmittelbar dafür zeugte — ſchon die Leichtigkeit belehren,

mit welcher, nach dem Abgange des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes, (während des ſogenannten großen Interregnums) das ganze frühere Gebäude der teutſchen Staatsverfaſſung zerfiel, und ſich ſo viele kleine Staaten, als Herzogthümer, Fürſtenthümer, Graf- und Herrſchaften, ja als bedeutendere Städte, bildeten; und die Stätigkeit, mit welcher ſie ſich, nicht bloß unter den machtloſen Königen des Interregnums, ſondern auch unter ihren geiſtvolleren und unternehmendern Nachfolgern, erhielten. Das Verhältniſſ der Stände zu ihrem Oberherrn war durchaus verändert; jene vergrößerten ihr Anſehen und ihre Rechte immer mehr, und die mächtigern unter ihnen herrſchten faſt als Könige in ihren Staaten, während die Macht des Reichsoberhauptes, ſo weit ſie ſich nicht auf eigene große Beſitzungen gründete, von Zeit zu Zeit immer tiefer, ja bis zu einem bloßen Schatten, herabſank. Wie ſehr Teutſchlands politiſche Macht und Größe darunter gelitten hat, daß es verdammt ſchien, nie ein gemeinſchaftlich wirkendes Ganzes zu bilden, dieſe alte und nur zu ſehr beſtätigte Klage will ich hier nicht wiederholen. Aber für ganz unglücklich darf man auch dieſe Erſcheinung nicht erklären, wenn man nicht etwa den einſeitigen und nicht zur Ehre der Menſchheit ſprechenden Grundſatz behaupten will, daß der politiſche Zuſtand der einzige ſei, durch den ein Volk ſich erheben, und politiſche Macht das höchſte, was es erſtreben kann. Denn eben dieſer Spaltung Teutſchlands, durch die ſeine politiſche Macht verloren ging, iſt Teutſchlands Uebergewicht in der Wiſſenſchaft und in einer, durch alle Stände des Volks verbreiteten Bildung, worinn es andere Staaten ſo unleugbar übertrifft, zu verdanken. Zwar bildete ſich dieſelbe noch nicht in dieſem Zeitraume völlig aus; es muſſten erſt noch ganz andere Erſcheinungen an dem

teutſchen Volke vorüber gehen, ehe ſie ſich befeſtigen und deutlich entſcheiden konnte; aber da in dieſem Zeitraume ſchon die Grundlage da ſtand, und eine ſchickliche Gelegenheit, davon zu ſprechen, nicht wieder kömmt, ſo iſt es nicht außer der Ordnung, hier zu erwähnen, wie gerade die Menge kleinerer Fürſten dadurch wohlthätig wurde, daß mehrere zu gleicher Zeit für einzelne Theile des Landes Kultur und wiſſenſchaftliche Bildung befördern konnten, und daß, während in andern Staaten das geſammte Leben der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich in einer großen Reſidenz oder Hauptſtadt concentrirte, in Teutſchland, wo eine ſolche ganz fehlte, faſt jeder Theil des Landes, mit wenigen Ausnahmen, gleichen Antheil daran erwarb. Wenn wir daher ſelbſt in dem ſo glücklich und hochgebildet geprieſenen Frankreich eigentlich nur Paris als den Sitz und die Quelle der Kultur erkennen, und in dem größten Theile der kleinen Städte und des Landes noch bis auf den heutigen Tag den gröbſten Aberglauben und die finſterſte Unwiſſenheit finden, ſo verdankt es Teutſchland der entgegengeſetzten Richtung, welche ſeine politiſche Entwickelung nahm, daß es durch eine reichliche Zahl kleiner Lichter weit mehr erleuchtet und erwärmt wurde, als Frankreich durch ein großes, das doch nur auf einen verhältniſſmäßig kleinen Umkreis wirkte. Dazu kommt, daß in Teutſchland die Fürſten ihrem Volke weit näher ſtanden, als der einzige König eines großen Reiches, daß daher auch ihr eignes Beiſpiel weit mehr wirkte, und daß wirklich unter Teutſchlands Fürſten, von den älteſten Zeiten her, verhältniſſmäßig eine ſehr große Zahl edler, tapferer, tugendhafter, weiſer und ihr Volk wahrhaft liebender Männer erſcheint, die dem teutſchen Vaterlande zur wahren Ehre gereichen, und ſich in der Geſchichte für alle Zeiten als

Muſter bewähren. Selbſt im Fortgange dieſer Geſchichte werden wir Gelegenheit finden, mancher derſelben, die ſich auch im Gebiete der Wiſſenſchaften unvergeſslich machten, mit Ruhm zu gedenken.

In der Betrachtung des eigentlichen wiſſenſchaftlichen Lebens, welches in Teutſchland vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert waltete, beſchäftigen wir uns nun zuerſt mit einigen Männern, welche ſich zu ihrer Zeit um die Wiſſenſchaften im allgemeinen verdient machten. Wir finden beſonders drei Perioden, in welchen ſich ſolche Männer von allgemein umfaſſender Gelehrſamkeit, und allgemeinen Verdienſten um die Wiſſenſchaften hervorthaten, nehmlich zuerſt die Periode zunächſt nach Karl dem Großen, wo von den heilſamen Anſtalten Karls und der von ihm herbeigezogenen Gelehrten, vornehmlich von Alcuins Schule, noch einige Wirkungen ſichtbar waren; dann die Zeiten, in denen ſich Teutſchlands Glanz überhaupt mit höherem Aufglühen erhob, nehmlich das Zeitalter der Ottonen und das der Hohenſtaufen.

Der erſte Mann, den wir hier nennen, und, nächſt Eginhard, an die Spitze der ganzen teutſchen Literatur, in ſo fern wir dabei auf den einheimiſch-teutſchen Urſprung ſehen wollen, ſetzen müſſen, iſt Rabanus Maurus, zu Mainz im Jahre 776 geboren. Schon in früher Jugend kam er in das Kloſter Fulda, und erhielt hier nicht nur den erſten Unterricht in den Wiſſenſchaften, ſondern beſtimmte ſich auch ſelbſt für das Kloſterleben. Im Jahre 801 ward er zum Diaconus geweiht, und bald nachher ſchickte ihn ſein Abt nach Tours, zu Alcuin, unter deſſen Leitung er ſich in allen damals bekannten Wiſſenſchaften ausgezeichnete Kenntniſſe erwarb. Von da ſoll er auch, zu ſeiner weiteren Ausbildung, noch nach Italien gereiſt

ſein; wiewohl hiervon nichts gewiſſes bekannt iſt. Nachdem er hierauf in das Kloſter Fulda zurückgekehrt war, erhielt er hier die Aufſicht über die Schule deſſelben, die durch ihn zu einer vorzüglichen Blüthe gelangte, und eine Pflanzſtätte vieler Gelehrten wurde, die ſich von hier aus nach anderen Orten vertheilten. Er ſammelte auch für das Kloſter eine bedeutende Bibliothek. Im Jahre 814 wurde er Prieſter; und um dieſe Zeit, wo das Kloſter, unter dem Abt Ratgarius, in große Zerrüttung verfiel, ſcheint er es verlaſſen und eine Wallfahrt nach Paläſtina unternommen zu haben; doch kehrte er, nach Beendigung derſelben, wieder zu ſeinem vorigen Amte nach Fulda zurück, wo durch den Abt Eigil die gute Ordnung wieder hergeſtellt wurde. Nach des letztern Tode (822) wurde Rabanus ſelbſt zu der Würde eines Abtes befördert, die er zwanzig Jahre, zum großen Aufnehmen ſeines Kloſters, bekleidete, dann aber freiwillig niederlegte, und ſich auf den Petersberg bei Fulda in die Einſamkeit zurückzog. Doch muſste er dieſe wieder verlaſſen, als er nach dem Tode des Erzbiſchofs Otgar, am 27. Jun. 847, auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu Mainz berufen wurde, den er mit großem Ruhm einnahm. Durch die Streitigkeiten, die Rabanus mit ſeinem ehemaligen Schüler Gothſchalk über deſſen abweichende Meinung von der Prädeſtination führte, und durch die harte Behandlung, welche der letztere, nach der öffentlichen Verurtheilung ſeiner Lehren, auf Veranlaſſung des Rabanus und ſeines Freundes, des Erzbiſchofs Hincmar von Rheims, erfuhr, wird jedoch der Ruhm des Rabanus eben nicht vermehrt, und man ſieht, daß er, bei aller ſeiner Gelehrſamkeit, doch nicht der Mann war, der es an wahrer Geiſtesgröße ſeinem Jahrhundert zuvorthat. Zu Winkel im Rheingau,

wo er ſich meiſtens aufzuhalten pflegte, ſtarb er am 4. Februar 856, und wurde zu S. Alban bei Mainz, in der Kapelle der heiligen Martinus und Bonifacius begraben, von wo der Erzbiſchof Albert II. (zugleich Erzbiſchof zu Magdeburg, und nachher Kardinal) ſeine Ueberreſte im Jahr 1515 nach Halle bringen ließ. *) — In Anſehung ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit muſſ man ihn unbedenklich für den erſten Mann ſeiner Zeit erklären, dem unter ſeinen Zeitgenoſſen keiner an Umfang und Tiefe der Kenntniſſe gleich kam. Bei der eifrigſten und gewiſſenhafteſten Abwartung ſeiner geiſtlichen Amtsgeſchäfte, und bei ſeiner großen Thätigkeit als Lehrer, die er noch bewies, als er ſchon zur Würde eines Abtes gelangt war, ſtudierte er nicht nur für ſich ſelbſt unabläſſig, ſondern ſchrieb auch eine ſolche Menge Bücher, daß die Zahl derſelben ins Unglaubliche ſteigt, und die nicht alle im Druck erſchienen, ſondern zum Theil noch handſchriftlich in den Bibliotheken verborgen ſind. Seine Kenntniſſe umfaſſten alle damals bekannte Wiſſenſchaften, und ſo ſtellte er auch faſt alles, was man zu ſeiner Zeit überhaupt wiſſen konnte, in ſeinen Schriften zuſammen, ohne jedoch durch eigne Forſchungen die Wiſſenſchaften ſelbſt weiter zu bringen. Seine Gelehrſamkeit blieb die mehrerer nachfolgender Jahrhunderte, in denen man, die Veränderungen ausgenommen, welche die ſcholaſtiſche Philoſophie hervorbrachte, nicht über die von ihm gezogenen Grenzen hinausging. Seine Schreibart iſt, gegen die meiſten ſeiner Vorgänger, lobenswerth. In teutſcher Sprache hat er ſelbſt zwar nichts geſchrieben, wenn nicht etwa, wie man vermuthet, eine Beichtformel von

*) J. P. Schunks Beiträge zur Mainzer Geſchichte. 2. Bd. (Mainz u. Frkft. 1789. 8.) S. 225.

ihm herrührt, welche Schilter (Thesaurus antiquit. teutonicar. T. I.) mittheilt; *) doch machte er ſich um die Bereicherung und richtigere Beſtimmung der Worte in der teutſchen Sprache durch ein Gloſſarium verdient, **) ſo wie auch ſeine Schüler, z. B. Walafrid Strabo und Otfried, durch ihn zur ernſtlicheren Beſchäftigung mit ihrer Mutterſprache veranlaſſt wurden. Unter ſeinen Werken ſind die theologiſchen die zahlreichſten. Sie beſtehen größtentheils in Erklärungen bibliſcher Bücher, welche faſt das ganze alte und neue Teſtament umfaſſen, in Predigten, und in Schriften über einzelne Gegenſtände des geiſtlichen Rechts, der Kirchenzucht und der Moral, wohin beſonders gehört: de institutione clericali; de sacris ordinibus, sacramentis divinis et vestimentis sacerdotalibus; de disciplina ecclesiastica libri III; de anima et virtutibus; de virtutibus et vitiis; de videndo Deo, puritate cordis et modo poenitentiae; de sacramento eucharistiae; u. a. m. Unter ſeinen übrigen Schriften iſt die merkwürdigſte: de universo libri XXII. sive Etymologiarum opus; eine Art von Encyklopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte, welche über den Umfang und die Behandlungsart der Gelehrſamkeit in der damaligen Zeit den beſten Aufſchluſſ gibt. In ſo fern der geiſtliche Stand zu ſeiner Zeit ausſchließlich der gelehrte war, iſt für die Kenntniſſ des damaligen Geiſtes der wiſſenſchaftlichen Bildung auch das oben erwähnte Buch de institutione clericali merkwürdig. Wie wenig ſelbſt Rabanus

---

*) Sie ſteht auch in meinem Handbuch der teutſchen Sprache, III. Curſ. 1. (proſ.) Theil, S. 21.

**) bei Eckhart, Commentar. de rebus Franciae orientalis, Tom. II. pag. 950 sq.

Maurus von dem innern Werthe der Wiſſenſchaften überzeugt war, oder doch wenigſtens dieſen innern Werth für hinreichend hielt, um das Studium der Wiſſenſchaften allgemein zu empfehlen, beweiſt die Demonſtration, die er in dieſem Buche anwendet, um von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der ſogenannten freien Künſte für den Geiſtlichen (welches ihm eben ſo viel hieß, als für den Gelehrten überhaupt) zu überzeugen. Die Rhetorik ſoll man hiernach ſtudiren, um die figürlichen Redensarten der heiligen Schrift beſſer zu verſtehen; die Poeſie, um das richtige Tonmaß der geiſtlichen Geſänge zu finden; die Dialektik, um die Trugſchlüſſe der Ketzer zu widerlegen; die Arithmetik, um die geheimnißvollen Zahlen der heiligen Schrift zu entziffern; die Geometrie, um ſich von den heiligen Gebäuden richtige Vorſtellungen zu machen, und die Aſtronomie zur Beſtimmung der kirchlichen Feſttage. — Zum Behuf des Unterrichts in der Grammatik hat er einen Auszug aus Priscians Grammatik verfertigt. — Für die Kirchengeſchichte iſt, außer ſeinem Martyrologium, auch das Buch de laudibus sanctae crucis merkwürdig, welches theils in Proſa, theils in Verſen geſchrieben iſt, und wovon der gelehrte Jacob Wimpheling (zu Pforzheim, 1503. fol.) die erſte, jezt ungemein ſeltne Ausgabe beſorgt hat. Seine übrigen Gedichte, theils geiſtlichen, theils vermiſchten Innhalts, ſind von weniger Bedeutung. Eine Ausgabe der geſammelten Werke des Rabanus iſt erſchienen: post cur. Jac. Pamelii et Ant. de Henin, stud. et op. Geo. Colvenerii, Duacens. acad. Cancellarii. Colon. Agripp. 1627. fol. 6 Voll. Dieſe Ausgabe enthält aber bei weitem nicht alle Werke des Rabanus, indem viele darinn nicht enthaltene nachher einzeln herausgekommen, viele auch noch gar nicht gedruckt wor-

den ſind. Um die Jahre 1788 — 90 ging Johann Bapt. Enhueber, Prior zu S. Emmeran in Regensburg, mit einer neuen Ausgabe ſämmtlicher Werke des Rabanus um, die aber nicht zu Stande gekommen iſt. —

Unter den Zeitgenoſſen des Rabanus Maurus iſt Haymo dieſem zunächſt an die Seite zu ſtellen. Er war aus England gebürtig; denn wenn Trithemius ihn einen Sachſen nennt, ſo iſt dies von dem in England anſäſſigen Stamme der Angelſachſen zu verſtehen. Hier war er, aus der Verwandtſchaft des heiligen Beda, um das Jahr 778 geboren. In ſeiner Jugend wurde er von Alcuin, als dieſer ſich ſeit 790 in England aufhielt, unterrichtet, und folgte ihm nach Frankreich, als er 793 dahin zurückkehrte. Alcuin brachte ihn hierauf in das Kloſter Fulda, wo er mit Rabanus Maurus bekannt wurde, ja mit dieſem eine Zelle bewohnte. Mit ihm ging er nachmals auch wieder zum Alcuin nach Tours, und ſoll ſich hierauf einige Jahre in Italien aufgehalten haben. Nachdem er in das Kloſter Fulda zurückgekehrt war, arbeitete er, gemeinſchaftlich mit Rabanus Maurus, an der dortigen Kloſterſchule, und der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit verbreitete ſich ſo ſehr, daß er als Lehrer in das Kloſter Corvey und bald darauf in das Kloſter Hersfeld berufen wurde, wo er die längſte Zeit lebte, ohne jedoch eine höhere geiſtliche Würde zu bekleiden; denn die Angabe, daß er Abt zu Hersfeld geweſen, iſt ungegründet. Aus dieſem Kloſter rief ihn der König Ludwig der Teutſche, indem er ihn, gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung, im Jahr 840, zum Biſchof zu Halberſtadt ernannte. Dieſem Amte ſtand er dreizehn Jahre lang rühmlich vor; doch widmete er ſeine Sorgfalt ausſchließlich den geiſtlichen Angelegenheiten, und übertrug die weltliche Verwaltung ſeinem Hofmeiſter

Ruodger, einem ehemaligen Mönche aus dem Kloſter Hersfeld. Die biſchöfliche Schule zu Halberſtadt wurde durch ihn zu einer blühenden Pflanzſtäte der Wiſſenſchaften erhoben. Er ſelbſt war unermüdlich fleißig mit Lehren und Predigen, und hielt ſogar ſeinen Domherrn theologiſche Vorträge, legte auch eine Bibliothek an, und baute die Domkirche und Schule weiter aus. Im Jahr 842 gründete er an dem Berge, wo ſpäterhin das Stift Quedlinburg errichtet wurde, das Kloſter S. Wigberti, welches er mit Benediktinern aus dem Kloſter Hersfeld, ſeinen ehemaligen Schülern, beſetzte, welches aber 300 Jahre nachher den Prämonſtratenſern eingeräumt wurde. Mit Rabanus Maurus, der inzwiſchen Erzbiſchof zu Mainz geworden war, lebte er in beſtändiger vertrauter Freundſchaft, wohnte, als Suffraganeus deſſelben, verſchiedenen von ihm gehaltenen Synoden bei, und half ihm unter andern die von Gothſchalk aufgeſtellte Lehre von der Prädeſtination kräftig beſtreiten. Er ſtarb endlich am 27. März 853, und wurde im hohen Chor ſeiner Stiftskirche zu Halberſtadt begraben. — Seine Schriften beſtehen größtentheils in Commentarien über die Bibel, welche meiſtens allegoriſch ſind und in Auszügen aus den Kirchenvätern beſtehen, aber ſonſt wegen ihrer Deutlichkeit gelobt wurden. Viele davon ſind verloren gegangen, aber die über die Pſalmen, das hohe Lied, die meiſten Propheten, die Briefe des Paulus und die Offenbarung ſind noch vorhanden, und ſo wie ſeine Predigten und einige andere Schriften, durch den Druck bekannt geworden. Sein Hauptwerk iſt eine Kirchengeſchichte, von Chriſti Geburt bis auf Theodoſius den Großen, ein Auszug aus dem Euſebius und Rufinus, welche mehrmals, theils einzeln, theils in Verbindung mit andern Schriftſtellern

herausgekommen iſt; am beſten: Historiae ecclesiasticae, sive de rerum christianarum memoria libri X. correctius jam atque emendatius editi cura Jo. Joach. Maderi. Helmstad. 1671. 4. —

Walafrid Strabo war in Alemannien, oder dem nachherigen Schwaben, im Jahr 807 geboren, und kam frühzeitig in das Kloſter S. Gallen, wo er in den geiſtlichen Stand trat und den erſten Unterricht in den Wiſſenſchaften genoſſ. In Fulda ſetzte er, unter Rabanus Maurus, ſeine Studien weiter fort, und zeichnete ſich unter allen Schülern dieſes berühmten Lehrers als derjenige aus, der ihm an umfaſſenden Kenntniſſen, Thätigkeit, Verdienſten und allgemeinem Einfluſſ am nächſten kam. Nach ſeiner Rückkehr in das Kloſter S. Gallen wurde er anfangs hier, nachher aber in dem Kloſter Reichenau bei Conſtanz, der Schule vorgeſetzt, welche durch ihn einen hohen Ruhm erlangte, und für das ſüdliche Teutſchland eben das wurde, was die Schulen zu Fulda und Halberſtadt für das nördliche waren. Im Jahr 842 wurde er Abt des Kloſters Reichenau. Daß er unter dem Vorwande, er verſäume über ſeinen immerwährenden Studien die Angelegenheiten des Kloſters, von den Mönchen wieder abgeſetzt und aus dem Kloſter verſtoßen worden, iſt wahrſcheinlich ein ungegründetes Vorgeben; wenigſtens müſſte er bald wieder zu ſeiner Würde gelangt ſein, denn es iſt gewiſſ, daß er Abt war, als ihn König Ludwig an ſeinen Bruder Karl den Kahlen nach Frankreich ſandte; aber während dieſer Geſandtſchaft ſtarb Walafrid am 17. Jul. 849. — Als Schriftſteller hat er eine vielſeitige Thätigkeit bewieſen, und wenn er ſeinem Lehrer Rabanus vielleicht an Umfang des hiſtoriſchen Wiſſens nachſtand, ſo hat er ihn doch an Geſchmack, Urtheilskraft und

Genie unfehlbar übertroffen. Manche ſeiner Schriften ſind hauptſächlich aus den Vorträgen des Rabanus entſtanden. Hierher gehört vornehmlich ſein größtes und bekannteſtes Werk, die kurzen Anmerkungen über den ganzen Text aller bibliſchen Bücher, welche unter dem Nahmen der Glossa ordinaria bekannt ſind, und ſich in vielen Ausgaben der Vulgata aus dem 15. und 16. Jahrhundert, meiſtens zugleich mit den Auslegungen des Nicolaus de Lyra, befinden. Eben ſo iſt ein Theil der, dem Rabanus Maurus zugeſchriebenen, für die Kenntniſſ der älteren teutſchen Sprache nicht unwichtigen Gloſſarien (Glossae latino-barbaricae de partibus corporis humani; in Goldasti Script. rer. Alemann. T. II.) von ihm aus den Vorträgen des Rabanus geſammelt worden. Seine übrigen Schriften ſind zum Theil theologiſchen Innhalts, worunter, außer einigen ausführlichern Erklärungen bibliſcher Bücher, beſonders das Werk de divinis officiis oder de exordiis et incrementis rerum ecclesiasticarum (welches in einigen Handſchriften irrthümlich dem Rabanus Maurus zugeſchrieben wird), zu bemerken iſt; zum Theil beſtehen ſie in Lebensbeſchreibungen von Heiligen, worunter ſich die des heiligen Gallus und Othmarus auszeichnen; zum Theil endlich aus lateiniſchen Gedichten, in denen er ſich vor ſeinen Zeitgenoſſen beſonders rühmlich hervorthut. Seine Gedichte ſind größtentheils hiſtoriſchen Innhalts, und betreffen das Leben und die Thaten verſchiedener Heiligen; doch befindet ſich darunter auch eins, der Garten (Hortulus) genannt, worinn er den Garten, welchen er ſelbſt gebaut hatte, beſchreibt, und zugleich von den einzelnen darinn befindlichen Gewächſen und ihrem Nutzen in Krankheiten, mit Benutzung eigner Erfahrungen, ſpricht, ſo daß er ſich alſo auch als den erſten mediciniſ-

ſchen Schriftſteller unter den Teutſchen darſtellt. Einige ſeiner Schriften, worunter beſonders ſeine Briefe, welche für die Kenntniſſ der Geſchichte und Wiſſenſchaften ſeiner Zeit nicht unwichtig ſein mögen, und eine Chronik von den Aebten ſeines Kloſters, ſollen ſich noch handſchriftlich, verborgen in Bibliotheken, befinden. —

Dies ſind die Männer, welche ſich zunächſt nach dem Zeitalter Karls des Großen durch allgemeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften in Teutſchland beſonders hervorthaten. Erſt nach mehr als hundert Jahren begegnet uns wieder ein Mann von ähnlichen ausgebreiteten Verdienſten, der, wenn gleich von Geburt kein Teutſcher, doch ſowohl durch ſeinen allgemeinen Einfluſſ, als beſonders durch ſeine Verbindung mit dem königlichen Geſchlechte der Ottonen, für Teutſchland wichtig geworden iſt. Dies iſt Gerbert, ein Mann von geringer Herkunft, aus Aurillac in Auvergne, wo er ſich ſchon in jungen Jahren ins Kloſter begab. Da er hier nicht genug Befriedigung für ſeine Wiſſbegierde fand, ſo reiſte er, mit Erlaubniſſ ſeiner Obern, nicht nur durch Frankreich, ſondern auch nach Spanien, deſſen größten Theil damals noch die Mauren inne hatten, und wo er mit der Sprache, den Wiſſenſchaften und Künſten der Araber bekannt wurde. Er erwarb ſich dadurch ſo große Kenntniſſe, nicht allein in der Philoſophie, ſondern auch in der Mathematik, der Heilkunde und verſchiedenen mechaniſchen Künſten, daß die unwiſſenden Mönche der damaligen Zeit ihn deshalb der Zauberei und des Umganges mit böſen Geiſtern beſchuldigten; ein Umſtand, der ihm viele Verfolgungen zuzog, und hierdurch auf die öfteren Veränderungen ſeines Schickſals und Aufenthaltes weſentlichen Einfluſſ hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er anfangs der Schule des Kloſters Fleury vorgeſetzt. Auf

einer Reiſe nach Italien, wurde er dem Kaiſer Otto I. bekannt, der ihm 968 die Abtei Bobio verlieh. Da er aber durch verſchiedene widrige Zufälle bewogen wurde, dieſe wieder zu verlaſſen, ſo kam er nach Rheims, lehrte hier in der biſchöflichen Schule mit großem Beifall, und richtete die verfallenen Wiſſenſchaften in Frankreich für einige Zeit wieder auf, indem er mehrere der angeſehenſten Gelehrten dieſes Zeitalters bildete. Auch der königliche Prinz Robert wurde von ihm unterrichtet, und der Vater deſſelben, Hugo Kapet, erhob ihn dafür (991) zum Erzbiſchof von Rheims. Doch nöthigten ihn neue Verfolgungen, ſich dieſes Amtes (996) wieder zu begeben, und er wandte ſich nun nach Teutſchland, wo der junge Kaiſer Otto III. ihn an ſeinem Hofe behielt, und ſich ſelbſt ſeines Unterrichtes bediente. Zwei Jahre nachher erhob ihn derſelbe zum Erzbiſchof von Ravenna, und beförderte ihn endlich 999, nach dem Tode Gregors V., zur päpſtlichen Würde, die er unter dem Nahmen Sylveſter II. vier Jahre bekleidete, indem ſein Tod am 12. Mai 1003 erfolgte. — Gerbert war ohne Widerrede der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, denn ſein Geiſt umfaſſte alle Wiſſenſchaften, ſo weit es zu ſeiner Zeit möglich war, ſich Kenntniſſe darinn zu erwerben. Er hatte ſeinen Geſchmack durch Bekanntſchaft mit den Klaſſikern gebildet, legte eine reiche Bücherſammlung an, verſtand nicht nur die griechiſche Sprache (in welcher Otto III. ſeinen Unterricht ſuchte), ſondern auch die arabiſche, war ein ausgezeichneter Redner und Dichter, machte bedeutende Erfindungen in der Mathematik, und war als Philoſoph der Einzige unter ſeinen Zeitgenoſſen, der dieſen Nahmen verdiente. Freilich müſſen alle dieſe Vorzüge nach dem Stande ſeiner Zeit beurtheilt werden, wie Brucker *) mit

*) Hist. crit. philos. Tom. III. pag. 647.

Recht erinnert, daß ſeine Kenntniſſe ſowohl gegen die klaſſiſche Gelehrſamkeit der Alten, als gegen die großen Fortſchritte der neuern Zeiten kaum für mittelmäßig gelten dürften. Als Philoſoph erhob er ſich durch freies und umfaſſendes Denken weit über ſeine nächſten Vorgänger und Nachfolger, iſt aber eben deswegen auch gar nicht unter die Schulphiloſophen zu rechnen; denn es war ihm nicht darum zu thun, ein förmliches Syſtem aufzuſtellen, oder künſtliche Reihen von Demonſtrationen und Schlüſſen zu bilden, ſondern vielmehr den Geiſt im allgemeinen auf eine richtige Bahn zu leiten, und über wahrhaft wichtige, für die Wiſſenſchaft und das Leben brauchbare und fruchtreiche Gegenſtände richtig und beſtimmt zu denken. Sein wichtigſtes Verdienſt iſt aber ſeine Beförderung der Gelehrſamkeit und ſeine Aufmunterung der Gelehrten, wozu er ſeine Verbindung mit dem Kaiſer, und nachher ſeine eigne hohe Würde als Papſt, trefflich benutzte. Seine Schriften ſind zahlreich, und mehrere darunter mathematiſchen Innhalts, z. B. eine Geometrie, welche in B. Pez Thesaur. anecdot. T. III. P. II. gedruckt iſt. Unter ſeinen theologiſchen Schriften iſt beſonders der Sermo de informatione episcoporum (in Mabillon Analect. vet. T. II.) merkwürdig. — Aus dem Gebiete der Philoſophie haben wir von ihm nur ein wirkliches Buch, de rationali et ratione uti (Vom Vernünftigen und dem Gebrauche der Vernunft), eine Art Logik, deren Vortrefflichkeit zwar den Kaiſer Otto III. beſtimmt haben ſoll, ihren Verfaſſer auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben, die aber gleichwohl nicht die ausgezeichnetſte ſeiner Schriften iſt. (Sie ſteht in Pezii Thesaur. anecd. T. I. P. II.) Bei weitem das wichtigſte unter ſeinen Werken ſind aber ſeine Briefe, welche viel wiſſenſchaftliches, beſonders viele philoſophiſche Betrachtungen und Er-

örterungen enthalten, und für die Geſchichte ſeiner Zeit unentbehrlich ſind. In der Ausgabe: Epistolae etc. nunc primum in lucem editae cur. et stud. Jo. Massoni. Paris. 1611. 4. iſt ihre Zahl 161; Duchesne (Script. hist. Franc. T. II.) hat ſie aber noch mit 55 andern vermehrt. Verſchiedene ſind auch in größeren Sammlungen einzeln gedruckt. —

Wibald (oder Wicbold), einer der merkwürdigſten und vielſeitig thätigſten Männer des zwölften Jahrhunderts, iſt nur zu lange vergeſſen, und erſt im vorigen Jahrhundert wieder ans Licht gebracht worden. Er ſtammte aus einer adligen Familie du Pré im Stifte Lüttich, kam ſehr jung in das Kloſter Stablo, wurde zuerſt hier, dann zu Lüttich in den Wiſſenſchaften unterrichtet, und verſah dann ſelbſt, anfangs zu Vaſſor, dann zu Stablo, das Amt eines Lehrers. Hier wurde er 1130 zum Abt erwählt, und als im folgenden Jahre der Kaiſer Lothar dahin kam und ihn kennen lernte, erwarb er ſich deſſen Achtung ſo ſehr, daß ihn der Kaiſer fortan zu den wichtigſten Staatsgeſchäften brauchte. Er machte ihn zu ſeinem Kanzler, nahm ihn 1136 mit nach Italien, und machte ihn dort zum Abte des Kloſters Monte Caſſino, deſſen zerrütteten Zuſtand er wieder zu beruhigen ſuchte, doch auf Koſten ſeiner eigenen Ruhe; denn er war dort, beſonders nach der Entfernung des Kaiſers, ſo vielen Verfolgungen ausgeſetzt, daß er ſich genöthigt ſah, im November 1137 bei Nachte das Kloſter zu verlaſſen und nach Teutſchland zurückzukehren. Nach Lothars Tode ſtand er bei deſſen Nachfolgern Konrad III. und Friedrich I. in nicht geringerem Anſehen, und wurde von ihnen bei Reichstagen und andern Verſammlungen, zu Geſandtſchaften und andern der wichtigſten Verrichtungen gebraucht. Im Jahre 1147 wurde

er zum Abt zu Corvey erwählt, und bekleidete dieſes Amt mit großem Ruhm, indem er nicht nur das Stift, das er im größten Verfall antraf, in einen ſehr vortheilhaften Zuſtand verſetzte, ſondern auch viel daſelbſt für die Wiſſenſchaften that, die Schule in Aufnahme brachte, und die große Bibliothek gründete, welcher wir unter andern die Erhaltung der erſten fünf Bücher der Annalen des Tacitus verdanken. Die Achtung, zu welcher das Stift durch ihn erhoben war, dauerte auch unter ſeinen Nachfolgern fort. Den Oberhäuptern des Reichs diente er, fern von allem Eigennutz, ohne ihre Gunſt zu ſeinem Vortheil zu benutzen, vielmehr mit eigner Aufopferung, wurde aber auch von ihnen als wahrer Freund geſchätzt. Die Feſtigkeit und Würde ſeines Charakters, und der gerade Sinn, der ihn bei ſeinen Unternehmungen leitete, daß er nicht den Kaiſern auf Koſten anderer Fürſten, oder zum Nachtheil der Gerechtigkeit zu dienen ſuchte, geht aus den Beweiſen der Achtung hervor, welche auch die größten Fürſten gegen ihn ausſprachen, unter denen beſonders Heinrich der Löwe (kein Freund des Hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes) zu bemerken iſt. Dieſer ſchreibt an Wibald: Wir wiſſen gewiſſ, daß du uns eben ſo wie unſerm Vater mit beſonderer Aufrichtigkeit zugethan biſt, und mit großer und ſtandhafter Treue unſere Ehre zu ſichern und zu fördern ſtrebeſt. Daher nehmen wir deine Rathſchläge, welche die Verwaltung des Reiches, die Befeſtigung des Friedens, den Empfang und die Ehrenbezeugungen der Fürſten betreffen, mit ungetheiltem Wohlgefallen auf, und begehren ſowohl hierinn, als in allem andern, den Einſichten, welche deiner Klugheit eigenthümlich ſind, zu folgen. — Mitten unter den wichtigen Geſchäften, welche die Regierung ſeines Stiftes und die Theilnahme an den wichtigſten Angelegenheiten des teut-

ſchen Reiches ihm auflegten, bewährte ſich Wibald immer als einen kenntniſſreichen und theilnehmenden Freund der Wiſſenſchaften, nicht nur durch die Anſtalten, die er in Corvey zum Beſten derſelben gründete, ſondern auch durch die Erweckung gleichen Eifers an benachbarten Orten, durch die Aufmunterung fähiger Köpfe zu den Studien, und durch allgemeine Begünſtigung der Wiſſenſchaften. Er hatte die Griechen und Römer ſtudirt, ſprach mit Wärme von dem Vergnügen und der Belehrung, die er bei dem Leſen derſelben gefunden, und ſuchte ſie in ſeinem Kloſter, und ſo weit ſonſt ſein Einfluſſ reichte, zu verbreiten. — Friedrich I. bediente ſich ſeiner unter andern bei den Verhandlungen mit dem griechiſchen Kaiſer Manuel, und ſchickte ihn deshalb zweimal als Geſandten nach Konſtantinopel; daß er aber auf einer ſolchen Geſandtſchaft, und zwar auf der Rückreiſe, zu Butellia in Paphlagonien, am 19. Julius 1158, wie man behaupten will, an Gift geſtorben ſei, iſt ungegründet; er kehrte vielmehr nach Corvey zurück, und ſtarb dort, nach einer rühmlichen, mit allgemeinem Beifall anerkannten Wirkſamkeit, an einer Lungenentzündung, am Abend S. Martini (10. November) 1174. *) — Bei ſeinen wichtigen Staats- und Regierungs-Geſchäften hat zwar Wibald, ohngeachtet ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, keine bedeutenden wiſſenſchaftlichen Werke ausarbeiten können; doch hat ſich im Kloſter Stablo eine höchſt ſchätzbare Sammlung ſeiner Briefe erhalten, welche über 400 Stück in ſich faſſt, und doch nur die Hälfte des Ganzen ausmacht, indem die andere Hälfte verloren gegangen iſt. Dieſe Briefe, welche für die Staats- und Kirchengeſchichte

---

*) Petri Visselbeccii Chronicon Huxariense (in C. F. Paullini rer. et antiquit. German. syntagm. Frcf. ad M. 1698. 4.) pag. 25.

Teutſchlands ſehr wichtig ſind, auch für die Wiſſenſchaften manches ſchätzbare enthalten, ſtehen in Ed. Martene, Collect. ampliss. vet. monument. T. II. —

Unter den einzelnen Wiſſenſchaften erhob ſich die Philoſophie (wenigſtens was man damals ſo nannte) von ihrem vorigen geringen Umfange immer mehr zu einer umfaſſenden Ausdehnung und zu einem weit vorherrſchenden Uebergewicht, welches bald ſo groß wurde, daß ſie nicht nur allen andern Wiſſenſchaften ihr damaliges Gewand lieh, ſondern auch faſt alle andern Kenntniſſe verdrängte und gewaltſam erſtickte. Es iſt aber die damalige Philoſophie durchgångig unter dem Nahmen der ſcholaſtiſchen bekannt; nicht als wåren alle Lehrer und Anhånger derſelben, welche man unter dem Nahmen der Scholaſtiker begreift, durchaus gleichen und übereinſtimmenden, ihre Lehre allgemein und weſentlich charakteriſirenden Grundſätzen gefolgt, ſondern hauptſåchlich wegen der Uebereinſtimmung ihrer åußeren Form, wie man denn überhaupt in jenen Zeiten faſt durchgångig die Form höher achtete, als das eigentliche Weſen. Der wahre Scholaſticismus ergriff die Philoſophie in einem erweiterten Umfange; anſtatt daß dieſe ſich vorher ganz auf die Dialektik beſchränkte, alſo in einer bloßen Formenlehre beſtand, beſchåftigten die Scholaſtiker ſich zugleich mit Spekulationen über das Weſen der Dinge (aus dem Gebiete der Metaphyſik, und zum Theil der Moral), die ſie mit jener in eine Wiſſenſchaft verſchmolzen. Dieſe Philoſophie ſtand aber mit der Theologie in der engſten Verbindung; beide Wiſſenſchaften wurden faſt als ein unzertrennliches Ganzes betrachtet, und eben dieſe innige Verbindung, welche die Grenzen beider Wiſſenſchaften gänzlich zerſtörte, und hierdurch beide verunſtaltete, bildet den weſentlichſten Charakter des Scholaſticismus; ſeinen höchſten

Stolz aber fand er im unermüdlichen, kunſtvollen Disputiren. In dieſer Geſtalt wurde die Philoſophie, zwar nicht durchgängig nach gleichen Grundſätzen, aber doch faſt überall in gleicher Form und nach gleichem Plane, in den Schulen gelehrt, und bekam davon ihren Nahmen, der alſo gleichſam ſo viel als die den Schulen eigenthümliche Philoſophie bezeichnet.

Da die ſcholaſtiſche Philoſophie ſich nicht auf einmal zu einem vollſtändigen Syſtem ausbildete, und nicht das Werk eines einzigen Lehrers war, ſondern ſich allmählich, durch die fortgeſetzten Bemühungen Mehrerer, entwickelte, ſo ſind hieraus manche Zweifel und Streitigkeiten über den eigentlichen Urheber und Anfang der ſcholaſtiſchen Philoſophie entſtanden. Wenn wir ſie indeſſen in dem oben angedeuteten Sinne beſtimmen, ſo müſſen wir ihren eigentlichen Anfang bis in das neunte Jahrhundert zurückführen, nehmlich bis dahin, wo man zuerſt die herrſchenden dialektiſchen Formen auf metaphyſiſche Spekulationen, und dieſe wieder auf Gegenſtände der chriſtlichen Glaubenslehre anwandte, und aus dieſem allen ein Aggregat von Kenntniſſen darſtellte; und da dieſes zuerſt durch Johannes Erigena bewirkt wurde, ſo iſt dieſer auch als der eigentliche Vater der ſcholaſtiſchen Philoſophie zu betrachten. In ihrer Geſchichte aber ſind drei Perioden zu unterſcheiden. Die erſte begreift die Vorarbeiten zur eigentlichen ſcholaſtiſchen Philoſophie, bis zur Aufſtellung des erſten vollſtändigen Syſtems derſelben durch Petrus Lombardus; die zweite geht von da bis zu dem entſchiedenen Uebergewicht des Nominalismus durch Wilhelm Occam; und die dritte endlich bis zur gänzlichen Erſchütterung der ſcholaſtiſchen Philoſophie durch die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und die Reformation.

Ohngeachtet nun die ſcholaſtiſche Philoſophie ſich nicht zunächſt in Teutſchland bildete, ſo iſt es doch wegen ihres großen Einfluſſes, den ſie auch in Teutſchland, ſo wie faſt in ganz Europa, über das geſammte wiſſenſchaftliche Leben, über Religion und Kirchenthum ausübte, nicht am unrechten Orte, ihre Entwickelung hier vollſtändig zu überſehen, und uns daher auch mit den auswärtigen Lehrern bekannt zu machen, welchen die Philoſophie die Geſtalt, in welcher ſie nachmals auch in Teutſchland herrſchend auftrat, vornehmlich verdankte.

Johannes Erigena, aus Schottland oder Irland gebürtig, und daher auch Scotus genannt,*) lebte in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Aus ſeinem Vaterlande kam er nach Frankreich, wo er bei dem König Karl dem Kahlen zu großem Anſehen gelangte, und in Paris öffentlich lehrte. Da aber ſeine Lehren von den damals herrſchenden Begriffen ſehr abwichen, ſo fand er viele Feinde, die ihn ſogar, aus dem Grunde, weil er ſeine Lehren und Schriften nicht zuvor dem Urtheil des Papſtes unterworfen, bei dieſem verhaſſt machten, und deſſen Verfolgung zuzogen. Ohngeachtet des Schutzes, den ihm Karl angedeihen ließ, fand er es daher doch für nöthig, Paris zu verlaſſen, und ſich einige Zeit in Frankreich heimlich aufzuhalten, dann aber nach England zu gehen, wo ihn der König Alfred mit offenen Armen aufnahm und ihm ein Lehramt zu Oxford übertrug. Auch hier ſcheint er aber Verfolgungen ausgeſetzt geweſen zu ſein, denn er verließ

*) Irland wurde damals häufig auch mit unter dem Nahmen Schottland begriffen; der Nahme Erigena iſt aber ohne Zweifel mit Scotus gleichbedeutend, und kommt von Erin oder Eirin, dem alten Nahmen von Irland, und γενος.

Oxford, und errichtete eine eigene Schule zu Malmesbury, wo er aber, wegen ſeiner allzugroßen Strenge, von einem ſeiner Schüler (877, oder nach Andern 886) erſtochen wurde. *) — Er hatte ſeine Kenntniſſe größtentheils aus den griechiſchen Kirchenvätern geſchöpft, die er bei ſeiner, damals in den Abendlanden ſchon ſehr ſeltenen, Kenntniſſ des Griechiſchen, in der Urſprache, wenn auch vielleicht nicht durchaus mit vollkommenen Verſtändniſſ, zu leſen im Stande war; vornehmlich aber waren es die (aller Wahrſcheinlichkeit nach, untergeſchobenen) Schriften des Dionyſius Areopagita, die ihn, ſobald er ſie kennen gelernt hatte, ſo anzogen, daß er durch ihre Ueberſetzung ins Lateiniſche für ihre allgemeinere Verbreitung ſorgte, und auf die alexandriniſche Philoſophie, welche darinn vorherrſcht, ſeine eignen Spekulationen und Lehren erbaute. Er blieb nicht, wie ſeine Vorgänger, bei der formellen Philoſophie (der Dialektik) ſtehen, ſondern ergriff, mit nicht gemeinem Scharfſinn, auch den realen Theil derſelben (die Metaphyſik), in ſeinen Spekulationen über die Natur der Dinge, die er jedoch, der Form nach, ganz in die herkömmliche Dialektik zu paſſen ſuchte, wie er ſie ſelbſt aus dem Auguſtinus und etwa aus des Boethius Commentarien über das Organon des Ariſtoteles, als den damaligen einzigen Quellen aller Dialektik, gelernt hatte; denn Ariſtoteles ſelbſt war damals im weſtlichen Europa noch ganz unbekannt. In ſeinen Spekulationen gerieth er zwar auf manche Irrwege, die aber, nach dem Standpunkte ſeiner Zeit, ſeinem Geiſte gerade nicht zur Unehre gereichen, weil

*) Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß Mehrere glauben, der wahre Johannes Erigena ſei in Frankreich geſtorben, und der, welcher unter Alfred in England gelehrt habe, ſei eine ganz andre Perſon geweſen.

ſie wenigſtens zeigen, daß er ſich, ohne ſeinen Vorgängern gedankenlos nachzutreten, mit eignem Denken beſchäftigte. Er vereinigte aber die Philoſophie auf das genauſte mit der Theologie, und da er auf dieſe Weiſe ähnliche Grundſätze, als die, von welchen die Neu-Platoniker ausgegangen waren, aufs neue mit der chriſtlichen Religionslehre in Berührung brachte, ſo legte er dadurch den Grund zu der myſtiſchen Theologie, die ſpäterhin zwar durch den ausgebildeten Scholaſticismus verdrängt, aber doch in vielen Klöſtern noch im Stillen gepflegt wurde. Seine Spekulationen über die Natur (die er vornehmlich in einem Werke de divisione naturae dargelegt hat) drehen ſich um den Grundſatz, daß Gott in der Natur und die Natur in Gott iſt; oder (wenn ich mich eines neuern Ausdrucks bedienen dürfte) um die Identität Gottes mit der Natur. Er theilt nehmlich die Natur in vier verſchiedene Begriffe; in die Natur, welche ſchafft und nicht erſchaffen wird, das iſt die Gottheit ſelbſt; ferner in die Natur, welche erſchaffen wird und ſchafft, das iſt der Innbegriff der göttlichen Ideen; dann in die Natur, welche erſchaffen wird und nicht ſchafft, das iſt der Innbegriff der Geſchöpfe; und endlich in die Natur, die weder ſchafft noch erſchaffen wird; dieſe ſcheint er nur des Gegenſatzes wegen aufgeſtellt zu haben, und man kann vernünftiger Weiſe nichts anderes darunter verſtehen, als die in der Natur ſelbſt begründete allmähliche Auflöſung und Vernichtung aller endlichen Dinge. Von Gott ſagt er: er iſt die Urſache aller Dinge, und nur als Urſache derſelben, eher als die Dinge ſelbſt; er ſelbſt iſt in allen Dingen das Weſen, und deswegen ihr Schöpfer, und die Welt iſt in ihm, als ihrer Urſache, ewig; Gott iſt Alles und Alles iſt Gott, ſo wie in der Einheit alle Zahlen gleichſam von Ewigkeit her erhalten ſind; nach

der Auferſtehung kehren alle Weſen in Gott zurück, ruhen ewig in ihrer urſprünglichen Urſache, und dann, wenn nichts mehr iſt, wird Er Alles in Allem ſein. —

Johannes Erigena hatte durch ſein Syſtem zwar der Philoſophie einem neuen Schwung gegeben, aber es war nicht geeignet, das allgemein herrſchende zu werden, und da gleichwohl niemand ein beſſeres, allgemein anſprechenderes aufzuſtellen verſtand, ſo dauerte es noch geraume Zeit, ehe die Philoſophie aufs neue zu einer umfaſſenden Ausbildung gelangte. Den erſten Schritt hierzu, nach Johannes Erigena, und faſt zweihundert Jahre ſpäter als dieſer, that Lanfrancus, ein Italiener, zu Pavia um 1005 geboren; welcher anfänglich als Mönch im Kloſter Bec lehrte, dann aber von Wilhelm dem Eroberer (1070) zum Erzbiſchof von Canterbury erhoben wurde, wo er durch ſeinen Einfluſſ in geiſtliche und weltliche Regierungsgeſchäfte eine bedeutende Rolle ſpielte, und 1089 ſtarb. Von ſeinen eignen philoſophiſchen Lehren iſt zwar zu wenig bekannt, um ſein Syſtem vollſtändig beurtheilen zu können; doch iſt ſo viel gewiſſ, daß er eine enge Verſchmelzung der Philoſophie mit der Theologie, und insbeſondere einen noch ausgedehnteren Gebrauch der Dialektik in der Religion, als man vorher gewohnt geweſen war, ſowohl in ſeinen eignen Schriften und Disputationen, als durch ſeine Schüler, bewirkte, und hierdurch zur Ausbildung des Scholaſticismns weſentlich beitrug.

Anſelmus (zum Unterſchied von andern gleiches Nahmens, gewöhnlich Cantuariensis genannt), ein Schüler des Lanfrancus, wirkte noch mehr zu dieſem Zwecke. Er war zu Aoſta 1035 geboren, ging, voll Reue über eine in Ausſchweifungen durchlebte Jugend, in das Kloſter Bec, wo er den Unterricht des Lanfrancus genoſſ; wurde nachher Abt dieſes Kloſters, galt für den größten Gelehr-

ten ſeiner Zeit, und wurde, in Folge der dadurch erlangten allgemeinen Achtung, zum Nachfolger ſeines Lehrers als Erzbiſchof zu Canterbury berufen, wo er jedoch große Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten zu beſtehen hatte, und 1109 ſtarb. Da der Gedanke, die Philoſophie nur als Dienerinn der Theologie, und von dieſer unzertrennlich, zu betrachten, einmal eingewurzelt war, die kirchliche Glaubenslehre aber als etwas unabänderlich vorgeſchriebenes feſt ſtand, und der Gebrauch der Philoſophie ſich alſo hauptſächlich darauf beſchränkte, die Zweifel, welche man gegen dieſe erheben konnte, zu beſeitigen, ſo nahm auch die Philoſophie des Anſelmus dieſe Richtung, und die Verſchmelzung der Theologie mit der Philoſophie wurde durch ihn noch mehr befeſtigt; er wandte die Künſte der Dialektik noch ſtärker als ſeine Vorgänger dazu an, die Sätze der chriſtlichen Glaubenslehre zu vertheidigen, und die Geheimniſſe der Religion durch die Vernunft zu erklären. In der Erfindung und Aneinanderkettung der Schlüſſe beſaß er eine beſondere Fertigkeit. Durch ſeine Verſuche, die Religionswahrheiten bloß aus der Vernunft, ohne Zuziehung der bibliſchen Lehren, zu beweiſen, kam er zuerſt auf eine natürliche Theologie. Die Philoſophie ſeiner Zeit bereicherte er überdies nicht nur durch die öftere Anwendung neuer oder weniger gebräuchlicher Formen der Schlüſſe und Beweiſe, (wie man denn häufig den Satz des Widerſpruchs, des zureichenden Grundes, der bedingten und unbedingten Nothwendigkeit, u. dgl. m. bei ihm findet), ſondern auch durch eine ſcharfſinnige Ausführung einzelner wichtiger Lehren, z. B. von der Wahrheit, der Freiheit des Willens, dem Urſprunge des Uebels, u. a. m. Es fehlt zwar ſeinen Erklärungen oft an der nöthigen Klarheit und Bündigkeit, wenn er z. B. die Wahrheit definirt als die Richtigkeit (rectitudo) deſſen was für wahr ausgegeben wird, und

dann ſagt, es gebe nur eine Wahrheit, und zwar die höchſte und ewige, nehmlich Gott ſelbſt; wo er alſo erſt einen Zirkel in der Definition begeht, und dann das Wort noch in einem verſchiedenen Sinne braucht. Da er aber doch in ſeinen Darſtellungen mehr den Verſtand als die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo brachte er auch von dieſer Seite die ſcholaſtiſche Philoſophie ihrer entſchiedenen Ausbildung, in welcher ſie reine, trockne Verſtandesübung war, um vieles näher.

Hildebert, Erzbiſchof zu Tours, (geb. 1057, geſtorb. 1134.), ein Mann von ausgebreiteten, für ſeine Zeit ſeltenen Kenntniſſen, ging noch weiter als ſeine Vorgänger, indem er ein förmliches, doch nur kurzes, ſcholaſtiſches Lehrgebäude der Theologie aufſtellte, welches die ſpäteren Scholaſtiker als Muſter bei ihren ähnlichen Arbeiten immer vor Augen hatten. Als Philoſoph that er es den meiſten Scholaſtikern ſeiner und der folgenden Zeiten an Deutlichkeit und Gründlichkeit weit zuvor, wenn auch die Deutlichkeit ſeiner Erklärungen oft mehr in den Worten als in den Gedanken beſteht. Endlich blieb er in ſeiner Philoſophie nicht bei bloßen metaphyſiſchen Spekulationen ſtehen, ſondern machte auch die Moral zu einem Hauptgegenſtande derſelben, worinn er, außer dem Auguſtinus und Boethius, vornehmlich dem Seneca folgte.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts entſpann ſich ein Streit, welcher zwar nicht auf der Stelle, aber doch ſpäterhin, und für lange Zeit hinaus, die Scholaſtiker in zwei Parteien trennte. Der Gegenſtand dieſes Streites war die Vorſtellung von der Natur des Abſtracten, oder der allgemeinen Begriffe. Die herrſchende Meinung hatte darinn beſtanden, daß dieſe allgemeinen Begriffe, auch außer der Abſtraction im menſchlichen Verſtande, ein eigenthümliches Daſein hätten, und zwar entweder, nach Plato,

als unveränderliche Urbilder, die ſchon vor dem Daſein in dem göttlichen Verſtande exiſtirt hätten, gleichſam Formen, nach welchen Gott die Dinge gebildet (Universalia ante rem); oder, nach Ariſtoteles, als weſentliche Beſtandtheile der Dinge ſelbſt (Universalia in re). Die Anhänger dieſer Meinung, welche den allgemeinen Begriffen Realität zuſchrieb, nannte man, bei der nachher entſtandenen Trennung, Realiſten. Gegen ſie erhob ſich nun eine andere Meinung, nehmlich daß die allgemeinen Begriffe für ſich gar keine Wirklichkeit hätten, ſondern bloß von den einzelnen Dingen abgezogene Vorſtellungen des Verſtandes wären (Universalia post rem), mithin nicht als wirkliche Dinge, ſondern bloß als Vorſtellungen und Nahmen exiſtirten. Weil alſo die Anhänger dieſer Meinung das Daſein der allgemeinen Begriffe bloß in den Nahmen derſelben ſuchten, nannte man ſie Nominaliſten. Dieſe Behauptung war zwar nicht neu, ſondern ſchon im Alterthum, nahmentlich von Stilpo dem Megarenſer, geltend gemacht worden; der Erſte aber, der ſie in die ſcholaſtiſche Philoſophie einführte, war Roſcelinus aus Bretagne, welcher zuerſt in Compiegne, dann zu Paris, eine berühmte Schule hielt, und zu ſeiner Zeit als einer der mächtigſten Helden auf dem philoſophiſchen Kampfplatze glänzte. Da von ihm keine eignen Schriften bekannt ſind, ſo können wir nur aus den Angaben anderer Schriftſteller, zum Theil ſeiner Gegner, ſchließen, daß er in ſeiner Meinung zu weit gegangen, und in den Worten mehr geſucht habe, als darin zu ſuchen iſt, wie ihm denn Abälard unter andern die Behauptung zur Laſt legt, daß kein wirkliches Ding theilbar ſei, ſondern nur die Worte, welche die Dinge bezeichnen. Roſcelinus ſelbſt zog ſich durch ſeine neue Lehre, die man geradezu für Ketzerei erklärte, die heftigſten Verfolgungen zu, wurde

zweimal (1092 und 1094) von franzöſiſchen Kirchenverſammlungen verdammt, endlich aus Frankreich vertrieben, und konnte kaum einen Ort finden, um ruhig zu ſterben. — Auch nach ſeinem Tode dauerten aber die Streitigkeiten über den Nominalismus noch mit Lebhaftigkeit fort, und obgleich dieſer in Paris ſogar einigemal geſetzlich verboten wurde, ſo gelang es doch nicht, ihn ganz zu unterdrücken, ja er wurde endlich, wie wir weiter unten hören werden, durch den Engländer Wilhelm Occam völlig wiederhergeſtellt und zum herrſchenden Syſtem erhoben.

Einer der erſten Gegner des Roſcelinus war ein Schüler deſſelben, Wilhelm von Campellis, der in Paris lehrte, und durch ſeinen großen Ruhm in der Disputirkunſt, eine Menge von Schülern herbeizog. Er ſuchte, gegen Roſcelinus, die Realität der allgemeinen Begriffe durch die Behauptung zu retten, daß die allgemeinen Begriffe das wahre Weſen der Dinge darſtellten, und daß in allen einzelnen Dingen, welche unter einen ſolchen allgemeinen Begriff gehörten, dieſes Weſen enthalten ſei, ſo daß ſich die einzelnen Dinge (individua) nicht durch ihre Realität, ſondern nur durch die Anzahl und Mannichfaltigkeit ihrer zufälligen Eigenſchaften (Accidentien) von einander unterſchieden. Da wir auch von ihm keine eignen Schriften beſitzen, und ſeine Meinungen hauptſächlich nur durch Abälard, der auch gegen ihn als Gegner auftrat, kennen, ſo bleibt uns freilich vieles in denſelben dunkel.

Der eben genannte Peter Abälardus, aus Bretagne, (geb. 1079, geſt. 1142) gleich merkwürdig durch ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit und ſeinen als Lehrer und Schriftſteller erlangten Ruhm, wie durch ſeine ungewöhnlichen Schickſale, verurſachte die größte Veränderung in der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Vielleicht eben ſo ſehr durch

Begierde nach Ruhm, als durch Liebe zur Wahrheit getrieben, diſputirte er gegen ſeinen Lehrer, den eben genannten Wilhelm von Campellis, hauptſächlich in der Lehre von den allgemeinen Begriffen, und trug einen ſo vollſtändigen Sieg über ihn davon, daß Wilhelm von der Zeit an faſt von allen Schülern verlaſſen wurde, gleichſam (wie Abälard ſelbſt hinzuſetzt) als ob die ganze Dialektik auf einer gewiſſen Theorie von den Univerſalien beruhte. Abälard neigte ſich aber auch nicht ganz auf die Seite des Roſcelinus, der gleichfalls ſein Lehrer geweſen war; vielmehr ſtellte er eine von beiden ganz unabhängige Meinung auf, aus deren genauerer Zergliederung ſich jedoch leicht darthun ließ, daß der ganze Streit über Nominalismus und Realismus, welcher vorzüglich durch Abälard heftiger angefacht wurde und allgemeinere Wichtigkeit erhielt, im Grunde auf bloßem Wortſtreite beruhte. Er nöthigte den Wilhelm, ſeinen Satz dahin einzuſchränken, daß die individuellen Dinge nur individuelle Realitäten wären, und daß die Realität des Allgemeinen ſich nicht in jedem Individuum ganz darſtellte. Er nahm alſo allgemeine Realitäten an, und erklärte ſich alſo geradezu gegen die Meinung des Roſcelinus, welcher in den Univerſalien bloße Worte ſah; aber er hielt auch die Univerſalien nicht geradezu für wirkliche Weſen, ſondern bloß für Begriffe von etwas wesentlichem, die vom Verſtande allein gebildet würden, und in dieſem ihren Urſprung und ihr Weſen hätten. Da nun Abälard zwar nicht für einen Nominaliſten im völligen Sinne des Roſcelinus gelten wollte, ſich aber doch auch keineswegs an die Realiſten ganz anſchloſſ, ſo beriefen ſich die ſpäteren Nominaliſten nichts deſto weniger auf ihn, als auf einen ihrer Vorgänger. — Dies iſt jedoch bei weitem nicht der einzige wichtige Ein-

fluſſ, den Abälard auf die Philoſophie ſeiner Zeit gewann. Er hatte ſich große, unter ſeinen Zeitgenoſſen äußerſt ſeltene Kenntniſſe zu eigen gemacht, denn er war nicht nur mit den Werken der meiſten Kirchenväter, ſondern auch mit verſchiedenen Klaſſikern, beſonders dem Cicero, genauer bekannt geworden, und dieſe übten nicht nur auf den Grundſtoff ſeiner Philoſophie, ſondern auch auf ſeinen Vortrag einen wohlthätigen Einfluſſ. Insbeſondere aber hatte er ſich mit den logiſchen Schriften des Ariſtoteles genauer bekannt gemacht, — denn von den übrigen Werken des Ariſtoteles, ſo wie von den, die Ariſtoteliſche Philoſophie betreffenden Werken der Araber, zeigt er wenigſtens in ſeinen Schriften keine Kenntniſſ; — und dies bewog ihn, anſtatt des bisher allgemein vorherrſchenden Auguſtinus, nun den Ariſtoteles zum Hauptführer in der Dialektik zu wählen und geltend zu machen. Zwar wurde er auch deshalb, ſo wie um anderer wiſſenſchaftlicher Unternehmungen willen, verketzert und verfolgt; aber nichts deſto weniger blieb der Sieg der Dialektik des Ariſtoteles über die des Auguſtinus entſchieden, und ſeitdem, vornehmlich aber, nachdem man in der Folge auch mit ſeinen übrigen Schriften nach und nach bekannt geworden war, herrſchte Ariſtoteles in der ſcholaſtiſchen Philoſophie allein. Daß, ohngeachtet des durchdringenden Scharfſinnes, des umfaſſenden Ordnungsgeiſtes und der Klarheit der Begriffe, wodurch ſich Ariſtoteles vor allen Philoſophen des Alterthums auszeichnet, ſeine damalige Herrſchaft dennoch der Philoſophie und durch ſie den übrigen Wiſſenſchaften keinen Gewinn, ſondern vielmehr Verderben brachte, davon lag die Schuld darinn, daß man den Ariſtoteles ſelbſt nicht verſtand, ſeine ächten Schriften von den unächten und untergeſchobenen nicht unter-

ſchied, ſie in der Urſprache weder beſaß noch leſen konnte, ſondern ſich theils mit ſchlechten Ueberſetzungen, theils auch bloß mit den Werken ſeiner Ausleger (die ihn ſelbſt ſchon größtentheils miſſverſtanden hatten) behalf, und die chriſtliche (oder vielmehr römiſch=kirchliche) Theologie durchaus, nicht ohne den größten Zwang, mit den, ihr ſo ſehr widerſtrebenden Sätzen des Ariſtoteles, zu beider Verunſtaltung, verwebte. — Endlich erwarb ſich Abälard noch ein größeres Verdienſt, als durch die Inthroniſation des Ariſtoteles, dadurch, daß er (in ſeiner Theologia morum, oder wie er ſelbſt das Buch nannte, Scito te ipsum) die Moral, zwar im Geiſte eines Theologen, aber doch unabhängiger und aus einem mehr philoſophiſchen Geſichtspunkte, als man bisher gewohnt geweſen war, bearbeitete. Ohngeachtet er darinn manches aufſtellte, was theils irrig war, theils leicht miſſverſtanden und gemiſſbraucht werden konnte, wie es denn in der Folge von den Jeſuiten bei ihrer kaſuiſtiſchen Moral wirklich gemiſſbraucht wurde, — ſo gab er doch auch einleuchtende Beweiſe von einem richtigen Gebrauche der Vernunft, von Unbefangenheit des Denkens und von Lebhaftigkeit und Reinheit ſeines moraliſchen Gefühls. —

Bis hieher rechnen wir die erſte Periode der ſcholaſtiſchen Philoſophie, in welcher wir eigentlich nur größere oder geringere, mehr oder weniger wirkſame Vorarbeiten zu einem vollſtändigen Syſteme derſelben erkennen. Jezt aber trat ein Mann auf, der nun wirklich ein ſolches Syſtem zu Stande brachte, das Jahrhunderte hindurch die Grundlage aller philoſophiſchen und theologiſchen Unterſuchungen ausmachte. Dieſer Mann war Petrus Lombardus, Biſchof zu Paris (geſtorb. 1164), ein Schüler Abälards, welcher durch ſeine Beleſenheit in den Kir-

chenvätern und durch ſeine Stärke in der Dialektik ſich große Bewunderung erworben, und vor ſeiner Erhebung zum Biſchof mit vielem Beifall zu Paris gelehrt hatte. In der Abſicht, allen theologiſch-dialektiſchen Zweifeln ein Ende zu machen, und die wichtigſten Streitfragen durch Ausſprüche der Kirchenväter zu entſcheiden, ſtellte er ein philoſophiſch-theologiſches Syſtem, dem er den Titel der Sentenzen gab, in vier Büchern zuſammen. Er war nicht der Erſte, der den Gedanken eines ſolchen Syſtems faſſte, denn außer dem bereits erwähnten Hildebert, hatten ſchon im elften Jahrhundert ein italieniſcher Ciſtercienſer, Nahmens Bandinus, und in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der Kardinal Robert Pullenus (ein geborner Engländer, geſtorben zu Rom, um 1153), ähnliche Werke, ſogar unter demſelben Titel, der Sentenzen, ausgearbeitet, von denen jedoch nicht genau auszumitteln iſt, in wie weit ſie dem Lombardus bekannt waren und ihm vielleicht bei ſeiner Arbeit zur Grundlage dienten. Die Sentenzen des Lombardus erlangten jedoch bald ein ſo allgemeines und dauerndes Anſehen, daß man ſie faſt in allen Schulen von Europa zum Grunde des philoſophiſch-theologiſchen Unterrichts legte, und als ein klaſſiſches Werk von entſcheidendem Anſehen betrachtete; denn obgleich die Abſicht des Lombardus zunächſt auf die Theologie, und nicht auf rein philoſophiſche Spekulationen, gerichtet war, ſo war doch der ganze Innhalt der damaligen Philoſophie, nach der herrſchenden Anſicht, zugleich in ſeinem Werke enthalten, und die Philoſophie wurde durch die allgemeine Einführung deſſelben noch abhängiger von der Theologie, als jemals zuvor. Neue Grundſätze hat Lombardus in ſeinen Sentenzen nicht aufgeſtellt, wohl aber darinn alles, was für ſeinen Zweck im Kreiſe der damaligen

Einſichten und Kenntniſſe lag, ziemlich vollſtändig, kurz und in einer, für ſeinen Standpunkt, zweckmäßigen Ordnung zuſammengefaſſt. Bei der allgemeinen Verbreitung, welche dieſes Werk fand, und in welcher es jedes ähnliche für lange Zeit verdrängte, wurde es mit dem ausſchließlichen Nahmen der Sentenzen bezeichnet; ſeinen Verfaſſer nannte man den Magister Sententiarum, und die Nachfolger deſſelben Sententiarii. Unzählige Auslegungen wurden über dieſe Sentenzen geſchrieben, und unter den Verfaſſern derſelben finden ſich die berühmteſten Nahmen im Scholaſticismus, ein Alexander von Ales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Bonaventura, Scotus, Durandus, Occam, Gabriel Biel u. a. m. Den Zweck einer Stätigkeit der Meinungen konnte jedoch Lombardus durch ſeine Sentenzen nicht erreichen, denn ſo dogmatiſch er auch alle Sätze hingeſtellt hatte, ſo gab er doch, eben durch die häufigen Auslegungen und Disputationen, welche darüber angeſtellt wurden, wieder zu neuen Fragen, Widerſprüchen und Spitzfindigkeiten Anlaſſ. Deſto mehr kommt die zunehmende Verdrängung der Bibel und der alten Kirchenväter, deren man bei einem ſo vollendeten Corpus doctrinae, wie die Sentenzen waren, nicht mehr zu bedürfen glaubte, dann die ſklaviſche Anhänglichkeit an die wiſſenſchaftliche Form, bei überhand nehmender Gleichgiltigkeit gegen die Sachen, die Liebhaberei an unnützen Subtilitäten, weil man die praktiſch nothwendigen Grundſätze für ausgemacht hielt, und doch einer geiſtigen Beſchäftigung bedurfte, und endlich das Ueberhandnehmen eines barbariſchen Styls, in dem ſich die Scholaſtiker ordentlich gefielen, großentheils auf ſeine Rechnung.

Wir übergehen mehrere, zum Theil hochberühmte, aber nichts neues zu Tage fördernde Lehrer des Scholaſticismus

in und außer Teutſchland, um uns alsbald mit Albertus Magnus zu beſchäftigen, der nicht nur als ein für die Geſtaltung der Philoſophie höchſt bedeutender Mann, ſondern auch als ein geborner und in ſeinem Vaterlande vorzüglich wirkſamer Teutſcher, uns bei weitem wichtiger erſcheint. Er war zu Lauingen in Schwaben im Jahre 1197 geboren, *) und ſtammte aus der adligen Familie derer von Bollſtädt. Der große Nahme, den er in der Folge, theils mit, theils ohne Verdienſt erlangte, hat ihn faſt zu einer mythiſchen Perſon gemacht, und viele Fabeln von ſeinen Schickſalen und Thaten veranlaſſt, worunter auch die gehört, daß er in ſeiner Jugend ſehr geringe Geiſtesanlagen gehabt und gar keine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht habe, deshalb auch ſchon willens geweſen ſei, das Kloſter, in welchem er erzogen wurde, zu verlaſſen, als ihm die Jungfrau Maria, zu der er fleißig gebetet, im Traum erſchienen, seinen Verſtand erleuchtet, und ihm die Wahl frei geſtellt habe, ob er lieber in der Philoſophie oder in der Theologie einen ausgezeichneten Ruhm erlangen wolle; da er ſich nun die Philoſophie gewählt, habe ſie ihm erklärt, daß er zwar, zu Erfüllung ihres Verſprechens, in dieſer Wiſſenſchaft ſehr groß werden, aber auch, zur Strafe, daß er nicht die Theologie vorgezogen, einige Jahre vor ſeinem Tode alle ſeine Geiſteskräfte wieder verlieren und in ſeine vorige Unwiſſenheit zurückſinken würde, welches denn auch geſchehen. Daß dieſes Mährchen erſt ziemlich ſpät erſonnen worden ſein kann, ſieht man daraus, daß zu den Zeiten, wo Albertus Magnus wirklich lebte, zwiſchen der Theologie und Phi-

*) Nach Brucker, Institut. hist. philosoph. (Lips. 1747. 8.) pag. 423. wo er ſein Alter auf 83 Jahr ſetzt. Andere nennen 1193, noch andere 1205 als ſein Geburtsjahr.

loſophie keine Wahl ſtatt fand, ſondern beide ein Studium ausmachten, und daß Albertus Magnus wirklich viele rein theologiſche Bücher geſchrieben hat. Es iſt aber dieſes Mährchen wahrſcheinlich von den Goldmachern erfunden worden, die ſo gern jenen großen Mann an ihre Spitze ſtellten; und daher iſt unter der Philoſophie, welcher dasſelbe gedenkt, eigentlich nur die Magie und Alchymie zu verſtehen, welche vermeinte Wiſſenſchaften von ihren Anhängern mit dem ſo ganz unpaſſenden Nahmen der Philoſophie bezeichnet wurden. — Richtiger iſt, daß Albert im Jahre 1221 in den damals noch neuen Dominikaner-Orden trat, und bald darauf zu Paris anfing, die Philoſophie, nach den, ebenfalls erſt ſeit kurzem im weſtlichen Europa bekannt gewordenen, Schriften des Ariſtoteles, zu lehren. Eben dies that er nachher in verſchiedenen Kloſterſchulen Teutſchlands. Im Jahr 1236 wurde er zum Provinzial ſeines Ordens in Teutſchland erwählt, und nahm ſeinen Wohnſitz zu Cöln, wo er zugleich viele Jahre lang ſowohl die Theologie als die Philoſophie lehrte. Unter ſeinen Schülern befanden ſich nachmals hochberühmte Männer, unter andern der bekannte Thomas von Aquino. Im Jahre 1260 wurde er, wider ſeinen Willen, vom Papſte zum Biſchof von Regensburg ernannt; da ihn aber dieſe Würde an der Fortſetzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen hinderte, ſo entſagte er derſelben ſchon nach drei Jahren wieder, ging nach Cöln zurück, und ſtarb daſelbſt im Jahre 1280, dem 83ſten ſeines Alters. — Als Gelehrter hat er ſich vor den meiſten ſeiner Vorgänger durch den ungemeinen Umfang ſeiner Kenntniſſe ausgezeichnet, indem er ſich nicht bloß auf die herrſchenden dialektiſchen und theologiſch-metaphyſiſchen Unterſuchungen beſchränkte, ſondern auch mit Mathematik,

Phyſik und Naturgeſchichte beſchäftigte, wiewohl er auch hierinn dem herrſchenden Geiſte ſeiner Zeit und der Richtung ſeines eignen Charakters zu ſehr nachgab, und weit mehr auf theoretiſche Spekulationen, als auf wahre Naturbeobachtung baute. Dieſen ausgedehnteren Umfang ſeiner Studien verdankte er vornehmlich der Bekanntſchaft mit den Werken des Ariſtoteles, die damals vollſtändiger bekannt geworden waren; denn bisher hatte man, wie oben ſchon erwähnt wurde, eigentlich nur die logiſchen gekannt, ſeit einiger Zeit waren aber auch die übrigen, nahmentlich die phyſiſchen, metaphyſiſchen und moraliſchen, im weſtlichen Europa (freilich nicht im Original, ſondern immer nur in ſchlechten, größtentheils erſt aus dem arabiſchen gefertigten Ueberſetzungen) eingeführt worden, und Albert war nicht nur unter den Teutſchen, ſondern vermuthlich unter den Scholaſtikern überhaupt, der Erſte, der alle damals überſetzte Werke des Ariſtoteles und ſeiner arabiſchen Commentatoren las, und ſelbſt weitläuftige Auslegungen darüber ſchrieb. Er wurde durch dieſe Beſchäftigungen ſo für den Ariſtoteles eingenommen, daß er ihn faſt vergötterte, ihm ein entſcheidendes Anſehen in allen philoſophiſchen Gegenſtänden einräumte, und die ſcholaſtiſche Philoſophie gänzlich auf den Ariſtoteles erbaute. Sein Anſehen wirkte ſo viel, daß von der Zeit an Ariſtoteles ausſchließlich der Philoſoph genannt und allenthalben als das Haupt und der unumſtößliche Eckſtein und Grundpfeiler aller Philoſophie betrachtet wurde. Außer den Commentarien über den Ariſtoteles ſchrieb Albert auch einen weitläuftigen Commentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus, der in der eigentlichen Theologie, ſo wie Ariſtoteles in der ſpekulativen Philoſophie, ausſchließlich ſein Führer war; und viele andere theologiſche,

philoſophiſche und phyſikaliſche Schriften, in denen er ſich jedoch faſt überall nur als Sammler, ſelten als freiſtändiger, beſonnener Denker zeigt; und ſelbſt bei abweichenden Vorſtellungen, die man ſeiner eignen Erfindung zuſchreiben könnte, iſt es zweifelhaft, ob ſie wirklich ihm gehören, oder ob er ſie nicht von irgend einem nicht mehr bekannten arabiſchen oder arabiſtiſchen Commentator des Ariſtoteles entlehnte. Albert ſelbſt verſtand ſo wenig griechiſch als arabiſch, und ob er ſich gleich in ſeinen Schriften oft griechiſcher und arabiſcher Kunſtausdrücke bedient, ſo ſieht man doch aus der fehlerhaften Art, wie er ſie ſchreibt und erklärt, daß er ſie ſelbſt nicht verſtand; und die griechiſchen Schriftſteller, die er zuweilen anführt, citirt er ohne Zweifel nur den arabiſchen und arabiſtiſchen Auslegern des Ariſtoteles nach. Er ſelbſt hatte von den ins lateiniſche überſetzten griechiſchen Schriftſtellern ſchwerlich, außer dem Ariſtoteles, Dionyſius Areopagita und dem ſogenannten Hermes Trismegiſtus, noch einen geleſen. Von den ältern lateiniſchen Schriftſtellern waren ihm, außer den gewöhnlichſten lateiniſchen Kirchenvätern, wahrſcheinlich einige Schriften des Cicero, Apulejus und Boethius, vielleicht auch des Seneca, bekannt. Am beleſenſten aber war er in den Werken der Araber und Rabbinen, und ſeiner Vorgänger unter den Scholaſtikern. In der Geſchichte der ältern griechiſchen Philoſophie war er durchaus fremd; auch in der Geſchichte, Geographie und Grammatik zeigt er eine große Unkunde. Ueberhaupt war guter Geſchmack nicht ſein Erbtheil geworden, denn ſein Styl iſt äußerſt dunkel, rauh, ſchwerfällig und barbariſch; ſelbſt einen natürlichen, zweckmäßigen, gelungenen Plan trifft man faſt in keiner ſeiner Schriften; und ſein Beiſpiel trug nicht wenig dazu bei, daß die Barbarei in der Schreibart

und die abſcheulichen, abenteuerlichen Terminologien in der Philoſophie immer mehr überhand nahmen. Bei ſeiner Bekanntſchaft mit den Schriften der Araber uud Arabiſten iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er auch mit der Chymie, die bei jenen eine ſo große Rolle ſpielt, bekannt wurde, und ſie ſelbſt ausübte; und da die Auffindung des ſogenannten Steins der Weiſen und die Verwandlung der Metalle in Gold (die ſogenannte Alchymie) faſt allenthalben das Ziel der chymiſchen Unterſuchungen war, ſo läſſt ſich leicht annehmen, daß auch Albert nach dieſem abenteuerlichen Ziele ſtrebte; daß er es nicht erreichte, braucht heut zu Tage wohl nicht erwieſen zu werden, ob man ihm gleich vormals nachrühmte, er habe, mit Hilfe ſeiner Goldmacherkunſt, alle Schulden des Biſthums Regensburg, während ſeiner kurzen Regierung deſſelben, abgetragen. Seine Kenntniſſe in der Naturkunde überhaupt brachten ihn in den Ruf eines Zauberers, und gaben Anlaſſ zu einer Menge fabelhafter Anekdoten, wie z. B. von dem zauberiſchen Gaſtmahle, das er einſt dem Römiſchen König Wilhelm (Grafen von Holland) bei deſſen Durchreiſe durch Cöln, am Tage der heiligen drei Könige, gegeben, wobei die ſchönſten Blumen und Früchte aller Jahreszeiten vorhanden geweſen ſein ſollen. Abgeſehen von dieſen und ähnlichen Fabeln, die zum Theil auf wirklichen, nur in jenem finſtern Zeitalter miſſverſtandenen und nachher übertriebenen Thatſachen beruhen mögen, die aber in ihrer durch die Mönchslegenden erhaltenen Geſtalt jezt ohnehin niemand mehr glauben wird, iſt es nicht zu leugnen, daß Albert ſelbſt eine große Neigung zum Uebernatürlichen gehabt, und in ſeinen Schriften dem ſchon ſo ſehr überhand genommenen Glauben an Wunder und Zaubereien noch mehr Nahrung gegeben hat. — Seine Werke bilden faſt eine Bibliothek aller zu ſeiner Zeit

gangbaren Kenntniſſe. Einzeln ſind mehrere derſelben, beſonders im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, und zum Theil ſehr bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, herausgekommen; viele werden ihm aber auch fälſchlich zugeſchrieben; andere liegen noch handſchriftlich in Bibliotheken. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner geſammelten Werke iſt: Alberti Magni, Ratisb. Episc. Opera omnia, ed. stud. et lab. Petri Jammy. Lugd. 1651. sq. XXI. Voll. fol. — Das berüchtigte, und in vielen Sprachen häufig gedruckte Buch de secretis mulierum gehört unter diejenigen, welche mit ziemlicher Gewiſſheit als untergeſchoben anzuſehen ſind. —

Auf dem durch Albertus Magnus gelegten Grunde baute Thomas von Aquino noch weiter. Dieſer berühmte und nach ſeinem Tode heilig geſprochene Mann war aus der gräflichen Familie von Aquino, auf einem derſelben zugehörigen Schloſſe Roccaſicca im Königreich Neapel, im Jahre 1224 geboren, wurde zuerſt im Kloſter Monte Caſino, dann zu Neapel unterrichtet, und trat 1243, wider den Willen ſeiner Aeltern, in den Dominikaner-Orden, und ob er gleich zu ſeinem Vater zurückgebracht wurde, entwich er ihm doch zum zweitenmal, kehrte zu den Dominikanern zurück, und ſtudirte hierauf in Paris, dann zu Cöln unter Albertus Magnus. Von dieſem ward er mit dem Ariſtoteles bekannt gemacht, und verbreitete nachher die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie nicht nur in Italien, ſondern begründete ſie auch durch ſeine eignen Schriften noch feſter. Nachdem er an mehrern Orten Italiens gelehrt, und die Würde eines Erzbiſchofs zu Neapel abgelehnt hatte, ſtarb er auf der Reiſe zum Concilium nach Lyon, im Jahre 1274. Die Dominikaner brachten viele Wunder von ihm in Umlauf, und bewirkten

dadurch im Jahre 1323 ſeine Heiligſprechung, ſo wie er auch als einer der vornehmſten Kirchenlehrer betrachtet, und von den Scholaſtikern mit dem Nahmen des Doctor angelicus beehrt wurde. — Thomas beſaß nicht viel weniger Fleiß und Umfang der Kenntniſſe, und dabei weit mehr Scharfſinn und eigne Urtheilskraft, als ſein Lehrer Albert, und die Vereinigung dieſer Gaben erhob ihn zu dem ſouverainen Anſehen, das er ſo lange Zeit unter den Scholaſtikern behauptete; denn er war es in der Folge allein, deſſen Sätze von der herrſchenden Schule gelehrt und von den Gegnern beſtritten wurden. Auch ihm war Petrus Lombardus in der Theologie und Ariſtoteles in der Philoſophie der vornehmſte Führer, und dem letztern folgte er faſt mit unbeſchränkter Hingebung. Nur in einzelnen Gegenſtänden, vorzüglich in der Lehre vom Daſein und Weſen Gottes, wich er von ihm ab, und folgte mehr dem Auguſtinus, Dionyſius Areopagita und Anſelmus Cantuarienſis. Des Griechiſchen war er zwar eben ſo wenig kundig, als Albert; doch hatte er in Italien Gelegenheit, die lateiniſchen Ueberſetzungen älterer griechiſcher Ausleger des Ariſtoteles, vorzüglich des Themiſtius, kennen zu lernen; außerdem waren die Quellen ſeiner Kenntniſſ im Ganzen eben die bei Albert genannten. Da er aber mehr mit eignem Denken das Ganze durchdrang, ſo wird ſeine Philoſophie und Theologie durch einen Geiſt der Einheit ausgezeichnet, der faſt allen ſeinen Vorgängern fehlte, und der es ihm allein möglich machte, ein völlig durchdachtes, zuſammenhangendes, gleichförmiges und allgemein umfaſſendes Syſtem der Philoſophie und Theologie aufzuſtellen. Außer ſeinen Commentarien über den Ariſtoteles und über die Sentenzen des Petrus Lombardus, iſt ſein Hauptwerk die Sum-

Staatliche Bibliothek Bamberg

ma Theologiae, ein Lehrgebäude der ganzen ſcholaſtiſchen Theologie, in drei Theilen, welches ein ſo klaſſiſches Anſehen erhielt, daß es nicht nur bis auf die Reformation, ſondern in katholiſchen Ländern noch bis auf die neuſten Zeiten, bei dem theologiſchen Unterricht, wenigſtens dem Plane nach, zum Grunde gelegt wurde. Außerdem ſind zu bemerken: die Summa contra gentiles, eine Vertheidigung der chriſtlichen Religion; und die Quodlibeta, einzelne Abhandlungen über philoſophiſch-theologiſche Gegenſtände, welche ziemlich die beſten ſeiner Gedanken und Unterſuchungen enthalten. Der ihm beigelegte, und ſeines Nahmens wegen ſehr hochgeſchätzte Commentar über das Werk des Boethius de consolatione philosophiae, iſt untergeſchoben. — Sein vornehmſtes Verdienſt iſt, daß er ſeine Dialektik mehr, als es vor ihm geſchehen war, auf wahre Deutlichkeit der Begriffe berechnete, und daß er die Moral ſyſtematiſcher bearbeitete und ihr einen weitern Umfang einräumte, als ſeine Vorgänger. Dagegen wurde aber auch das ärgerliche ſcholaſtiſche Disputirweſen durch ihn auf den höchſten Gipfel getrieben, und indem er ſeine Theologie, bei ihrer engen Verbindung mit der Philoſophie, mehr auf metaphyſiſche Spekulationen als auf die Lehren der Bibel gründete, wurde der überhand nehmenden Vernachläſſigung des Bibelſtudiums ein immer breiterer Weg gebahnt. Wiſſenſchaftliche Ordnung des Vortrags iſt den Werken des Thomas nicht abzuſprechen; auch iſt ſein Styl nicht ganz ſo ſchlecht, wie bei andern Scholaſtikern, welches wahrſcheinlich ſeinem fleißigern Leſen der alten lateiniſchen Kirchenväter zuzuſchreiben iſt; doch war er übrigens, nach der Sitte ſeiner Zeitgenoſſen, in der Geſchichte und klaſſiſchen Literatur fremd. Seine ſtrengeren Anhänger nannten ſich nach ihm Thomiſten.

Neben Thomas von Aquino erhob ſich ein anderer Italiener, Bonaventura, ebenfalls aus einer angeſehenen Familie (eigentlich Fidanza genannt), zu Bognarea in Toscana 1221 geboren. Er trat in den Franciskaner-Orden und ſtudirte gleichzeitig mit Thomas zu Paris, worauf er ſelbſt als Lehrer auftrat, und ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ein ſolches Anſehen erwarb, daß er ſchon in ſeinem 34ſten Jahre General ſeines Ordens, und nachher auch Kardinal wurde. Während des Conciliums zu Lyon, dem er auf Verlangen Papſt Gregors X. beiwohnte, ſtarb er, und wurde mit einer noch nie geſehnen Feierlichkeit begraben, indem der Papſt, der König von Aragonien, und viele andere Fürſten, nebſt den anweſenden Patriarchen, Kardinälen, und unzähligen Geiſtlichen geringeren Standes, dem Leichenbegängniſſe beiwohnten. Seine Ordensbrüder, die Franciskaner, ſtellten ihn dem Thomas entgegen, um zur Ehre ihres Ordens mit den Dominicanern zu wetteifern; auch brachten ſie es in der Folge dahin, daß er heilig geſprochen wurde. Unter den Scholaſtikern führt er den Nahmen Doctor seraphicus. Seine Schriften ſind ebenfalls zahlreich und meiſtens theologiſch; die größte darunter iſt ſein Commentar über die Sentenzen. In der Philoſophie folgte er gleichfalls dem Ariſtoteles; ſeine Philoſophie hat aber das Eigenthümliche, daß ſie weniger ſpitzfindig iſt, und dagegen mehr das Gefühl anſpricht, wie er denn überhaupt die myſtiſche Theologie gewiſſermaßen wieder mit der ſcholaſtiſchen zu vereinigen ſuchte. — Die unter ſeinen Schriften befindliche Abhandlung von der Beziehung der Künſte *) auf die Theo-

*) Was man unter den Künſten (artibus) verſtand, davon wird weiter unten, bei der Betrachtung der Univerſitäten, die Rede ſein.

logie (de reductione artium ad theologiam) iſt deshalb merkwürdig, weil ſie gleichſam eine Encyklopädie der Wiſſenſchaften, wie ſie zu ſeiner Zeit getrieben wurden, darſtellt.

Wie ſchon Bonaventura einigermaßen dem Thomas entgegen gewirkt hatte, doch ohne dies wirklich auszuſprechen, ſo geſchah es noch ſtärker und entſchiedener durch einen anderen Franciskaner, Johannes Duns, nach ſeinem Vaterlande gewöhnlich Scotus, und unter den Scholaſtikern Doctor subtilissimus genannt (geb. 1275, geſtorb. 1308.). Als Lehrer zu Oxford, Paris und Cöln hatte er ſich, durch ſeinen ungemeinen Scharfſinn, einen großen Nahmen gemacht. Seine Abſicht ſcheint vorzüglich dahin gegangen zu ſein, die Einſeitigkeit, welche durch die unbedingte Hingebung an das Syſtem des Thomas eintrat, aufzuheben, und eignes Denken zu befördern; aber die Mittel, welcher er ſich hierzu bediente, waren nicht die paſſenden, denn er ſtellte meiſtens nur Sätze und Gegenſätze einander eine Zeitlang gegenüber, und disputirte ſo hin und wider, ohne zu entſcheiden und ſeine eigne Meinung deutlich auszuſprechen; und ſo hat er denn bei den Neuern den übeln Ruf eines bloßen Wortkrämers nicht ganz ohne ſeine Schuld davon getragen. Seine Schriften ſind zahlreich, und ſein Commentar über die Sentenzen, nebſt ſeinen Quodlibetis (vermiſchten Abhandlungen) darunter am wichtigſten. Die ſcholaſtiſchen Subtilitäten und weitläuftigen Unterſuchungen über unbedeutende Dinge hat er aufs Höchſte getrieben, und dabei dem Skepticismus Thür und Thor geöffnet; ſein Styl iſt äußerſt dunkel und barbariſch, beſonders aber kann mit der Barbarei und Unverſtändlichkeit ſeiner überhäuften Terminologien nichts verglichen werden. Gleichwohl ſchien ein ſolcher Mann jenem

Zeitalter, deſſen Geſchmack nun ſchon durchaus verdorben war, recht angemeſſen zu ſein; denn er wurde nicht nur von ſeinen Ordensbrüdern, den Franciskanern, — was ſich ſchon aus Ordensſtolz vermuthen ließ, — ungemein erhoben, ſondern fand auch ſonſt Schüler genug, um eine eigne Schule der Scotiſten zu bilden, die ſich lange Zeit, im Gegenſatz gegen die Thomiſten, erhielt.

Außerdem iſt vornehmlich noch Wilhelm Durandus, Biſchof zu Meaux, (geſt. 1333) als der letzte bedeutende Mann aus dieſer zweiten Periode des Scholaſticismus zu bemerken, der, zwar ſelbſt aus dem Dominikaner-Orden, doch wagte, in manchen wichtigen Punkten von der Lehre des Thomas abzuweichen, ſich aber dadurch auch viele Feindſchaft zuzog; übrigens durch ſeine bewunderten Auflöſungen der ſchwierigſten Streitfragen, den Nahmen des Doctor resolutissimus erwarb. — Er iſt mit dem älteren Durandus, einem berühmten Canoniſten, deſſen Werk de divinis officiis auch in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt Epoche macht, nicht zu verwechſeln. —

An die Spitze des dritten und letzten Zeitraums der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſetzen wir nun den Engländer Wilhelm Occam. Er war ein Franciskaner und Schüler des Scotus, verließ aber die Bahn dieſes ſeines Lehrers und der Anhänger des herrſchenden Syſtems überhaupt, indem er den Realismus, welchem dieſe durchgängig anhingen, widerlegte, und den faſt ganz verſchollenen Nominalismus wieder in Schwang brachte. Da dieſer durch ihn viele und ſehr berühmte Anhänger bekam, ſo nannte ihn ſeine Schule venerabilis Inceptor; auch erhielt er die Ehrennahmen Doctor singularis und Doctor invincibilis. Er lehrte anfänglich zu Paris, und wurde

hierauf Provincial ſeines Ordens in England; da er aber, gegen die Dominikaner, den Satz vertheidigte, daß Chriſtus und die Apoſtel keine zeitlichen Güter beſeſſen hätten, empfand dies der Papſt Johann XXII. ſo übel, daß er ihn in den Bann that. Er begab ſich hierauf wieder nach Frankreich, wo er bei dem Könige, deſſen Gerechtſame er gegen den päpſtlichen Hof vertheidigte, Schutz fand, und bis 1328 lebte, worauf er nach Teutſchland, zu Kaiſer Ludwig IV. (von Baiern) ging, den er ebenfalls, ſo wie die Rechte der Fürſten gegen den Papſt überhaupt, in ſeinen Schriften vertheidigte. Er ſtarb endlich auch in Teutſchland im Jahre 1347. Unter ſeinen Schriften ſind die vornehmſten: Quaestiones super IV. libros sententiarum; — Centiloquium theologicum; ein kurzer Abriſſ der ſpekulativen Theologie; — Dialogus inter magistrum et discipulum; — Summa totius Logicae; — ſeine merkwürdigen Streitſchriften gegen den römiſchen Hof (in Goldasti Monarchia S. R. I. Tom. II.), welche nicht allein für die Geſchichte ſeiner Zeit wichtig ſind, ſondern auch in die Philoſophie und Theologie einſchlagen, weil er dabei theils die Politik des Ariſtoteles berückſichtigt, theils die theologiſchen Lehren vom Anſehen der Bibel, der Concilien u. ſ. w. erörtert. — In der Philoſophie beſtand, wie ſchon geſagt, ſein wichtigſter Einfluſſ in der neuen Einführung des Nominalismus, die mit ſo heftigen Disputationen verbunden war, daß es darüber nicht ſelten zwiſchen ſeinen Anhängern und den Scotiſten zu blutigem Handgemenge kam. Der Satz des Realismus, den Occam bekämpfte, iſt: Die Univerſalien (allgemeinen Begriffe) haben nicht nur wirkliche, ſondern ausſchließliche Realität; die individuellen Dinge haben keine weſentliche Realität, ſondern unterſcheiden ſich nur durch die Accidentien (äußern

Eigenſchaften). Der von Occam dagegen aufgeſtellte Satz des Nominalismus iſt: Nur die individuellen Dinge haben wahre Realität; die Univerſalien ſind bloße Verſtandesbegriffe, die nur durch die Sprache als wirklich vorhandene Gegenſtände bezeichnet werden, und dadurch den Schein von Realität gewinnen, aber nirgends in concreto vorhanden ſind. Die Gründe, wodurch Occam dieſen Satz gegen die Scotiſten und andere Anhänger des Realismus vertheidigte, auszuführen, würde hier zu weitläuftig und überflüſſig ſein; es iſt genug, zu wiſſen, daß er dies mit ſo ſiegreichem Erfolge that, daß von ſeiner Zeit an die angeſehenſten Scholaſtiker Nominaliſten waren, und es beſonders in Teutſchland beinahe für eine Schande galt, ſich noch zu dem Realismus zu bekennen. Uebrigens ſuchte es Occam an Subtilitäts-Krämerei dem Scotus nicht nur gleich zu thun, ſondern ihn, wo möglich, noch zu überbieten. Selbſt ſeine geiſtlich-ſtaatsrechtlichen Schriften ſind mit dergleichen ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten angefüllt. —

In dieſer, mit Occam begonnenen, dritten Periode des Scholaſticismus ſind übrigens Männer von ausgezeichnetem literariſchen Rufe eben ſo ſelten, als im Ganzen die Anzahl der Lehrer und Schriftſteller in dieſem Fache ſich mehrte, da die ſcholaſtiſchen philoſophiſch-theologiſchen Spekulationen faſt die einzige Beſchäftigung der damaligen Gelehrten ausmachten. Es wurden aber meiſtens nur die alten Streitfragen wieder vorgenommen, und aus den Schriften der früheren Lehrer entweder Auszüge gemacht, oder Commentarien darüber geſchrieben, die im Ganzen weder die Wiſſenſchaft weiter brachten, noch ſonſt eine merkwürdige Veränderung in derſelben bewirkten. Selbſt das geſchah ſelten, daß einzelne Lehren eine neue, ausgezeichnete Bearbeitung erfuhren, wie z. B. die Lehre von der

Freiheit durch Buridanus. Deshalb können wir uns auch der genaueren Bekanntſchaft mit den einzelnen Scholaſtikern dieſes Zeitraumes hier ganz überheben. — Für Teutſchland ſind Marſilius Ingenuus, Johann Buridanus, Heinrich von Heſſen, Gabriel Biel, und einige andere, noch von hiſtoriſcher Wichtigkeit; wir werden daher auf dieſe weiter unten an einem ſchicklichen Orte zu ſprechen kommen. — Johann Weſſel, der von Vielen auch zu den Scholaſtikern gerechnet wird, gehört nicht in ihre Reihe, denn ob er gleich, wider ſeinen eigentlichen Willen, dem Scholaſticismus noch für einige Zeit neue Nahrung gab, ſo erſcheint er doch mehr als freiſtändiger Denker, und iſt als einer der erſten Reformatoren der Philoſophie und der Wiſſenſchaften überhaupt zu betrachten. —

Wenn wir nun den Scholaſticismus im allgemeinen überſehen, ſo läſſt ſich zwar manches Gute in ihm nicht verkennen, wie denn beſonders durch denſelben der Scharfſinn geübt, der Geiſt in Thätigkeit erhalten und ein Streben nach Tiefe der Kenntniſſ und Klarheit der Begriffe auf die Bahn gebracht wurde. Aber in der wirklichen Anwendung gingen dieſe formellen Vortheile des Scholaſticismus gröſstentheils wieder verloren, oder wurden doch nur bei wenigen Einzelnen erreicht, während man im Ganzen den Scholaſticismus für die Wiſſenſchaften überhaupt, und für die Theologie und Philoſophie insbeſondere, unbedingt für ſchädlich halten muſſ. Den Wiſſenſchaften überhaupt ſchadete er durch die Verdrängung aller wahrhaft klaſſiſchen und humaniſtiſchen Gelehrſamkeit; durch die Erhebung der wiſſenſchaftlichen Form über die wahre Sachkenntniſſ, und der Spekulation über die Erfahrung und das hiſtoriſche Wiſſen; durch den Kleinlichkeitsgeiſt, mit welchem man

oft die unnützeſten und geringfügigſten Dinge mit der feierlichſten Wichtigkeit behandelte; durch die fehlerhafte Methode des Unterrichts, indem man allen formellen Unterricht bloß auf Disputiren berechnete; durch die Verwirrung der Begriffe, in Folge dieſes übertriebenen Disputirens, bei welchem am Ende niemand ſelbſt recht wuſſte, was man für wahr oder falſch halten ſollte; durch den ſchlechten, rohen und groben Ton, welcher durch eben denſelben Miſsbrauch des Disputirens unter den Gelehrten eingeführt, und den Sektengeiſt, der zugleich in den Wiſſenſchaften herrſchend wurde; durch die perſönlichen Feindſchaften, welche in Folge dieſer Meinungsverſchiedenheit ſich bildeten, auf ganze gelehrte Anſtalten übergetragen wurden und da die größten Zerrüttungen verurſachten; und endlich durch den ſchlechten, ungebildeten Styl, welchen faſt alle Scholaſtiker ſchrieben, und durch deſſen unausbleibliche Nachahmung, bei dem großen Ruhme jener Männer, die Herrſchaft der Barbarei und des Ungeſchmacks in der Literatur vollendet wurde. Der Philoſophie insbeſondere ſchadete die Gefangennehmung des freien Denkens unter die herrſchenden Autoritäten der ſogenannten großen Doctoren; die falſche Meinung von dem Werthe der Philoſophie (in der man ein bloßes Werkzeug ſah) und der damit zuſammenhangende Mangel an wahrer Ueberzeugung und an aufrichtiger Achtung der Wahrheit; und die Verſchmelzung der Philoſophie mit der Theologie, welche die Grenzen und Prinzipien beider Wiſſenſchaften verrückte und unter einander verwirrte. Der Theologie endlich ſchadete, außer dem eben gedachten Umſtande, die Verdrängung der Bibel, des einzigen wahren und ſicheren Grundes chriſtlicher Glaubenslehre, und der übertriebene Werth, den man dagegen den Anſichten und Meinungen der Doctoren beimaß; die Ein-

führung metaphyſiſcher Spitzfindigkeiten in die an ſich einfachen und klaren Religionswahrheiten; die Sucht, alles, auch das Unbegreiflichſte, zu erklären, und zwar nicht etwa nach klaren Ausſprüchen einer unbefangenen Vernunft, ſondern nach bloßen vorgefaſſten Meinungen und willkürlich angenommenen, aber unbeweglich feſtſtehenden Vorausſetzungen; überhaupt das einſeitige Vorherrſchen bloßer trockner und kalter Verſtandes-Operationen auf Koſten wahrer Empfindung und Ueberzeugung, und daher der Mangel an Wirkung dieſer Philoſophie und Theologie auf Veredlung der Sitten und Beſſerung des Herzens.

So iſt es auch in der Geſchichte des Scholaſticismus nicht zu überſehen, und ſpricht für ihn nicht günſtig, daß er, ohne merkliche Veränderung ſeiner Form, zu den verſchiedenſten Zwecken diente; denn ſo wie ſich unter den Scholaſtikern Männer fanden, welche der überhand nehmenden Uebermacht des Papſtthums widerſprachen, wie wir beſonders Occam kennen gelernt haben, ſo wurde nachher der Scholaſticismus, ohne weſentliche Veränderungen, die ſtärkſte Stütze des Papſtthums, ſo daß die Reformation mit der Bekämpfung deſſelben begann; und ſo wie die Scholaſtiker ihren Ruhm darein ſetzten, alle Begriffe, nach ihrer Art, deutlich zu machen, ſo waren ſie auch im Stande, durch ihre Demonſtrationen und vermeintlichen Vernunftgründe den craſſeſten Aberglauben wahrſcheinlich zu machen, und dadurch die hereingebrochene Finſterniſſ noch zu unterſtützen; ein Beweis für die ſchon aufgeſtellte Behauptung, daß der Charakter des Scholaſticismus mehr in der Form als im Innhalte beſtand, ſo daß ſich mithin die verſchiedenartigſten Weſen in dieſer Form verbergen ließen, je nachdem man dieſelbe den verſchiedenen Abſichten gemäß benutzte.

Man muſſ ſich wundern, daß ſo nachdenkende Männer, als wir ohne Widerrede unter den Scholaſtikern finden, jene Mängel ihres Lehrgebäudes nicht früher einſahen, und, da man wenigſtens nicht bei Allen Mangel an gutem Willen annehmen darf, zu Gunſten der geſunden Vernunft und wahren Religion, jene Spitzfindigkeiten aufgaben, ſich mit einer auf das Leben anwendbaren philoſophiſchen Erkenntniſſ begnügten, und zu weiterem Studium auf die unerſchöpfliche Quelle der Erfahrung verließen. Aber ſie waren faſt alle ſchon ſo tief in dem Gewebe jener Subtilitäten befangen, daß ſelbſt die Verſuche, ſie daraus zu befreien, ſie nur immer tiefer, und auf eine uns faſt unbegreifliche Weiſe, darinn verwirrten. Hierzu kam nun noch der Stand und die Lebensart der Männer, welche ſich mit dieſen Studien beſchäftigten. Sie alle waren Geiſtliche, und zwar größtentheils Mönche, die alſo, durch ihr einſames Kloſterleben, der Spekulation vorzüglich hingegeben, und von allen Gelegenheiten, ſich mit dem praktiſchen Leben bekannt zu machen und Erfahrungen zu ſammeln, ganz abgeſchnitten waren, für die auch das Beſtreben, der menſchlichen Geſellſchaft zu nützen, gar keinen beſondern Reiz haben konnte, da ſie ſich der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich entzogen. Man könnte dagegen zwar einwenden, daß ja die Geiſtlichen mit dem praktiſchen Leben eng genug verbunden waren, indem ſie ſelbſt anſehnliche Güter beſaßen, faſt an allen weltlichen Geſchäften Theil nahmen, und einen großen Theil derſelben lenkten; allein diejenigen, welche ſich mit ſolchen Welthändeln beſchäftigten, die ihnen Macht und Reichthümer zuführten, fanden auch darinn einen weit höheren Reiz, als in den ſtillen unſcheinbaren und trocknen Beſchäftigungen im Gebiete der Wiſſenſchaft; ſie entzogen ſich alſo dieſen, oder nahmen doch daran nur

nothdürftig Theil, ſo weit es etwa nicht ganz zu unterlaſſen war. Nur äußerſt wenige Beiſpiele ſind vorhanden von Männern, die auf beiden Schauplätzen glänzten, wie Gerbert, Wibald u. a. m. und auch bei dieſen finden wir, daß jene verſchiedenen Beſchäftigungen bei ihnen entweder in verſchiedene Lebensperioden fallen, oder daß ſie in der That, als Weltmänner, zwar den Wiſſenſchaften treu blieben, aber ſich nicht auf dem Felde der ſpekulativen Philoſophie, ſondern der Geſchichte und der praktiſchen Lebens- und Staatsklugheit beſchäftigten, ohne jedoch dadurch auf das herrſchende Syſtem zu wirken. Dagegen wiſſen wir, daß Männer, die ſich eine Reihe von Jahren mit ihren abſtrakten Studien beſchäftigt hatten, ſo darein vertieft waren, daß ſie den höheren Würden, die man ihnen darbot, entweder, wie Thomas von Aquino, ganz entſagten, oder ſich ihnen doch, wie Albertus Magnus, bald wieder entzogen.

Indeſſen ging doch eben aus dem Kloſterleben ein Syſtem hervor, das ſich zwar nicht ſehr laut machte, aber doch dem Scholaſticismus einigermaßen im Stillen entgegen wirkte; und dieſes können wir im allgemeinen am beſten mit dem Nahmen des Myſticismus bezeichnen. Es gebührt zwar den Myſtikern ihre Stelle mehr unter den Theologen als unter den Philoſophen, da ſich die meiſten unter ihnen, beſonders die ſpäteren, vorzüglich zu rein geiſtlichen Dingen hinwandten, und von weltlichen Kenntniſſen wenig Gebrauch machten; aber als Gegenſatz gegen die Scholaſtiker, muſſ ihrer um ſo mehr gedacht werden, da doch zugleich auch ihre Anſichten die tiefſten und innerſten Gründe des Wiſſens, Glaubens und Lebens überhaupt ergriffen. Wollen wir das, was die Myſtiker gemeinſchaftlich auszeichnet, und alſo den Charakter des Myſticismus

ausmacht, kurz zuſammen faſſen, ſo beſteht es in Folgendem. Die Myſtiker ſuchten die höchſte Vollkommenheit des Menſchen in einer gänzlichen Hingebung an Gott; ſie entſagten daher den ſtolzen Ideen von den allgewaltigen Kräften des menſchlichen Verſtandes, und ſuchten deſto mehr ihr Gefühl zum Göttlichen und Ueberſinnlichen hinzuwenden; ſie wollten keineswegs, wie man ſie beſchuldigt hat, das vernünftige Nachdenken ganz unterdrücken, ſondern ſie wollten es nur, von unfruchtbaren und entbehrlichen Streitfragen, auf ſolche Gegenſtände hinlenken, welche zur Bekämpfung der Sinnlichkeit, zur Erweckung wahrer, gottgefälliger Tugenden und zur Beſſerung des Lebens dienten, welche ſie für die einzige wahre Weisheit erklärten; auch der Gelehrſamkeit waren die wahren Myſtiker nicht feind; wir finden unter ihnen Männer von großen und einflußreichen Kenntniſſen; aber ſie waren der Meinung, daß alle Kenntniß nur dann Werth habe, wenn der Menſch ſie zur wahren Veredlung ſeiner ſelbſt und ſeiner Nebenmenſchen gebrauche, und daß Tugend und Gottſeligkeit alle Kenntniß an Werth unendlich übertreffe, oder, mit den Worten des Apoſtels zu reden, Chriſtum lieb haben, beſſer ſei als alles Wiſſen. Als eigentliche Quelle wirklicher Religionskenntniß galt ihnen allein die Bibel, und von den Kirchenvätern ehrten ſie am meiſten die älteſten, die am reinſten aus der Bibel geſchöpft hatten. Freilich iſt dieſe Myſtik manchmal übertrieben worden, und der Myſticismus ſelbſt dadurch in üble Nachrede gekommen; es gab Myſtiker, welche glaubten, alle gelehrte Kenntniß ganz entbehren zu können, ja welche ſie wohl gar für ſündlich hielten; welche nicht der Vernunft, ſondern bloß ihrer, oft ungeregelten nnd ſchwärmeriſchen Einbildungskraft folgten, eine dunkle, geheimnißvolle Sprache annahmen, ſich in eine ſchwärmeriſche, un-

thätige Andacht verloren, ſich eine ſinnliche Vereinigung des Menſchen mit Gott ſchon in dieſer Welt einbildeten, eine dem Menſchen gar nicht mögliche Selbſtverleugnung und Vernichtung aller Seelenkräfte verlangten u. dgl. m.; aber mit ſolchen Uebertreibungen waren die ächten Myſtiker ſelbſt ſehr unzufrieden, und überdies muſſ man wiſſen, daß jene Verirrungen der Myſtiker oft von ihren Gegnern ſehr übertrieben und in einem falſchen Lichte dargeſtellt worden ſind. Die wahren Myſtiker waren zwar an Zahl zu gering, lebten zu ſehr von der Welt zurückgezogen und in ſich beſchränkt, als daß ſie den Scholaſtikern völlig das Gleichgewicht hätten halten können; aber ſie ſuchten auch ihren vorzüglichſten Wirkungskreis eben nicht unter den Gelehrten, die ſich in ihrem Gewebe von Spitzfindigkeiten gleichſam gegen ſie verſchanzt hatten, ſondern ſie wandten ſich vielmehr an die Ungelehrten, deren Geiſt, noch nicht von Vorurtheilen eingenommen und von geiſtlichem Stolz verblendet, einer einfachen, frommen Belehrung noch zugänglich war. So wurden ſie wahrhaft gemeinnützig und ſorgten für die Belehrung des Volks, wenn auch nur in einem beſchränkten Kreiſe; und alles was von ſchlichter, praktiſcher Vernunft, ſo wie von Bibelkenntniſſ, wahrer Religioſität und thätigem Chriſtenthum bis auf die Reformation übrig blieb, iſt ihnen vornehmlich zu verdanken.

Man kann die Schule der Myſtiker bis auf Bernhard von Clairvaux zurückführen. Dieſer berühmte Mann, den man wegen ſeiner tiefen Kenntniſſ der Bibel und der alten Kirchenlehrer, den letzten unter den Kirchenvätern nannte, war aus einer adligen Familie zu Fontaine bei Dijon im Jahre 1091 geboren, ſtudirte zu Chatillon an der Seine, und trat 1113 in den Ciſtercienſer-Orden, worauf er 1115 Abt des Kloſters Clairvaux wurde. Hier ſuchte

er ſeine Untergebenen durch Lehre und Beiſpiel zu geiſtlichen Tugenden und Wiſſenſchaften zu gewöhnen. Der zu ſeiner Zeit vorzüglich in Aufnahme kommenden ſcholaſtiſchen Philoſophie ſuchte er ſich aus allen Kräften zu widerſetzen; aber er ging in ſeinem Eifer für glaubige Hingebung zu weit, indem er alles Nachdenken des Verſtandes über religiöſe Gegenſtände verabſcheute, und ſich dadurch hinreißen ließ, Männern, welche ſich auf freie Unterſuchungen und Abweichungen von der kirchlichen Meinung einließen, wie Abälard und Arnold von Breſcia, ſchwere Verfolgungen zu bereiten. Er ſelbſt aber machte ſich, vornehmlich durch ſeine großen Rednergaben, ſo berühmt, daß man ihn bei wichtigen Staats- und Kirchen-Angelegenheiten zu Rathe zog, und daß er auf den Kirchenverſammlungen jener Zeit als eine Hauptperſon erſcheint. Bekannt iſt, daß er einen Kreuzzug vorzüglich betrieb, und durch ſeine unermüdlichen Ermahnungen wirklich zu Stande brachte, der jedoch einen unglücklichen Ausgang nahm, wodurch nicht nur Bernhard ſelbſt innig betrübt, ſondern auch die Achtung gegen ihn ſehr vermindert wurde. Er ſtarb im Jahre 1153, und wurde ſchon 21 Jahre nach ſeinem Tode unter die Heiligen verſetzt. — Wegen ſeiner geiſtreichen und angenehmen Schreibart nannte man ihn Doctor mellifluus. Seine Schriften, unter denen, außer den Briefen und Predigten, vorzüglich fünf Bücher von der Selbſtbetrachtung (de consideratione sui) merkwürdig ſind und für ſein Hauptwerk gehalten werden, ſind (mit Ausnahme derer, worinn er die ſcholaſtiſche Philoſophie, nahmentlich den Abälard bekämpft, und in denen er nicht gerade ſeine ſtarke Seite zeigt) größtentheils moraliſchen und aſcetiſchen Innhalts; ſie wurden von allen nachfolgenden Myſtikern, ſowohl ihres anziehenden Vortrags,

als der darinn gebrauchten bibliſchen Ausdrücke und der in ihnen herrſchenden Geſinnung wegen, außerordentlich geſchätzt, und gewannen hierdurch eine große, tief verbreitete Wirkung.

Unter den Teutſchen ſind, im Zeitalter Bernhards und zunächſt nach demſelben, wenn auch nicht als entſchiedene Myſtiker, doch wenigſtens als Vorläufer und nahe Geiſtesverwandte derſelben, vorzüglich folgende drei Männer zu erwähnen.

Honorius, wahrſcheinlich ein Mönch und Vorſteher der Schule zu Augt bei Baſel (nicht, wie man ehedem irrig glaubte, zu Autun in Bourgogne), daher Augustodunensis genannt, lebte um das Jahr 1125, und iſt übrigens in Anſehung ſeiner Lebensumſtände ziemlich unbekannt. Er hat eine beträchtliche Anzahl theologiſcher und philoſophiſcher Bücher geſchrieben, in denen er eine große Gelehrſamkeit in allen damals gangbaren Theilen des menſchlichen Wiſſens, und eine ausgebreitete Beleſenheit an den Tag legt; doch iſt er nicht bloß Compilator, ſondern zeigt ſich ſelbſt denkend, und zwar mit Gründlichkeit, Deutlichkeit und Ordnung; auch ſein Ausdruck iſt fließend und faſſlich. Von den Scholaſtikern unterſchied er ſich vornehmlich durch ſeine Vorliebe für das Bibelſtudium, wie denn unter ſeinen zahlreichen Werken die exegetiſchen (vornehmlich über die Pſalmen und die ſalomoniſchen Schriften) keinen geringen Rang einnehmen. Auch ſeine Philoſophie iſt darinn ganz myſtiſch, daß ſie mehr nach Erweckung des Herzens, als nach bloßer Beſchäftigung des Verſtandes ſtrebt, und die Wiſſenſchaften nur als Weg zu höherer Vervollkommnung betrachtet. Er bedient ſich dabei, ſelbſt in rein belehrenden Schriften, häufig der myſtiſchen Allegorien. Eine

der merkwürdigſten unter ſeinen Schriften iſt die von der Verweiſung und dem Vaterlande der Seele (de animae exilio et patria). Nach der Allegorie, deren er ſich darinn bedient, iſt die Seele des Menſchen aus ihrem Vaterlande, dem Lande der Weisheit, in das Land der Unwiſſenheit verwieſen, und muſſ auf einer Reiſe durch zehn Städte, unter welchen eben ſo viele freie Künſte gemeint ſind, nach jenem zurückkehren. Dieſes Buch iſt als eine Art von Encyklopädie zu betrachten, indem es uns mit dem Umfange der Kenntniſſe in jenem Zeitalter, den Quellen, woraus ſie geſchöpft, und der Abſicht, in welcher ſie erlernt wurden, ziemlich genau bekannt macht. Es führt daher auch den Titel de artibus. — Eben ſo verſteht er in dem Geſpräche, betitelt die Himmelsleiter (Scala coeli), unter der Leiter, welche zur himmliſchen Seligkeit führt, die Liebe, ihre Stufen aber ſind Wiſſenſchaft und Weisheit. — Andere merkwürdige Schriften des Honorius ſind: de philosophia mundi libri IV.; Cognitio vitae de Deo et vita aeterna; Imago mundi (eine kurze, ſehr oft durch Abſchriften vervielfältigte, auch im Druck erſchienene, Weltbeſchreibung); u. a. m. —

Hugo von S. Victor war in Niederſachſen, aus dem Geſchlechte der Grafen von Blankenburg, im Jahre 1097 geboren. Sein Vater war Graf Conrad I. und ſeines Vaters Bruder der Biſchof Reinhard zu Halberſtadt. Auf des Letztern Veranſtaltung wurde er ſeit 1112 in dem Kloſter Hadmersleben, welches derſelbe geſtiftet hatte, erzogen, und zeichnete ſich ſchon früh durch Liebe zu den Wiſſenſchaften aus. Nach drei Jahren verließ er das Kloſter Hadmersleben, und begab ſich (1115) in das Kloſter der regulirten Chorherren Auguſtiner-Ordens zu S. Victor zu Paris, in welchem ſeines Großvaters Bru-

der, Hugo der Aeltere, lebte, unter welchem der Biſchof Reinhard gleichfalls daſelbſt ſtudirt hatte. Hier brachte er es bald ſo weit, daß er an der Schule dieſes Kloſters lehren konnte, welche ihm in der Folge einen großen Theil ihres Ruhmes verdankte. Er nahm nie eine höhere geiſtliche Würde an, und ſtarb im Jahre 1140. — Seine Schriften ſind ſehr zahlreich, doch ſind ihm ſpäterhin manche, die andern Verfaſſern zukommen, fälſchlich beigelegt worden. In ſeiner Philoſophie und Theologie war er, wie Bernhard von Clairvaux, ein Gegner der damals in Aufnahme kommenden Scholaſtik, und ſuchte dagegen die bibliſche Theologie aufrecht zu erhalten. Zu dieſem Ende ſchrieb er mehrere exegetiſche Schriften, worinn er jedoch, zu Folge der myſtiſchen Tendenz, die auch in ſeinen philoſophiſchen Anſichten vorherrſcht, die, nachher durch Nicolaus von Lyra noch weiter ausgebildete und durchgeführte Anſicht, daß in den bibliſchen Büchern, neben dem wörtlichen und hiſtoriſchen Sinne, noch ein beſonderer myſtiſcher oder allegoriſcher obwalte, (den man oft mit dem moraliſchen verwechſelte), auf die Bahn bringen half. Uebrigens war in der Theologie, ſo wie in der Philoſophie, Auguſtinus ſein vornehmſter und beinahe einziger Führer, deſſen Lehren er ſich ſo zu eigen gemacht hatte, daß man ihn ſelbſt den andern Auguſtinus nannte; dem er ſich aber auch gänzlich, beinahe mit Verzichtleiſtung auf alles eigne Urtheil, hingab. Die meiſten ſeiner Schriften gehören übrigens in das Gebiet der aſcetiſchen Theologie. — Sein Didascalon (auch didascalicon libri VII.) iſt merkwürdig als eine Encyclopädie der damals gangbaren Wiſſenſchaften, aus welchem wir zugleich den Umfang ſeiner eignen Kenntniſſe erkennen. Auch die kleine Abhandlung über die rechte Art des Lernens und Nach-

denkens (de modo discendi et meditandi) iſt, als eine kurze und einfache Methodologie, obgleich ihre Anwendung zunächſt nur auf geiſtliche, beſonders aſcetiſche Gegenſtände gemacht wird, zu erwähnen. *)

Alanus, zum Unterſchiede von andern Perſonen dieſes Namens, Alanus ab Insulis, Alanus Magnus oder Altissiodorensis genannt, war um das Jahr 1114 zu Ryſſel (Lille, Insulae) in den Niederlanden geboren. Er trat 1128 zu Clairvaux in den Ciſtercienſer-Orden, wo er noch den Unterricht des heiligen Bernhard genoſſ; ſpäterhin kam er nach Paris, wo er die Doctorwürde erhielt, und auch zum Rector der Univerſität erwählt wurde. Seine Gelehrſamkeit war ſo ausgebreitet und vielſeitig, daß er für ein Wunder ſeiner Zeiten galt, und deshalb den Beinahmen Doctor universalis erhielt. Seine Zeitgenoſſen verehrten ihn ſo, daß man zu ſagen pflegte: Sufficiat vobis vidisse Alanum! — Im Jahr 1140 wurde er Abt zu la Rivour, Ciſtercienſer-Ordens, und 1151 Biſchof zu Auxerre (Altissiodora), legte aber 1167 dieſe Würde freiwillig nieder, und ging in das Kloſter nach Clairvaux zurück, wohnte von dort aus noch 1189 der dritten lateraniſchen Kirchenverſammlung bei, und ſtarb 1202 oder 1203 zu Clairvaux in einem hohen Alter. Daß er aber ſein Alter noch höher, ſelbſt über 100 Jahre gebracht, und noch 1215 einer lateraniſchen Kirchenverſammlung beigewohnt haben ſoll, iſt ungegründet. Eben ſo iſt das Daſein eines jüngern Alanus, welches man aus einer Grabſchrift vom Jahre 1294 (deren Aechtheit aber verdächtig gemacht wird) hat ſchließen wollen, und mit wel-

*) Die letzte Abhandlung ſteht in Martene et Durandi Thesaurus anecdotorum Tom. V. pag. 883. sq.

chem man ſogar den wahren Alanus verwechſelt hat, ganz zu bezweifeln. — Seine Schriften ſind ſehr zahlreich, theils in Proſa, theils in Verſen, alle zwar in einem höchſt barbariſchen Style, doch mit Gelehrſamkeit und Beſonnenheit geſchrieben, und größtentheils theologiſchen und moraliſchen Innhalts. In ſeiner Philoſophie iſt er keineswegs als ein Scholaſtiker zu betrachten, ob er gleich, wie ſie, Theologie und Philoſophie mit einander verſchmolz; er gehört vielmehr unter die ſpekulativen Myſtiker, die alle Philoſophie nur auf Theologie, dieſe aber nur auf aſcetiſche Religionsübung und beſchauliches Leben berechneten, jedoch ihre Speculationen mit einer ausgebreiteten hiſtoriſchen Gelehrſamkeit zu verbinden ſuchten, und die Nothwendigkeit eines gründlichen wiſſenſchaftlichen Forſchens zur höheren Geiſtesbildung vorausſetzten, wobei er doch in eigentlich wiſſenſchaftlichen Schriften mehr als Sammler erſcheint, als daß er ein wirkliches philoſophiſches Syſtem aufgeſtellt hätte. Die wichtigſten ſeiner Schriften ſind: 1) De arte sive articulis catholicae fidei libri V. ein kurzer ſyſtematiſcher Abriſſ der natürlichen und kirchlichen Theologie, worinn er ſich nur auf die Hauptlehren beſchränkt, und für dieſe eine ſtreng mathematiſche Demonſtration verſucht. Durch den in der Vorrede dieſes Werkes ausgeſprochenen Grundſatz, daß das Anſehen der Kirche zur Ueberzeugung der Irrglaubigen nicht hinreiche, und daß man ſich daher menſchlicher, wahrſcheinlicher, aus der Philoſophie hergenommener Gründe dazu bedienen müſſe, und durch die mit dieſem Grundſatz übereinſtimmende Begründung ſeiner Theologie auf allgemeine philoſophiſche Vorderſätze, nähert er ſich einigermaßen den Scholaſtikern. Dieſes Werk ſteht in B. Pez Thesaur. nov. anecdot. T. I. P. II. — 2) Opus quadripartitum de fide ca-

tholica, contra Waldenses, Albigenses, Judaeos et Paganos seu Mohamedanos. Dieſes Werk wurde von ihm, nach der lateraniſchen Kirchenverſammlung, auf Befehl Papſt Alexanders III. geſchrieben. — 3) Anti-Claudianus, sive de officio viri in omnibus virtutibus perfecti libri IX. Eine Encyklopädie, nach dem damaligen Zuſtande der gangbaren Wiſſenſchaften, in Verſen; das bedeutendſte und gelungenſte unter den Werken des Alanus, auch unter allen am meiſten geleſen. Der Titel Anti-Claudianus, der ſich aus dem Innhalte ſchwer erklären läſſt, rührt nach Caſpar Barths Erklärung (ad Statii Thebaid. II. 714.) daher, daß Alanus in dem Gedichte die göttliche Vorſehung vertheidigt, welche Claudian, im Eingange der Bücher in Rufinum, in Zweifel zu ziehen ſcheint. Es findet ſich auch unter dem Titel Cyclopaedia Anticlaudiani. Ausgaben: Basil. 1536. 8. — Venet. 1582. 12. — Antverp. 1611. 8. — Paris. 1612. 8. — Antverp. 1621. 8. u. a. m. — 4) Doctrinale minus, auch Doctrinale altum, Liber parabolarum, oder Compilatio proverbiorum; eine Sammlung moraliſcher Vorſchriften, in ſechs Abſchnitten, ebenfalls in Verſen. Ausgaben: Daventr. 1492. 4. — Lips. 1499. fol. — Colon. 1500. 4. — Lugd. 1501. 4. — Colon. 1502. 8. — Ibid. 1507. 8. — Lips. 1516. 4. — Colon. 1520. 4. — c. not. Aud. Senftlebii. Vratislav. 1663. 8. — u. a. m. Auch in Leyseri hist. poët. med. aeri, pag. 1064 sq. Auch ins Franzöſiſche überſetzt. — 5) De planctu naturae; neun Abſchnitte in Verſen, und eben ſo viele, mit jenen abwechſelnd, in Proſa, nach dem Beiſpiele des Boethius; ein moraliſch-allegoriſches Werk, gegen das Laſter der Unzucht, beſonders die unnatürlichen Ausübungen derſelben. Ausg.:

Lips. per Arnoldum Coloniensem 1494. 4. u. a. m. Der berühmte Leo Allatius wollte, nach ſeiner eignen Aeußerung (Apes urbanae pag. 179.), einen Commentar über dieſes Werk herausgeben, der aber nicht erſchienen iſt. — Andere Schriften des Alanus ſind noch: Commentarius in cantica canticorum, ad laudem virginis Deiparae. Paris. 1541. 8. — Liber dictorum memorabilium s. sententiarum. Paris. 1507. 8. — Liber de naturis quorundam animalium; als das zweite Buch zu Hugonis de S. Victore bestiarium; in Hugonis Opp. T. II. Rothomag. 1648. fol. wobei man aber an keine eigentliche Naturgeſchichte der Thiere denken darf; denn es ſind, wie in andern ähnlichen Werken, größtentheils Fabeln und myſtiſche Gleichniſſe. — Rhytmi de incarnatione Christi; de caduca natura hominis; contra amorem Veneris. — Vita S. Bernardi; in deſſen Werken. — Summa de arte praedicandi. — Predigten u. a. m. — Die meiſten Werke des Alanus ſind geſammelt in: Alani Magni de Insulis Opera moralia, paraenetica et polemica, quae reperiri potuerunt; op. et stud. Caroli de Visch. Antverp. 1654. fol. — Von dem Opus quadripartitum etc. ſind hierinn nur die zwei erſten Bücher befindlich; die beiden letzten (contra Judaeos et Mahometanos) finden ſich in Car. de Visch Bibliotheca Scriptorum ordinis Cisterciensis (Colon. 1656. 4.) pag. 411. sq. —

Man kann dieſe Männer, welche von myſtiſchen Grundſätzen geleitet, ſich doch einem ſpekulativen Studium und einer ſyſtematiſchen Bearbeitung der Wiſſenſchaften widmeten, und das wiſſenſchaftliche Leben nach ihren Principien zu geſtalten ſuchten, mit dem Nahmen der gelehrten Myſtiker bezeichnen, um ſie dadurch von den

nachfolgenden populären Myſtikern, welche ſich, wenn auch der Gelehrſamkeit ſelbſt nicht fremd, doch in Hinſicht ihrer Thätigkeit von der beſtimmteren Richtung auf die gelehrte Welt abwandten, und mehr die Belehrung des Volks zu befördern ſuchten, zu unterſcheiden.

An der Spitze dieſer populären und wahrhaft gemeinnützigen Myſtiker ſteht in Teutſchland Johann Tauler. Dieſer in mehr als einer Hinſicht merkwürdige und beſonders um die teutſche Literatur verdiente Mann war gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wahrſcheinlich zu Straßburg, geboren. Schon in jungen Jahren trat er in den Dominikaner-Orden, und da den Dominikaner-Mönchen ihr Ordensſtatut das Predigen vorzüglich zum Geſetz machte, ſo trat auch er, zuerſt in Cöln, dann an verſchiedenen andern Orten Teutſchlands, vorzüglich zu Straßburg, als Prediger auf. Es iſt ausgezeichnet, daß er, als Mitglied eines Ordens, in welchem die Scholaſtik vorzüglich gepflegt wurde, und welcher darinn ſeinen vorzüglichſten Stolz ſuchte, ſich doch nicht in den Schlingen derſelben fangen ließ, ſondern ſein Gemüth vielmehr der ſtillen, ruhigen Betrachtung der einfachen, ewigen Heilswahrheiten zuwandte, und dieſe in ihrer einzig lautern Quelle, der Bibel, unmittelbar aufſuchte. So wie er ſelbſt die reichſte und reinſte Nahrung ſeines Geiſtes hier fand, ſo theilte er ſie auch ſeinen Zuhörern mit, und zwar in ſeiner vaterländiſchen, lange aus den Kirchen verdrängten Sprache, frei von den Spitzfindigkeiten der Schulen, rein in der Abſicht, das Gemüth zu Gott zu erheben, nach dem göttlichen Vorbilde zu veredeln, und zu einem wahrhaft gottſeligen Wandel zu weihen. Daß er hierinn das Bedürfniſſ ſeiner Zeit richtig erkannte, bewies der zahlreiche Kreis von Zuhörern, den er jederzeit

um ſich verſammelte, die hohe Achtung, die er ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen erwarb, und der Nahme des hochgelehrten, in Gnaden erleuchteten Doctors, womit ihn dieſe beehrten. Daß er, bei ſeinen Abweichungen von dem gewohnten Herkommen, viele Feinde und Verfolgungen fand, iſt leicht zu erwarten, aber er ertrug ſie mit Standhaftigkeit und ächt chriſtlicher Geduld, und ſtarb zu Straßburg am 16. Junius 1361. — Unter ſeinen Schriften iſt die Sammlung ſeiner Predigten die vornehmſte; außerdem werden ihm noch andere, theils in teutſcher, theils in lateiniſcher Sprache, z. B. die teutſche Theologie; von der Nachfolgung des armen Lebens Chriſti; von der Vollkommenheit aller Tugenden; u. a. m. zugeſchrieben, von denen es aber zum Theil ungewiſſ iſt, ob ſie wirklich von ihm ſelbſt, oder von Andern, die ſich ſeinen Geiſt aneigneten, und ſo als ſeine Schüler zu betrachten ſind, herrühren. — Tauler iſt nicht nur als der eigentliche Schöpfer der teutſchen geiſtlichen Beredſamkeit zu betrachten, ſondern er hat auch die teutſche Sprache dadurch auf eine, vor ihm kaum geahnte Höhe gehoben, daß er ſie mit eben ſo viel Kraft als Gewandheit zum Ausdruck überſinnlicher Vorſtellungen benutzte, und dadurch eben ſo verdienſtlich die Sprache ſelbſt veredelte, als den ſo dargeſtellten Begriffen einen leichteren und ſicherern Eingang in die Herzen ſeiner Zeitgenoſſen verſchaffte. Bei aller ſeiner Herrſchaft über die Sprache, verliert er ſich doch nie in Worten, ſondern iſt kurz im Ausdruck, und reich an Gedanken. Immer behauptet er, ſeinem erhabenen Gegenſtand angemeſſen, Ernſt und Würde, ohne ſich ins Gemeine, oder in die Spiele des Witzes zu verlieren, wodurch ſo viele ſeiner Nachfolger die Kraft ihrer Vorträge entweihten. Zugleich eiferte er mit Freimüthigkeit gegen die

Thorheiten und Laſter ſeiner Zeit, ohne ſelbſt des verdorbenen Zuſtandes der Kirche zu ſchonen. Da er ſich ſo wenig um den in den Schulen vorherrſchenden Lehrbegriff kümmerte, und nur ſeiner, auf die Bibel gegründeten, Ueberzeugung folgte, ſo iſt es kein Wunder, daß er in der Folge von den eifrigen Syſtematikern in der katholiſchen Kirche verketzert wurde, wie ihn denn z. B. der bekannte Johann Eck für einen Schwärmer erklärt, welcher der Ketzerei verdächtig ſei, und deſſen Schriften immer hätten verborgen bleiben ſollen. Dagegen fand er aber auch in der evangeliſchen Kirche, an Luther ſelbſt, ſo wie an Spalatin, Melanchthon, Michael Neander, Arndt, Spener und andern eben ſo frommen als einſichtsvollen Männern, aufrichtige Verehrer. —

Da Taulers Nachfolger nur im Stillen wirkten, ihre Wirkſamkeit mehr im Wort als in der Schrift ſuchten, dabei an Zahl gering waren, zum Theil ſich in die Verirrungen des falſchen Myſticismus verloren, zum Theil aber auch ihre vorhandenen Schriften abſichtlich von den Scholaſtikern und andern Anhängern des herrſchenden Syſtems unterdrückt wurden, ſo iſt keine vollſtändige Nachricht von ihnen zu erlangen. — Von einem der ausgezeichnetſten Myſtiker der folgenden Zeit, Thomas von Kempis, der zugleich bei der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften eine verdienſtliche Rolle ſpielt, ſprechen wir ſpäter. —

Nächſt der Philoſophie bildet den Hauptzweig der Literatur des Mittelalters, und in vielen Stücken den Gegenſatz zu jener, die Geſchichte. Freilich wuſſte man in dieſem Fache wenig von einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Behandlung, und war nicht einmal darüber einig, ob man

die Geſchichte wirklich in den Kreis der Wiſſenſchaften aufnehmen ſollte; daher auch, beſonders ſeit der größeren Aufnahme und allgemeineren Verbreitung des Scholaſticismus, von den Männern, die ſich zu dem eigentlichen gelehrten Stande rechneten, gar wenige es der Mühe werth fanden, ſich mit Geſchichtſchreibung zu befaſſen. Dennoch ſind die Geſchichtwerke aus jenen Jahrhunderten ungemein zahlreich; denn theils beſchäftigten ſich Männer, welche den Machthabern der Zeit nahe ſtanden, oder ſelbſt an den Weltbegebenheiten thätigen Antheil nahmen, in Stunden der Muße mit der Aufzeichnung der von ihnen erlebten und erfahrenen Ereigniſſe, theils machten ſich Mönche und andere, fern von dem Schauplatze der großen Weltbegebenheiten, in ſtiller Zurückgezogenheit lebende Menſchen ein Geſchäft daraus, die Erſcheinungen der Zeit, die ſie, ohne darinn unmittelbar zu wirken, an ſich vorüber gehen ſahen, durch Schriften dem Gedächtniſſ der Nachwelt zu bewahren. Daher finden wir unter den Geſchichtſchreibern, beſonders der frühern Jahrhunderte, Männer vom höchſten Range, neben einer großen Anzahl ſolcher, deren Perſönlichkeit ſo unbedeutend ſchien, daß ihre Nahmen ganz vergeſſen ſind; und ſpäterhin, da ſich der wiſſenſchaftliche Geiſt unter den Großen immer mehr verlor, wurde die Geſchichtſchreibung faſt ausſchließlich ein Eigenthum der Mönche, die ſie aber, durch keine ehrenvolle Nacheiferung mehr aufgemuntert, auch immer geiſtloſer und handwerksmäßiger betrieben, ſo daß auch der Nahme der Mönchs-Chroniken zu einem eben nicht rühmlichen Sprichworte geworden iſt; bis endlich der Fleiß thätiger und verſtändig beobachtender Bürger ſich auch dieſem Felde widmete, und durch Beſonnenheit und Gemüthlichkeit der Auffaſſung und des Vortrags der Begebenheiten unvermerkt den Weg zu einer edleren, prag-

matiſchen Geſchichtſchreibung bahnte. Ein großer und faſt allgemeiner Fehler der meiſten Chroniken des Mittelalters iſt der, daß ihre Verfaſſer ſich nicht damit begnügten, die Geſchichte ihrer, oder der ihnen zunächſt gelegenen Zeiten, von der ſie ſich genaue Kenntniſſ verſchaffen konnten, zu ſchreiben, ſondern ihre Werke von der Erſchaffung der Welt, oder wenigſtens von Chriſti Geburt anfingen, und dadurch auf der einen Seite ſich den Raum für die Geſchichte der ſpäteren Zeiten unnöthiger Weiſe beſchränkten, auf der andern Seite aber, weil ſie die ältere Geſchichte, theils aus Unbekanntſchaft mit den wahren und guten Quellen, theils aus Mangel an Kritik, meiſtens aus ſehr unvollkommenen und unlautern Quellen ſchöpften, dadurch große Verwirrung in die ältere Geſchichte brachten, und ſie mit vielen Fabeln verunſtalteten, deren Ausrottung nachmals äußerſt ſchwer hielt. Unter der großen Menge von Geſchichtſchreibern, oder vielmehr Chroniſten, deren Werke natürlich von ſehr ungleichem Werthe ſind, unter denen aber leicht das unbedeutendſte mehr wahren Werth auch für uns noch haben dürfte, als ſo manches große und künſtliche Syſtem des Scholaſticismus, — wollen wir uns hier nur mit einigen der ausgezeichnetſten und werthvollſten genauer bekannt machen.

Rhegino eröffnet nicht unwürdig die Reihe dieſer Geſchichtſchreiber. Er war anfangs Mönch im Kloſter Prüm, in der Diöces des Erzſtiftes Trier, wurde in der Folge zum Abt dieſes Kloſters erwählt, aber 899 wieder verſtoßen, wandte ſich hierauf nach Trier, wo ihm der Erzbiſchof Ratbod die Abtei zu S. Maximin verlieh, und ſtarb 915. Er hat als Schriftſteller ſein Gedächtniſſ durch zwei Werke erhalten. Das eine, welches uns hier vorzüglich angeht, iſt ein Chronicon, von Chriſti Geburt

bis auf das Jahr 907, welches nachher von einem Ungenannten bis 967 fortgeſetzt worden iſt. Ohne gerade zu den ausgezeichnetſten Werken dieſer Art zu gehören, iſt es doch nicht ohne beſondern Werth. Außer einigen, wenig bekannten, einzelnen Ausgaben, ſteht es u. a. in Piſtorii Scriptor. rer. German. edit. Struvii, Tom. I. gleich zu Anfange. — Das andere Werk des Rhegino iſt eine Sammlung von Statuten der Concilien und andern geiſtlichen und weltlichen Verordnungen, in zwei Büchern; Ausgaben: De disciplina ecclesiastica veterum praesertim Germanorum libri II. quorum alter clericos alter laicos informat; nunc primum ex vet. MS. ed. op. et stud. Joach. Hildebrandi. Helmst. 1659. 4. — Libri II. de ecclesiasticis disciplinis et religione christiana; Steph. Baluzius ad fid. vetustiss. cod. emendavit etc. Paris. 1671. 8. —

Witichind, oder Widikind, aus Niederſachſen gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Er empfing ſeine Bildung in den Klöſtern Corvey und Hirſchau, ward in dem erſtern nachher der Schule vorgeſetzt, wo er gelehrte Schüler zog, und ſtarb um das Jahr 1004. Er iſt der älteſte ſächſiſche Geſchichtſchreiber, und zugleich einer der beſten aus ſeiner Zeit. Seine ſächſiſche Chronik (Annales de rebus Saxonum, oder de rebus gestis Henrici et Ottonis I. Imperatorum libri III.) die er vom Jahre 900 bis auf das Jahr 980 herabführte, und der Aebtiſſinn Mechtild zu Quedlinburg zueignete, ſind nicht nur in einem lobenswerthen Zuſammenhange und Vortrage, ſondern auch mit guter Beurtheilung und Charakteriſtik geſchrieben. Ausgaben: Baſil. ap. Hervag. 1532. fol. — stud. et op. Reineri Reineccii. Francof. ad M. 1577. fol. — op. et stud. H. Meibo-

mii. Frcf. 1621. fol. und in der Meibomiſchen Sammlung teutſcher Geſchichtſchreiber, Tom. I. —

Ditmar, ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, war im Jahre 976 geboren, wurde Mönch im Kloſter Bergen bei Magdeburg, nachher Propſt zu Walbeck, und endlich 1008 Biſchof zu Merſeburg. Nachdem er dieſem Amte zehn Jahre rühmlich vorgeſtanden hatte, ſtarb er 1018. Er iſt einer der ausgezeichnetſten unter den älteren Geſchichtſchreibern, und ſeine Chronik von den Begebenheiten Heinrichs I. Otto's I. II. und III. und Heinrichs II., die er als Biſchof von Merſeburg verfertigte, (Chronicorum libri VIII. gewöhnlich, aber unrichtig, Chronicon Merseburgicum genannt) iſt ein wahrer Schatz für die Geſchichte jener Zeiten, dem an Vollſtändigkeit und Genauigkeit ſo leicht keine andere an die Seite geſetzt werden kann, und ohne welche ein großer Theil der damaligen Begebenheiten und Staatsverhältniſſe ganz unbekannt ſein würde. Sie iſt, nach einigen früheren unvollkommenen Ausgaben, am richtigſten in Leibnitzens Scriptor. rerum Brunsvicens. Tom. I. erſchienen. —

Hermann, wegen ſeines gebrechlichen Körpers gewöhnlich Hermannus Contractus genannt, war der Sohn Wolfrads, eines ſchwäbiſchen Grafen, wie man gewöhnlich angibt, von Veringen, und am 18. Junius 1013 geboren. Er wurde von früher Jugend an, zuerſt, wie es ſcheint, im Kloſter S. Galien, dann im Kloſter Reichenau unterrichtet, und trat hier ſelbſt in den Mönchsſtand; denn daß er ein Mönch im Kloſter S. Gallen geweſen, iſt ungegründet. Seine gelehrten Kenntniſſe waren für ſeine Zeit ſehr ausgebreitet, und erſtreckten ſich nicht

nur über die Philoſophie und Mathematik, ſondern auch über mehrere Sprachen, wie er denn arabiſch verſtanden haben ſoll, worinn er, nach Gerbert, im mittlern Europa der erſte war. Er ſtarb am 24. September 1054 und wurde auf ſeinem Gute Alshauſen begraben. Als Schriftſteller hat er ſich durch Werke verſchiedener Art bemerklich gemacht; allein ſeine mathematiſchen Schriften ſind unbedeutend und füglich zu übergehen, und von den geiſtlichen Hymnen, die er verfertigt haben ſoll, iſt nichts gewiſſes zu ſagen. Deſto bedeutender iſt ſeine Chronik, die er vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1054 herabgeführt hat (daher ſie auch den Titel führt: Chronicon de sex aetatibus mundi), und die zwar für die ältern Zeiten wenig brauchbares hat, und größtentheils aus Beda entlehnt iſt, aber da, wo er ſich ſeiner Zeit nähert, wahren Werth beſitzt. Sie kommt unter verſchiedenen Abweichungen vor, welche ſich wahrſcheinlich auf eigne Verbeſſerungen des Verfaſſers gründen. Nach verſchiedenen ältern Ausgaben (am beſten in Pistorii Scriptor. rer. German. ed. Struv. T. I. wo die drei verſchiedenen Ausgaben neben einander ſtehen), verdankt man die ſauberſte und brauchbarſte dem berühmten Abt Martin Gerbert, in: Germaniae sacrae prodromus, seu collectio monumentorum res alemannicas illustrantium; auch unter dem Titel: Chronicon Hermanni Contracti, una cum ejus vita et continuatione a Bertholdo ejus discipulo scripta, etc. notis et observat. illustr. P. Aemilianus Ussermann. Tom. I. S. Blas. 1790. 4. (Tom. II. enthält Nachträge dazu, und andere, nicht hieher gehörige Schriften des Bertholdus.) —

Adam, aus Meißen gebürtig, wurde zu Bremen Vorſteher der Schule und Canonicus, daher man ihn

gewöhnlich Adamus Bremensis nennt. Seine Kirchengeſchichte (Historia ecclesiastica), von Karl dem Großen bis auf Heinrich IV. oder bis auf das Jahr 1076 (welches er nicht lange überlebt haben kann), bezieht ſich vornehmlich auf das Erzſtift Hamburg und Bremen, und iſt, bei manchen Unrichtigkeiten in der Zeitrechnung, doch für die Geſchichte des nördlichen Teutſchlands wichtig. Ein beſonderer Anhang beſchäftigt ſich mit Dänemark. Die beſte Ausgabe iſt von Jo. Joach. Mader. Helmst. 1670. 4. und nach dieſer in Lindenbrogii Script. rer. septentrional. ed. Fabricii. Hamburg. 1706. fol. —

Lambertus, aus Aſchaffenburg, daher gewöhnlich Lambertus Schafnaburgensis, war Mönch im Kloſter Hersfeld, that im Jahre 1058 eine Reiſe nach dem heiligen Grabe, und ſchrieb nach ſeiner Zurückkunft eine Chronik, die von der Erſchaffung der Welt anfängt, und mit dem Jahre 1077 ſchließt. Bis auf das Jahr 1050 iſt dieſe Chronik ganz kurz, und hat nichts eignes; von da an aber iſt ſie nicht nur ausführlicher, ſondern auch mit Genauigkeit, Geſchmack und Einſichten geſchrieben, ſo daß ſie mit Recht für eins der beſſern Werke aus jener Zeit gelten kann. Philipp Melanchthon entdeckte ſie zuerſt in einem würtembergiſchen Kloſter, doch ohne den Nahmen des Verfaſſers, welcher erſt ſpäter bekannt wurde. Nachdem, durch ſeine Veranſtaltung, 1525 die erſte Ausgabe erſchienen war, folgten mehrere; doch ſteht das Werk am beſten in Pistorii Script. rer. German. ed. Struv. Tom. I. —

Sigebert, aus Brabant gebürtig, und um das Jahr 1030 geboren, trat noch ſehr jung als Mönch in das Kloſter Gemblours, und heißt daher bei den Schrift-

ſtellern gewöhnlich Sigebertus Gemblacensis. Sein Eintritt geſchah zu den Zeiten des Abtes Otbert, der im Jahre 1048 ſtarb. Frühzeitig zeichnete er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit ſo aus, daß der Abt Folkuin zu S. Vincenz in Metz, welcher vorher noch mit ihm zugleich im Kloſter zu Gemblours geweſen war, ihn an die Schule ſeines Kloſters nach Metz berief, welches um 1050 geſchehen zu ſein ſcheint. Er ſtand dieſer Schule viele Jahre ſehr rühmlich vor, und konnte es endlich nur mit Mühe erlangen, daß man ihm die Rückkehr in ſein voriges Kloſter geſtattete, wo er ſeine gelehrten Beſchäftigungen fortſetzte, und allgemein geachtet, in hohem Alter, am 5. Oktober 1112 ſtarb. Seine Kenntniſſe waren für ſeine Zeit ſehr ausgezeichnet, denn er ſchrieb nicht nur im Lateiniſchen bei weitem richtiger und geſchmackvoller als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern verſtand auch, was noch ſeltener war, griechiſch und hebräiſch. Unter ſeinen zahlreichen Schriften, welche größtentheils aus Lebensbeſchreibungen von Heiligen beſtehen, iſt hier vorzüglich ſein Chronicon zu merken, welches vom Jahre 381 bis auf das Jahr 1112 geht. In den ältern Zeiten hat er zwar viele fabelhafte Erzählungen aufgenommen und Fehler gegen die Zeitrechnung begangen; für die ſpätern Zeiten iſt er aber zuverläſſig, und durch die Aufbewahrung mancher Begebenheiten, die nur durch ihn noch bekannt ſind, wichtig. Die richtigſte Ausgabe: stud. Auberti Miraei. Antverp. 1608. 4. und hiernach in Pistorii Script. rer. German. ed. Struv. Tom. I. — Außerdem iſt noch ſein Buch von geiſtlichen Schriftſtellern (De scriptoribus ecclesiasticis), welches in Fabricii Biblioth. ecclesiast. (Hamburg. 1708. fol.) S. 93 u. f. ſteht, beſonders deshalb bemerkenswerth, weil er darinn von ſich ſelbſt und

ſeinen Schriften ausführlich ſpricht. Es ſcheint das letzte ſeiner Werke zu ſein, da er aller ſeiner bekannten, und mancher nicht mehr vorhandenen Schriften darinn erwähnt. —

Otto, der Sohn des Markgrafen Leopold IV. oder des Heiligen, von Oeſtreich, und ſeiner Gemahlinn Agnes, einer Tochter Kaiſer Heinrichs IV., wurde von ſeinem Vater frühzeitig zu den Wiſſenſchaften angehalten, ſtudirte in Paris, und war einer der erſten, welche die genauere Kenntniſſ der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie von dort nach Teutſchland übertrugen. Auf ſeiner Rückreiſe trat er zu Morimont in den Ciſtercienſer-Orden, wurde nach einiger Zeit Abt dieſes Kloſters, und 1137 Biſchof zu Freiſingen. Unter den Kaiſern Konrad III. und Friedrich I., mit denen er nahe verwandt war, nahm er an den Staatsangelegenheiten des teutſchen Reichs lebhaften Antheil, machte den Kreuzzug des erſtern mit, und verſöhnte den letztern mit dem Papſt Adrian. Im Begriff, den Kaiſer Friedrich auch im Jahr 1158 auf ſeinem Zuge nach Italien zu begleiten, ward er an der Grenze von Italien krank, kehrte nach Freiſingen zurück, und begab ſich von da in ſein Kloſter Morimont, wo er noch in demſelben Jahre ſtarb. Was ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte betrifft, ſo war er einer der größten Gelehrten ſeines Zeitalters, der ausgebreitete Kenntniſſe, ſo weit ſie ihm zu ſeiner Zeit zu Gebote ſtanden, mit Gewandtheit und Thätigkeit im höheren Geſchäftsleben vereinte. Insbeſondere beſaß er die vorzüglichſten Eigenſchaften zum Geſchichtſchreiber, und ſteht durch Weltkenntniſſ, großartige Anſichten, richtige Beurtheilung, Freimüthigkeit, Unpartheilichkeit, gründliche und gediegene Darſtellung, unter den teutſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters oben an.

Er hat zwei Werke von Bedeutung hinterlaſſen, nehmlich 1) ein Chronicon, vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1146, in acht Büchern. Bis auf das Jahr 1106 iſt dies Werk ein Auszug älterer Geſchichtſchreiber, der ſich aber vor der Menge ähnlicher Arbeiten aus jener Zeit ſehr vortheilhaft auszeichnet; von da an ſchreibt er theils nach dem Zeugniſſ glaubwürdiger Zeitgenoſſen, theils nach ſeiner eigenen Erfahrung, als Augenzeuge oder ſonſt unmittelbarer und naher Theilnehmer der wichtigſten Ereigniſſe, wobei ſeine Wahrheitsliebe, die er ſelbſt der nächſten Verwandtſchaft nicht opfert, die größte Achtung verdient. Das achte Buch gehört nicht zur Geſchichte, ſondern iſt ein entbehrlicher Anhang ſpeculativer Unterſuchungen im Geiſte des Scholaſticismus, über das Ende der Welt, den Antichriſt, die Auferſtehung der Toden, das jüngſte Gericht, die Hölle u. dgl. m., welche man dem Geſchmacke ſeiner Zeit zu gute halten muſſ. 2) Eine Geſchichte Kaiſer Friedrichs I. (de rebus gestis Friderici I. libri II.) bis auf das Jahr 1157; von Radevicus, einem Canonicus zu Freiſingen, nach Otto's Tode, in zwei Büchern fortgeſetzt. Es gilt von dieſem Werke alles, was von Otto als Geſchichtſchreiber überhaupt rühmliches geſagt worden iſt, und zur Geſchichte jener Zeit iſt es unentbehrlich. — Eine Geſchichte des öſtreichiſchen Hauſes wird ihm von einigen Schriftſtellern zugeſchrieben, iſt aber wahrſcheinlich verloren gegangen. Jene beiden Werke ſind von Cuſpinianus in einem Kloſter zu Wien gefunden und zuerſt herausgegeben worden: Ottonis Frisingensis Episc. Rerum ab origine mundi ad ipsius usque tempora gestarum libri VIII. Ejusd. de rebus gestis Friderici I. libri II. Radevici libri II. de ejusdem Friderici Imp. gestis. Argentor. ex aed. Matth. Schu-

rerii 1515. fol. — Außerdem ſtehen beide Werke des Otto auch in Urstisii German. historic. illustr. Tom. I. und die Geſchichte Friedrichs I. mit der Fortſetzung des Radevicus in Muratori Script. rer. Ital. Tom. VI. —

Helmoldus, ein Mann von unbekanntem Herkommen, war Pfarrer in dem Dorfe Beſow, bei Lübeck. Als der Biſchof Gerold von Lübeck in den Ländern an der Oſtſee umher zog, um die großentheils noch heidniſchen Slaven zu bekehren, begleitete er ihn auf dieſem Zuge, machte ſich dabei mit der Geſchichte dieſer Länder bekannt, und arbeitete, auf des Biſchofs Rath, eine Chronik derſelben aus, welche zwar den Titel Chronica Slavorum führt, aber auch viele andere Begebenheiten, beſonders des nördlichen Teutſchlands, enthält, und durch Aufbewahrung vieler Geſchichten, die ohnedies unbekannt ſein würden, wichtig iſt. Sie geht von Karl dem Großen bis auf das Jahr 1170, und iſt in zwei Bücher getheilt. In der Folge hat Arnold, ein Benedictiner und Abt zu S. Johann in Lübeck dieſe Geſchichte in 6 Büchern von 1171 bis 1209 fortgeſetzt. Beide Werke ſtehen, nach einigen früheren Ausgaben, am richtigſten in Leibnitii Scriptor. rer. Brunsvic. Tom. II. —

Conrad von Lichtenau, ein teutſcher Edelmann aus einer angeſehenen Familie, diente anfangs am kaiſerlichen Hofe in ritterlichen Geſchäften, trat aber nachher in den geiſtlichen Stand, und wurde vom Biſchof Diethelm zu Conſtanz im Jahre 1202 zum Prieſter geweiht. Einige Jahre nachher begab er ſich in den Prämonſtratenſer-Orden; es iſt aber unbekannt in welchem Kloſter er gelebt hat, bis er 1215 zum Abt des Kloſters Ursberg erwählt

wurde. Er machte ſich um dieſes Kloſter theils durch Aufführung neuer Gebäude, theils durch Errichtung einer guten Büchersammlung verdient, und ſtarb 1240. Als Schriftſteller hat er ſich dadurch verdient gemacht, daß er die Chronik eines unbekannten Verfaſſers, welche vom Anfange der Welt bis auf das Jahr 1126 geht, von da bis 1229 fortſetzte; denn daß er nicht Verfaſſer der ganzen Chronik ſein kann, geht daraus hervor, daß der Verfaſſer von Dingen, die hundert Jahre vor Conrads Lebzeiten geſchehen ſind, als Augenzeuge ſpricht. Conrad ſelbſt gibt indeſſen eine genaue Bekanntſchaft mit den Begebenheiten ſeiner Zeit zu erkennen. Da man im Anfange auch Conrads Nahmen nicht fand, ſo kam dieſe Chronik in den erſten Zeiten nach ihrer Entdeckung nur unter dem Titel Chronicon Abbatis Urspergensis oder Chronicon Urspergense vor. Die erſte Ausgabe (August. Vindel. 1515. fol.) iſt dem berühmten Conrad Peutinger zu verdanken. Spätere Ausgaben ſind: Argentor. 1537. fol. (mit einer Vorrede Philipp Melanchthons.) — Basil. 1569. fol. — Argentor. 1609. fol. (mit dem Rhegino und Lambertus.) —

Albert, ſeit 1232 Abt des Benedictiner-Kloſters zu Stade (daher Albertus Stadensis), ſuchte die verfallene Kirchenzucht ſeines Kloſters wieder herzuſtellen, und wirkte, auf einer Reiſe nach Rom, im Jahre 1236, eine päpſtliche Bulle aus, nach welcher daſſelbe in ein Ciſtercienſer-Kloſter verwandelt werden ſollte; da aber der Erzbiſchof von Bremen die Ausführung verzögerte, auch die Mönche ſich ſeiner beabſichtigten Reformation widerſetzten, ſo legte er ſeine Würde nieder, verließ das Kloſter und trat 1240 in den Franciscaner-Orden. Im Jahr 1260 war er noch am Leben, und es iſt eine, auf Nahmensähnlichkeit beru-

hende Verwechſelung, wenn man ihn mit dem General des Franciscaner-Ordens, Albert von Piſa, für eine Perſon hält. Man hat von ihm ein Chronicon von Erſchaffung der Welt bis auf das Jahr 1256, welches zwar an den allgemeinen Fehlern der Geſchichtſchreiber jener Zeit, Mangel an Kritik, Einmiſchung fabelhafter Erzählungen und Unordnung in der Zeitrechnung, leidet, doch in der Geſchichte ſeiner Zeit, wegen des Reichthums ſpecieller Angaben, und beſonders wegen der eingeflochtenen genealogiſchen Nachrichten, ſchätzbar. Nach der erſten, von Reinerus Reineccius beſorgten Ausgabe (Helmst. 1587. 4. u. nachgedr. Wittenb. 1608.), ſteht es in Schilteri Script. rer. German. P. II. —

Albert von Straßburg, ein Geiſtlicher in dieſer Stadt, wurde von dem dortigen Biſchof, unter der Regierung Kaiſer Ludwigs IV., als Geſandter an den Papſt geſchickt, lebte aber nach der Regierung dieſes Kaiſers noch lange Zeit, und ſchrieb eine Chronik, vom Jahre 1270, oder von den Zeiten K. Rudolfs von Habsburg, bis auf den Tod Karls IV. im Jahre 1378, welche ſich am vollſtändigſten in Urstisii German. histor. T. II. befindet. —

Peter Wiſſelbeck, aus Höxter, der Sohn eines dortigen Rathsherrn, war 1331 geboren, wurde zu Erfurt, wahrſcheinlich in einem Kloſter, unterrichtet, und trat im 17. Jahre ſeines Alters in den Benediktiner-Orden im Kloſter Eresburg, wo er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, und 1395 ſtarb. Er ſchrieb eine Chronik der Stadt Höxter (Chronicon Huxoriense), welche, neben vielen unnützen und fabelhaften Nachrichten, auch manchen wichtigen Beitrag zur Geſchichte Niederſach-

ſens und Weſtfalens enthält, in Anſehung des Vortrags und der Einrichtung aber als Muſter der alten Mönchs- und Stadtchroniken dienen kann. Sie ſteht in C. F. Paullini Syntagma rerum et antiquit. Germanicarum. Frcf. ad M. 1698. 4. —

Dietrich von Niem, aus Weſtfalen, ging, vielleicht der Studien wegen, nach Italien, und lebte dort 37 Jahre lang in Dienſten bei fünf Päpſten, von Gregor IX. bis Gregor XII. Er wurde zum Biſchof von Verden erwählt, konnte jedoch nicht zum Beſitz kommen, indem ſein Gegner, Otto, ein Prinz von Braunſchweig, ſich gegen ihn behauptete. Nachher wurde er Biſchof von Cambray, nahm aber auch von dieſem Biſthum nicht Beſitz, ſondern ſtarb auf dem Concilium zu Conſtanz, um 1417. In ſeinen Schriften erſcheint er als ein gelehrter, für ſein Zeitalter ziemlich aufgeklärter und freimüthiger Geiſtlicher, welcher die Mängel und Unregelmäßigkeiten des Papſtthums nicht verſchwieg. Sein Hauptwerk ſind die libri IV. de schismate, eine Geſchichte der Begebenheiten von 1378 bis 1410, worinn er hauptſächlich die damalige langwierige und ſchädliche Kirchenſpaltung, die Bemühungen der weltlichen Fürſten, ihr abzuhelfen, und die Ränke, womit die Päpſte dieſe Bemühungen zu vereiteln ſuchten, erzählt. Eine der vollſtändigſten Ausgaben iſt: Theoderici de Niem Historiae qua res suo tempore cum in imperio aliisque regnis sub Carolo IV. et subsequentibus duobus Imperatoribus, tum in ecclesia durante perniciosissimo schismate inter Urbanum VI. et Clementem eorumque successores gestae uberrime exponuntur libri IV. Basil. 1566. fol. Der Herausgeber iſt Simon Schardius. — Ob die Lebensbeſchreibungen der römiſchen Päpſte von Nicolaus IV. bis auf Urban

V., welche ein Ungenannter mit einer Fortſetzung bis 1418 verſehen hat, (in Eccardi Corp. histor. med. aevi Tom. I.) Dietrich von Riem zum Verfaſſer haben, iſt zweifelhaft. —

Jakob von Königshofen, aus einem alten adligen Geſchlechte, war zu Straßburg 1346 geboren, wurde Domherr daſelbſt, und ſtarb am Johannistage 1420. Sein Nahme iſt einer der bedeutendſten in der teutſchen Literatur, denn er iſt Verfaſſer einer allgemeinen Geſchichte oder Chronik, die er im Jahre 1382 zu ſchreiben anfing, und bis 1414 fortführte. Sie beginnt mit dem Anfange der Welt, beſchäftigt ſich aber in der Folge am meiſten mit der Geſchichte von Teutſchland und beſonders von Elſas und Straßburg, daher man ſie auch gewöhnlich die Straßburgiſche Chronik nennt. Außer dem Werthe, welchen dieſes Buch in hiſtoriſcher Hinſicht, durch fleißige Sammlung, ſorgfältige Auswahl und richtige Beurtheilung hat, iſt es auch merkwürdig als das erſte große Geſchichtwerk in teutſcher Sprache, wenigſtens in teutſcher Proſa, wenn wir den älteren Reimchroniken einen Platz unter den Geſchichtwerken anweiſen wollen. Es ſteht, ſowohl der Zeit als dem Werthe nach, an der Spitze der teutſchen Chroniken, begründet ſowohl durch ſeinen Umfang als durch ſeine Ausführung einen wichtigen Fortſchritt der teutſchen Sprachbildung, und iſt mithin für Geſchichte und Sprache gleich wichtig. Nach neuern Nachrichten iſt das bisher im Druck bekannte Werk (Die älteſte ſowohl allgemeine als inſonderheit Elſaſſiſche und Straßburgiſche Chronik ꝛc. herausg. v. J. Schilter. Straßb. 1698. 4.) nur ein, jedoch von dem Verfaſſer ſelbſt verfertigter, Auszug eines weit größeren Werkes, welches noch handſchriftlich zu Straßburg vorhanden iſt. —

Wir haben nun noch einen Blick auf die Kultur der alten Sprachen zu werfen, in ſo fern ſie ſich nehmlich nicht in eigentlich wiſſenſchaftlichen Werken (da bekanntlich im Mittelalter faſt alles lateiniſch geſchrieben wurde), ſondern in Werken der ſchönen Künſte zeigte. Gerade in dieſem Fache iſt die Literatur des Mittelalters äußerſt dürftig; denn da man ſich ſo wenig um gute Muſter bekümmerte, die Alten ſchlecht kannte, wenig las und noch weniger zu benutzen verſtand, ſo läſſt ſich leicht denken, daß Werke, deren Vorzug in der Schönheit der Schreibart liegen ſollte, in jenen Zeiten nicht vorzüglich gedeihen konnten. So wie daher in den meiſten wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Werken, wenn ſie auch ſonſt von Werth ſind, doch gerade nicht der lateiniſche Styl das iſt, was ſie empfiehlt, ſondern das Latein häufig gegen die Regeln des ächt klaſſiſchen Sprachgebrauchs verſtößt, und mit barbariſchen, zum Theil ſelbſt erfundenen Ausdrücken vermiſcht iſt, ſo findet man auch in den lateiniſchen Gedichten aus jener Zeit, die im Ganzen (freilich nur dann, wenn man Verſe mit Gedichten für gleichbedeutend nimmt) ſehr häufig ſind, ſelten eine Spur des alten klaſſiſchen Geiſtes und Geſchmackes. Drei Perſonen ſind jedoch wegen ihrer hieher gehörigen Werke beſonders zu bemerken.

Roswitha (Hroswitha) ſtammte aus einem angeſehenen ſächſiſchen Geſchlechte, und lebte in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, zur Zeit Kaiſer Otto's II. Ohne Grund hat man behaupten wollen, ihr urſprünglicher Nahme ſei Helena von Roſſow geweſen *); denn

---

*) Seidels Bilderſammlung in d. Mark Brandenburg wohlverdienter Männer ꝛc. (Berl. 1751. fol.) S. 1.

abgeſehen davon, daß die Gründe, mit welchen man ihre Familie in die nordſächſiſche Mark (die nachherige Altmark) verſetzen will, gar nicht hinreichen, und nichts beweiſen, waren auch dergleichen Geſchlechtsnahmen zu jener Zeit noch gar nicht gebräuchlich. Roswitha war Nonne im Kloſter Gandersheim, und ſcheint unter der vierten Aebtiſſinn dieſes Kloſters, welche auch Roswitha hieß, in das Kloſter gekommen zu ſein. Sie genoſſ dort eine, für jene Zeit, ziemlich gelehrte Bildung; unter andern war Gerberga, die Enkelinn Kaiſer Otto's I., (die von 959 bis 1002 Aebtiſſinn zu Gandersheim war) ihre Lehrerinn. Sonſt iſt von ihrer Lebensgeſchichte nichts weiter bekannt. Merkwürdig iſt ſie aber in der teutſchen Literaturgeſchichte als Schriftſtellerinn und Dichterinn, und als ein, für ihre Zeit und für viele folgende Jahrhunderte, einziges Beiſpiel geworden. Ihre Gedichte ſind ziemlich zahlreich, und wenn gleich mit den Fehlern ihres Zeitalters behaftet, doch zu den beſſern zu zählen, welche ſich aus dem Mittelalter erhalten haben, daher, auch abgeſehen davon, daß ſie von einem Frauenzimmer verfaſſt wurden, immer merkwürdig und beachtenswerth; wenn ſie gleich kein unbedingtes Lob verdienen. Der berühmte Dichter Conrad Celtes fand ſie, nachdem ſie lange vergeſſen worden waren, in einer Kloſter=Bibliothek wieder auf, und veranſtaltete davon die erſte Ausgabe: Opera Hrosvitae, illustris virginis et monialis Germanae gente Saxonica ortae, nuper a Conrado Celte inventa. Am Ende: Impressum Norimbergae — anno Christi 1501. fol. — Eine neuere Ausgabe, cur. et stud. H. L. Schurzfleischii. Wittenb. 1707. 4. — Die Werke der Roswitha verrathen eben ſo ſehr den Stand der Verfaſſerinn, als den Geſchmack ihrer Zeit. Es ſind 1) ſechs ſogenannte Co=

mödien, eigentlich dialogiſirte geiſtliche Geſchichten, die mit Recht weder Comödien genannt werden können, weil durchaus nichts komiſches darinn vorkömmt, und der Ausgang meiſtens tragiſch iſt, noch auch Dramen überhaupt, weil ſich weder Plan noch Ordnung darinn zeigt, wie es das Drama erfordert. Sie heißen: Gallicanus, Dulcicius, Callimachus, Abraham, Pafnucius, und Fides et Spes. Roswitha ſchrieb ſie nicht ſowohl (wie man gewöhnlich angibt) zur Nachahmung des Terenz, mit dem ſie gar nichts gemein haben, als vielmehr, um die Comödien des Terenz, welche damals häufig in den Schulen geleſen wurden, und doch, ihrer Meinung nach, den Sitten und der Religion höchſt gefährlich waren, dadurch zu verdrängen. In allen zeigt ſich die Liebe im Conflict mit der Religion, ſo daß die letzte den Sieg davon trägt. In den drei erſten erſcheinen chriſtliche Jungfrauen den Verfolgungen heidniſcher Liebhaber ausgeſetzt; die Chriſtinnen bleiben ſtandhaft und finden zum Theil den Märtyrertod; die Heiden werden entweder bekehrt, oder finden ihre Strafe. In den beiden folgenden werden Mädchen, die ſich einem lüderlichen Lebenswandel ergeben, durch Einſiedler, die ſich, in Liebhaber verkleidet, bei ihnen einfinden, bekehrt und zur Buße geleitet. Die letzte enthält das Märtyrerthum der drei Schweſtern Fides, Spes und Charitas, Töchter der Sapientia. Beiläufig kommen ſelbſt philoſophiſche Unterſuchungen darinn vor, wie im Anfange des Paphnucius, über die Vereinigung des Leibes und der Seele im Menſchen. Dieſe Comödien ſind nicht in Verſen geſchrieben. 2) Acht Gedichte, die Geſchichte von Heiligen enthaltend; eine (passio S. Gangolfi) in elegiſchen Verſen, die übrigen in Hexametern, und zwar größtentheils in gereimten, oder ſogenannten leoniniſchen Verſen. 3) Pane-

gyris Ottonum; ein Gedicht, ebenfalls in gereimten Hexametern, zum Lobe Kaiſer Otto's des Großen, welches die Geſchichte der Regierung deſſelben bis auf das Jahr 967 enthält, und auf Verlangen Otto's II. und der Aebtiſſinn Gerberga geſchrieben worden iſt. Wegen ſeiner Brauchbarkeit für die Geſchichte, iſt dieſes Werk auch in einige Sammlungen teutſcher Geſchichtſchreiber, nehmlich Reuberi Script. rer. German. ed. Johannis, und Meibomii Script. rer. German. Tom. I. aufgenommen. — Außerdem hat ſich noch ein hiſtoriſches Gedicht der Roswitha gefunden, welches in den oben erwähnten Ausgaben ihrer Werke nicht enthalten iſt, nehmlich: de primordiis et fundatoribus coenobii Gandersheimensis; in Leibnitii Script. rer. Brunsvicens. Tom. II. und in Harenbergii Histor. Gandersheim. diplom. pag. 468 sq. — Epigramme und andere Schriften, welche der Roswitha noch zugeſchrieben werden, ſind verloren gegangen. —

Philipp Gualther war aus Ryſſel gebürtig, wird aber gewöhnlich von Chatillon (de Castellione) benannt, und war Propſt der Domkirche zu Dornick. Seine Lebenszeit iſt nicht genau zu beſtimmen; daß ſie aber gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt, iſt daraus zu erſehen, daß er ſein ſogleich anzuführendes Werk dem Erzbiſchof von Rheims, Guillermus, zugeeignet hat, welcher dieſe Würde bis zum Jahre 1201 bekleidete. Dieſes Werk iſt nehmlich ein Heldengedicht, unter dem Titel Alexandreis, von den Thaten Alexanders des Großen, in zehn Büchern und ziemlich guten lateiniſchen Hexametern. In Anſehung der Sachen folgt er dem Curtius ſo genau, daß er häufig deſſen Worte beibehalten hat und deshalb ſogar zur Verbeſſerung des Textes dieſes Schriftſtellers hat

gebraucht werden können. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ſtand dieſes Gedicht ſo in Anſehen, daß man es in den Schulen las, und den alten Dichtern vorzog; nach der Zeit aber iſt es faſt etwas zu ſehr in Vergeſſenheit gerathen. Unter den Ausgaben iſt zu bemerken: Alexandreis sive gesta Alexandri Magni libris X. comprehensa, auctore Gualtero de Castellione; in lucem ed. op. Athan. Gugger. In monast. S. Galli 1659. 12.

Der unter dem Nahmen Günther bekannte Dichter, ein Zeitgenoſſe des Vorigen, und der Ausgezeichnetſte unter allen teutſchen Dichtern, welche vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in lateiniſcher Sprache gedichtet haben, iſt in Anſehung ſeiner Lebensumſtände ſo unbekannt, daß man ſogar ſein Daſein ganz bezweifelt, und ſein noch vorhandenes Gedicht für ein untergeſchobenes, in einem ſpätern Jahrhundert verfertigtes Werk erklärt hat, *) wogegen aber ſehr bedeutende innere Gründe ſtreiten. Selbſt der Nahme Günther, den ihm die Ausgaben ſeines Werkes beilegen, beruht wahrſcheinlich auf einen bloßen Mißverſtand, und eben ſo wenig begründet iſt die Vermuthung, daß er mit einem Ciſtercienſer-Mönche, Nahmens Günther, dem Verfaſſer einer Geſchichte der Eroberung von Konſtantinopel im Jahre 1204 (in Canisii lection. antiq. T. IV.) eine Perſon ſei. So viel gehet jedoch aus ziemlich deutlichen Spuren ſeines Werkes hervor, daß er ein Teutſcher, und zwar ein Geiſtlicher, aber kein Mönch geweſen iſt, ſondern wahrſcheinlich eine Stelle am königlichen Hofe bekleidet, und entweder noch zu den Zeiten Kaiſer

*) Senkenberg, conjecturae de Gunthero Ligurini scriptore supposititio; in Parerg. Goetting. T. I. lib. 3. pag. 149.

Friedrichs I. oder doch ſehr bald hernach gelebt hat. Das Werk, um deswillen ihm hier eine ehrenvolle Stelle gebührt, iſt ein hiſtoriſches Gedicht unter dem Titel: Ligurinus, sive de rebus gestis Friderici I. Imperatoris libri X. worinn die Thaten Friedrichs I., beſonders in Italien, beſchrieben werden. Der Verfaſſer hat dabei die Bücher ähnlichen Innhalts von Otto von Freiſingen und ſeinem Fortſetzer Radevicus ſo benutzt, daß ſein Werk faſt nur eine poetiſche Umſchreibung derſelben darſtellt; doch weicht er auch manchmal von ihnen ab, und beweiſt alsdann, daß er entweder ſelbſt Augenzeuge der Begebenheiten war, oder doch aus unmittelbaren Augenzeugen ſchöpfte. Daß er nicht vor dem Jahre 1186 geſchrieben, ſieht man daraus, weil er der in dieſes Jahr fallenden Vermählung Heinrichs VI. gedenkt. Das Werk iſt nicht bloß, wegen ſeiner hiſtoriſchen Treue, für die Geſchichte ſehr brauchbar, ſondern enthält auch merkliche Spuren von wahrer Poeſie und höherer Begeiſterung. Der Nahme Ligurinus, welcher dem Buche gilt, hat im Anfange Gelegenheit zu dem Irrthume gegeben, den Verfaſſer entweder Ligurinus zu nennen, oder für einen Italiener (Liguriner) zu halten. Das Gedicht wurde, nachdem es lange verborgen und unbekannt geweſen war, von Conrad Celtes im Kloſter Eberach in Franken aufgefunden, und von Marquard von Stein, Propſt zu Bamberg, Matthäus Marſchalk, Bernhard und Conrad Schenken von Adelmannsfelden, Conrad Peutinger und Georg Herbart auf gemeinſchaftliche Koſten herausgegeben. Dieſe erſte Ausgabe führt den Titel; Ligurini de gestis Imp. Caes. Friderici I. Augusti libri X. carmine heroico conscripti, nuper a Conrado Celte reperti. Am Ende: Guntheri Ligurini poëtae clarissimi de gestis

Imp. Friderici I. libri feliciter editi et impressi per M. Erhardum Oeglin civem Augustensem anno MDVII. mens. April. — fol. Am Schluſſe wird noch erwähnt, daß Conrad Celtes zu Wien, Hieronymus Baldung zu Freiburg, Heinrich Bebel zu Tübingen, Jakob Locher zu Ingolſtadt und Hermann Buſch zu Leipzig bereits Vorleſungen über dieſes Gedicht gehalten. — Dieſe erſte Ausgabe iſt die Quelle aller folgenden, da ſich das von Conrad Celtes gefundene Manuſcript, was, nach der Angabe der Herausgeber, ſchon ſehr ſchadhaft geweſen ſein ſoll, nach der Hand wieder verloren hat, und kein anderes bekannt geworden iſt. Außer einigen andern Ausgaben, befindet ſich das Gedicht, mit den Anmerkungen der frühern Herausgeber, in Reuberi veter. Script. German. ed. Joannis, pag. 427. sq. Die neuſte und beſte Ausgabe iſt: Guntheri Poëtae Ligurinus sive de rebus gestis Impratoris Caes. Friderici I. Aug. cognom. Aënobarbi libri X. post Jac. Spigelii, Pet. Pithoei, Cunr. Rittershusii et G. C. Joannis repetitas curas ad ſidem edit. princ. Augustanae denuo recensuit etc. D. C. G. Dümge. Vol. I. Heidelb. 1812. 8. —

Mehr und erfreulicheres als von der Kultur der alten Sprachen läſſt ſich allerdings von der Kultur der vaterländiſchen Sprache aus jenen Zeiten berichten, wenn wir nur unter dieſer Kultur weder eine eigentlich gelehrte Behandlung, noch eine feinere Politur, ſondern bloß eine geiſtvolle Verwendung zu Werken der ſchönen Kunſt und zu andern Schriftwerken verſchiedener Art verſtehen. Den Gelehrten verdankt die Bildung der teutſchen Sprache vor der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften äußerſt wenig. Ihre Bildung ging rein aus der Mitte des

Volkes hervor; die Dichtkunſt aber war ihre fruchtbarſte und glänzendſte Seite, und in ihr ſpiegelt ſich am deutlichſten die vielfache gegenſeitige Einwirkung der Geſchichte des Volks auf die Bildung ſeiner Sprache, Kunſt und Weisheit.

Der Krieg, der in Teutſchland faſt unabläſſig waltete und durch den kampfluſtigen Charakter der Nation immer aufs neue angefacht wurde, hatte, bei der noch unſichern, unausgebildeten Verfaſſung und dem Mangel allgemein geltender, feſter Geſetze, eine Menge von Eigenmächtigkeiten und Empörungen unter den großen und kleinen Herren in Teutſchland verurſacht, und wiewohl die kräftigern Kaiſer ſich alle Mühe gaben, dieſen Geiſt der Unruhe zu unterdrücken, das königliche Anſehen zu erheben und eine feſte Ordnung zu begründen, ſo gelang es ihnen doch mit der größten Anſtrengung nie ganz, den Freiheitsſinn zu beſchränken, der ſo tief in dem teutſchen National-Charakter lag, und durch die unvermeidlich fortwährenden innern und äußern Kriege ſtets neue Nahrung erhielt. Bei jeder Gelegenheit brach die Neigung zur Ungebundenheit unter den teutſchen Großen wieder hervor, und immer deutlicher zeigten ſie, daß ſie den König nur achteten als den Erſten unter ſeines Gleichen. Welche traurige Händel hieraus entſtanden, und wie häufig um dieſer Urſache willen Teutſchlands Fluren mit Blut gedüngt wurden, das bedarf hier nicht erſt des Beweiſes. Doch bildete ſich aus dieſer Ungebundenheit und Kampfluſt der teutſchen Edeln jener eigenthümliche Geiſt des Ritterthums, in dem ſich das Rauhe mit dem Schönen auf eine ſo ſeltene Weiſe paarte. Durch die Kreuzzüge, die an ſich nicht eigentlich Urſache, ſondern ſchon Wirkung des Rittergeiſtes waren, erhielt dieſer ſeine ſtärkſte Nahrung und ſeinen wahrhaft romantiſchen Cha-

rakter. Im Ritter erkannte man einen freien Mann, der, ſein eigner Fürſt, alles auf ſich und ſein Schwerd baute, der durch Kühnheit des Muthes und Stärke des Armes alles vermochte, und dem das Unglück wohl das Leben, aber nicht ſein höchſtes Gut, die Ehre, rauben konnte. Das Chriſtenthum hatte die alten, unter den Teutſchen eingewurzelten Begriffe von Freiheit und Tapferkeit dahin veredelt, daß man es nun für des Ritters höchſten Schmuck erkannte, zum Schutze der Unſchuld, zur Rettung der Unterdrückten, und zur Ehre des Glaubens zu fechten; und die alte, tief in den teutſchen Charakter eingepflanzte Achtung gegen das weibliche Geſchlecht, fügte hierzu noch den Schutz und die Vertheidigung edler Frauen, und überhaupt die ganze, dem Ritterthume ſo weſentliche Minne, die ihm ſo viele Zartheit und Anmuth verleiht, und es, bei aller Verwandtſchaft mit dem Heroismus in den früheren Zeitaltern der Griechen und anderer Völker des Alterthums, doch ganz auffallend von jeder ähnlichen Erſcheinung in der Geſchichte unterſcheidet. Aus dieſer Geſtalt des Ritterthums entſprang nun auch die Ritterpoeſie, dieſe in der Geſchichte ebenfalls ohne Beiſpiel daſtehende Erſcheinung, die immer denſelben Grundcharakter behält, mag ſie die Thaten der Helden und Könige des teutſchen Volkes und ſeiner Stammes- und Sinnes-Verwandten preiſen, oder die Dichterwerke des Alterthums nachbilden, deſſen Helden aus dem trojaniſchen Kriege und andern Ereigniſſen doch bei ihr auch nur im Geiſte des neueren Ritterthums auftreten; mag ſie mit Lobgeſängen ſich zu Gott und den Heiligen erheben, oder die Leiden und Freuden der Minne beſingen, oder die Umwandelung der Zeiten beklagen, oder mit dem Stachel des Spottes ihre Feinde verfolgen. Nicht mehr in den Zwingern der Klöſter blieb jezt die Blüthe der

Dichtkunſt verſchloſſen; die Ritter achteten es für gleich groß, im Liede wie im Schwerdeskampfe zu ſiegen, ja ſelbſt Fürſten ergriffen begeiſtert die vaterländiſche Harfe; aus den Palläſten der Könige und aus den Burgen der Edlen gingen Sänger hervor, ihr Volk zu verherrlichen und zu ergötzen. Aus den heitern Gefilden Italiens und des ſüdlichen Frankreichs wurde, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, die liebliche Blume der Poeſie nach Teutſchland verpflanzt, und blühte hier zuerſt an den Geſtaden des Rheins und Neckars, in dem Lande, dem das herrſchende Kaiſerhaus entſproſſen; aber bald verbreitete ſie ſich über ganz Teutſchland und baute ſich ihren Thron am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, auf der erhabenen Wartburg. Heinrich von Veldegg, Wolfram von Eſchenbach, Heinrich von Ofterdingen, Hartmann von der Aue, Walther von der Vogelweide, Wirnt von Gravenberg, Ulrich von Lichtenſtein, und viele andere ſangen ihre unſterblichen Lieder, und in fröhlichem Wetteifer erhob ſich eine rüſtige Schaar ritterlicher Sänger, in deren Reihen ſelbſt Kaiſer Heinrich VI. einzutreten nicht verſchmähte. Das Beiſpiel der Ritter weckte die Nacheiferung der Gelehrten; Meiſter Gottfried von Straßburg und Meiſter Conrad von Würzburg legten reiche Gaben auf den Altar der vaterländiſchen Dichtkunſt; und Manche, die nicht ſtark genug waren, ſich bis zum Dichten zu erheben, machten ſich doch das Vergnügen, zu reimen, und brachten, in gereimten Chroniken, die Geſchichten der Welt, oder in gereimten Legenden, die Sagen von den Heiligen in Verſe. — Doch in den blutigen Verwirrungen, welche ſeit dem traurigen Ende des glänzenden ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes in Teutſchland herrſchten, fand die Blüthe des

teutſchen Adels ihren Untergang, und der ritterliche Geſang in den Sälen der Fürſten und Herren verſtummte. Jezt wurden die Städte die Zufluchtsorte desjenigen, was der teutſchen Nation von geiſtiger Bildung, außer der Kloſter-welt, noch übrig blieb. Schon früher hatte in den Städ-ten ein eigenthümliches Leben, gegründet auf Gewerbfleiß und geſellige Ordnung, begonnen; ſie hatten ſich zu dieſem Behuf eigne Geſetze gegeben, und ihre Geſetzbücher, oder Willküren, ſind, außer ihrem Werthe für bürgerliche Ver-faſſung, auch dadurch wichtig geworden, daß ſie zur neuen Ausbildung teutſcher Proſa (nächſt den allgemeineren Rechts-büchern, dem Sachſen- und Schwaben-Spiegel) den erſten Grund legten. Durch Handel und Gewerbe gelangten die Städte zu Reichthum und Wohlſtand, die ſie fähig mach-ten, ſich in vielen Dingen dem Adel, ja ſelbſt den Fürſten gleich zu ſtellen, Kriegsheere auszurüſten, und nicht bloß gegen Angriffe ſich zu vertheidigen, ſondern ſelbſt Erobe-rungen zu machen und in Krieg und Frieden gewichtvolle, entſcheidende Worte zu ſprechen. Die Hanſa, dieſer gro-ße, vornehmlich zur Sicherung des Handels geſchloſſene Städte-Bund, bewies am deutlichſten, wie weit die Macht der Städte ſchon gediehen war, und legte zugleich einen feſteren Grund zu ihrem noch höheren Erblühen; ja, ſie trug weſentlich dazu bei, chriſtlichen Glauben und edlere Sitten bis in die fernſten Gegenden von Europa zu ver-breiten. In den Städten ſelbſt wurden die Künſte gepflegt. Nicht nur die Baukunſt übte ſich an Rathhäuſern und an-dern ſtattlichen Gebäuden; auch die Dichtkunſt, nachdem in den Palläſten und Burgen der Geſang verſtummt war, flüchtete ſich in die Häuſer der einfachen, aber nachdenken-den, gefühlvollen und lebensfrohen Bürger. Zum Theil nahmen ſich noch Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung

des Geſanges an; aber die Zeit, welche jene Gedichte voll höheren Schwunges und zarter Empfindung geſchaffen hatte, war vorüber; einfache, aber gemüthliche Lehren der Tugend, des Rechts und der Klugheit, zum Theil in Fabeln und Erzählungen eingekleidet, wie Hugo von Trymberg und Boner ſie gaben, traten an ihre Stelle. Sobald aber der Geſang auch in die Werkſtätten der Handwerker eingezogen war, muſſte ſich hier die Kunſt in ein ganz eigenthümliches Gewand ſchmiegen. Denn wie man damals auf äußere Formen den größten Werth legte, und das größte Heil in äußerlichen Verbindungen ſuchte, und wie die mechaniſchen Künſte und Handwerke an die Regeln der Innungen und Zünfte gebunden waren, ſo ward auch die Kunſt des Geſanges zunftmäßig geübt; und die ehrſamen Bürger, welche ſich fähig fühlten, in dieſer Kunſt etwas zu leiſten, traten in die zunftmäßig geordnete Geſellſchaft der Meiſterſänger zuſammen. Unter ihren Händen wurde nun freilich der Poeſie ein trocknes Regel- und Formenwerk aufgedrungen, bei welchem ſie ſich zu keiner höheren Stufe erheben konnte; ſie wurde nicht ſelten von Leuten geübt, denen es an wahrem Beruf und Geſchick dazu gänzlich fehlte, und es kam dadurch eine Menge verunglückter Poeſien zum Vorſchein, die den Geſchmack nur verdarben; aber es iſt dabei doch nicht zu vergeſſen, daß die Meiſterſänger, bei der Oeffentlichkeit, mit der ſie ihr Werk trieben, durch den Innhalt ihrer Lieder, der meiſtens aus bibliſchen Geſchichten oder aus dem Reiche der Sitten und dem geſelligen Leben genommen war, und durch die Freimüthigkeit, mit welcher ſie, in Spott und Ernſt, Laſter und Thorheiten beſtraften, zur Bildung guter Sitten im Bürgerſtande nicht wenig beitrugen; daß ſie zugleich den Sinn für Dichtkunſt erhielten und allgemein verbreite-

ten, und dadurch wenigſtens die Grundlage für eine künftige neue Schöpfung erhielten.

Weit langſamer und beſchränkter waren die Fortſchritte der teutſchen Proſa. Nach den alten hieher gehörigen Schriften eines Notker und Willeram, und einigen kleineren aufbewahrten Bruchſtücken, finden wir eine große Lücke; denn die Gelehrten bedienten ſich nicht der Mutterſprache in ihren Schriften, und auch die öffentlichen Verhandlungen wurden, da die Schreiber durchgängig geiſtlichen Standes waren, faſt ohne Ausnahme lateiniſch abgefaſſt. Erſt gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts findet man geringe Spuren teutſcher Urkunden *), aber dieſe verſchwinden wieder, bis gegen das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, von wo ſie ſich allmählich vermehren, und dann ſeit dem zweiten Jahrzehent des vierzehnten Jahrhunderts immer zahlreicher und allgemeiner erſcheinen. Die Städte machten den Anfang, ſich bei öffentlichen Verhandlungen ihrer Mutterſprache zu bedienen; ihnen folgten die weltlichen Fürſten und Herren, und viel ſpäter erſt die geiſtlichen (in ſo fern dieſe nicht bei der Ausſtellung ihrer Urkunden mit den Städten oder ihren Bürgern zuſammentrafen). In den Urkunden zeigt ſich die teutſche Sprache im Ganzen noch ſehr rauh und ungelenk; nur die am Kaiſerlichen Hofe

*) Die älteſte bekannte teutſche Urkunde (eine Eidesformel für die Judenſchaft zu Erfurt) habe ich im Königlichen Archive zu Erfurt entdeckt, und in einer jezt erloſchenen Zeitſchrift (Allgem. thüringiſche Vaterlandskunde 1822, 24. Stück) zuerſt bekannt gemacht. Das Original befindet ſich nunmehr im Königlichen Geheimen Staats- und Kabinets-Archive zu Berlin.

ausgefertigten machen eine rühmliche Ausnahme. — Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber öffnete ſich eine reichere und reinere Quelle für den Gebrauch teutſcher Proſa, in den Geſetzbüchern. Seitdem Ecko von Repkau den Anfang machte, die ſächſiſchen Landrechte in dem bekannten Sachſenſpiegel zuſammen zu tragen, und nach gleichem Plane in Oberteutſchland der Schwabenſpiegel geſammelt wurde; ſeitdem um dieſelbe Zeit ſich die ſtädtiſchen Verfaſſungen immer mehr ausbildeten, und die Städte es nöthig fanden, ihre Rechte, Satzungen und Ordnungen durch die Schrift zu bewahren, vermehrten ſich die ſchriftlichen Geſetzbücher in ſo großer Zahl, daß binnen einem Jahrhundert faſt jede nur einigermaßen bedeutende Stadt ihr eignes geſchriebenes Stadtrecht aufzuweiſen hatte. — Seitdem ſich die Schreibkunſt immer mehr unter den Perſonen weltlichen Standes verbreitete, wurden auch immer mehr Briefe in teutſcher Sprache gewechſelt, deren ſich viele noch aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erhalten haben. — Eigentliche Schriftſteller-Werke wurden vorzüglich durch die myſtiſchen Theologen ins Leben gerufen; es iſt inſonderheit von Taulers Verdienſten in dieſer Hinſicht ſchon oben die Rede geweſen, und ſeinen Predigten und moraliſch-aſcetiſchen Schriften folgten in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im funfzehnten Jahrhundert nicht wenig andere nach, von denen ein großer Theil noch ungedruckt in den Bibliotheken zerſtreut liegt. — Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts vermehrte ſich die teutſche Literatur noch um einen ſehr ergiebigen Zweig, die Chroniken, deren Reihe der bereits rühmlich erwähnte Jakob von Königshofen eröffnet. Dies war ein Feld, auf dem auch Ungelehrte Beſchäftigung fanden, und

in der Regel die Mönche, die noch mit ihnen nach gleichem Ziele ſtrebten, weit übertrafen. Die Reiſeluſt, die ſich während des funfzehnten Jahrhunderts in allgemeinerem Umfange regte, gab ebenfalls einer beſondern Gattung von Schriftſteller-Werken, den Reiſebeſchreibungen, ihren Urſprung. — Dann fing man an, ſich an Ueberſetzungen zu machen; und ſowohl die Bibel, als andere alte und neue lateiniſche Bücher (denn auch die Bibel kannte man nur in der lateiniſchen Ueberſetzung) wurden in der Mutterſprache bearbeitet; aber freilich ſehr fehlerhaft, weil der fremden Sprache, aus welcher man überſetzen wollte, nur Wenige mehr als ganz oberflächlich kundig waren, und brauchbare Hilfsmittel ganz fehlten. — So hatte ſich zwar bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ſchon ein ziemlich bedeutender Vorrath teutſcher Schriftwerke gebildet; allein es fehlte dabei nicht nur an der Berückſichtigung der weſentlichſten Forderungen eines guten Geſchmacks, ſondern die Bemühungen der Schriftſteller in teutſcher Sprache ſtanden auch vereinzelt und wurden zu wenig verbreitet, um für die wahre Kultur und Aufnahme der Mutterſprache ſo, wie es ſonſt wohl möglich und nützlich geweſen wär, in größerem Umfange zu wirken. *)

Allgemeine Anſtalten zur Beförderung der Wiſſenſchaften lagen in Teutſchland lange Zeit ganz außer dem

*) Ich habe dieſen Gegenſtand nur kurz abgefaſſt, und bin dabei nicht ins Einzelne eingegangen, weil die ſpecielle Geſchichte der teutſchen Literatur ſchon in mehrern andern Werken vorgetragen iſt, und das, was ich etwa neues und ausführlicheres darüber ſagen könnte, beſſer für den Gegenſtand eines beſonderen Werkes aufgeſpart wird.

Geſichtskreiſe des Zeitalters, und die einzigen, welche einigermaßen dieſe Stelle vertreten konnten, die Klöſter und andere Schulen der Geiſtlichen für Geiſtliche, verfehlten immer mehr ihren Zweck, und ſanken immer tiefer in Verfall. Endlich wurden in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Anſtalten, welche Frankreich und Italien ſchon lange kannten, auch in Teutſchland nachgebildet, und ihr Emporkommen verſprach der wiſſenſchaftlichen Bildung einen neuen Umſchwung.

Während nehmlich die Wiſſenſchaften in den Klöſtern entſchliefen, oder aus ihnen ganz entwichen, bildeten ſich an andern Orten freie Vereine von Menſchen, welche durch kein Gelübde gebunden, von keiner äußeren Nothwendigkeit veranlaſſt, aus reinem inneren Triebe, die Wiſſenſchaften lehrten und lernten. Daß wenigſtens die alten berühmten Hochſchulen zu Salerno, Paris, Bologna, und vermuthlich noch andere, beſonders in Italien, urſprünglich als freie Vereine von Lehrenden und Lernenden, ohne Zuthun eines Fürſten oder einer andern Obrigkeit, entſtanden, iſt mit Beſtimmtheit zu erweiſen. Es war aber natürlich, daß die Fürſten und Obrigkeiten früher oder ſpäter den Werth dieſer gelehrten Vereine erkannten, ſie an gewiſſen Orten zu beveſtigen ſuchten, auch abſichtlich neue gründeten, und ſie mit den größten Rechten und Freiheiten ausſtatteten; mit Freiheiten, welche zum Theil, nach unſern heutigen Begriffen, ſich mit den Hoheitsrechten des Staates und ſeiner Oberhäupter, ja mit der Einheit und Vollkommenheit einer allgemein wohlgeordneten Staatsverfaſſung und mit dem wahren Zweck einer Lehranſtalt, kaum vertragen. In jenen Zeiten, wo der Werth der Wiſſenſchaften noch ſo wenig allgemein anerkannt war, wo

Fürſten und Gewaltige ſo wenig unmittelbar für ſie, auch bei dem beſten Willen, thun konnten, und wo die, größtentheils ſelbſt noch ſehr ſchwankenden und mangelhaften, Einrichtungen der Staaten ihnen ſo wenig Schutz zu gewähren vermochten, war es indeſſen eben ſo vortheilhaft als nothwendig, Lehranſtalten, welche zu langer und feſter Dauer beſtimmt waren, durch eine freie, unabhängige Stellung, durch äußere Würde, und durch ein gewiſſes Anſehen von Heiligkeit, zu erheben und zu ſichern. Die Auszeichnung, welche der Lehrer und die Lehranſtalt genoſſ, muſſte dem Uneingeweihten imponiren, und die Achtung, welche man anfangs nur dem Manne zollte, muſſte bald auf ſein Geſchäft, auf die Wiſſenſchaft übergehen, und ſo wirkten die Univerſitäten zur Vermehrung und Beveſtigung des äußern Anſehens der Wiſſenſchaften. Aber der Zunftgeiſt, welcher durch das ganze Mittelalter in allen Ständen vorherrſcht, ward auch auf die Univerſitäten übergetragen, durch die Vorrechte und die abgeſonderte Stellung derſelben genährt, und von allen ihren Mitgliedern, auch wenn ſie aus der unmittelbaren Verbindung herausgetreten waren, lebenslang beibehalten; und ſo bildete ſich ein eigner Gelehrten-Stand, abgeſondert von dem geiſtlichen und Bürger-Stande. Denn obgleich die Geiſtlichen, als ſolche, von dem gelehrten Stande nicht ausgeſchloſſen waren, ſo gab ihnen doch ihre geiſtliche Würde dabei durchaus keinen Vorzug, wenn ſie ſich nicht auch zugleich eine akademiſche Würde erwarben. Dieſer Bildung eines beſondern, mit hohen Vorrechten ausgeſtatteten Gelehrten-Standes, und insbeſondere dem Einfluſſe der Univerſitäten, iſt es zuzuſchreiben, daß die Wiſſenſchaften, bei dem immer mehr einreißenden Verderben der Geiſtlichkeit, noch aufbewahrt wurden, und daß die Geiſtlichen ſelbſt, zu einem

heilſamen Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwiſſenheit und Verwilderung verſanken.

Italien, das Land, in welchem die Liebe zu den Wiſſenſchaften nie ganz erloſchen war, hatte ſchon eine bedeutende Anzahl Hochſchulen aufzuweiſen; auch Frankreich, Spanien, Portugall und England waren damit ausgeſtattet; Teutſchland aber ſah noch keine in ſeinem Schoße erblühen. Wem es hier um Einſammlung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe zu thun war, der muſſte die weite und koſtbare Reiſe nach Italien oder nach Frankreich unternehmen; und da dies nur wenige vermochten, ſo blieb Teutſchland an wiſſenſchaftlicher Bildung eben ſo weit hinter jenen Ländern zurück, als es an politiſcher Macht und Bedeutung ſich damals noch über ſie erhob.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde nun auch in Teutſchland der Anfang gemacht, dieſem Bedürfniſſ abzuhelfen. Kaiſer Karl IV., ein Fürſt, der bei allem Schwankenden, Zweideutigen, ſelbſt Tadelhaften, was in ſeinem Charakter liegt, doch unverkennbar wohlthätig auf ſein Zeitalter einwirkte, gründete, noch ehe er allgemein als Oberhaupt des teutſchen Reichs anerkannt war, in Prag, der Hauptſtadt ſeines Erbkönigreichs Böhmen, (1348) die erſte Univerſität, und ſah noch während ſeiner Regierung (1365) neben jener eine zweite, zu Wien, durch die Veranſtaltung des Herzogs von Oeſtreich, entſtehen; ja, es war durch das einmal gegebene Beiſpiel ein ſolcher Eifer in Teutſchland erwacht, daß noch während des vierzehnten Jahrhunderts, bald nach Karls IV. Abgange, innerhalb weniger Jahre, noch drei Univerſitäten, nehmlich 1386 die zu Heidelberg, 1388 die zu

Cöln, und 1392 die zu Erfurt eröffnet wurden. Von dieſer Gründung der erſten teutſchen Univerſitäten muſſ man billig den Anfang der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften in Teutſchland herſchreiben.

Bei der Einrichtung der Univerſitäten zu Prag und Wien lag ganz die Form der italieniſchen Univerſitäten, bei Heidelberg die der Univerſität Paris zum Grunde; die älteſte Verfaſſung der Univerſität Cöln iſt mir nicht bekannt; Erfurt aber erſcheint in einem, von jenen ganz verſchiedenen, rein teutſchen Charakter. Da von Erfurt aus, im vierzehnten und zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, ſo weſentlich für die Verbreitung des wiſſenſchaftlichen Lebens in Teutſchland gewirkt wurde, und Erfurt daher in der Folge mehrmals genannt werden muſſ, ſo wird es nicht unzweckmäßig ſein, von der Entſtehung und dem frühſten Zuſtande dieſer nun ganz untergegangenen Hochſchule, hier einiges einzuflechten.

Erfurt behauptete damals unter den Städten Teutſchlands einen vorzüglichen Rang. Das politiſche Verhältniſſ dieſer Stadt war ſehr ſchwankend und ſtreitig. Der Erzbiſchof von Mainz, deſſen geiſtlicher Jurisdiction Erfurt nebſt dem größten Theile Thüringens unbeſtritten untergeben war, beſaß in und um Erfurt anſehnliche Güter, und übte in der Stadt mancherlei weltliche Fürſtenrechte aus; die eigentliche Landeshoheit ward ihm aber von dem Rathe der Stadt nicht zugeſtanden. Die Stadt ſelbſt hatte ſich, theils durch Kauf, theils durch Eroberung, anſehnliche Beſitzungen zugeeignet, worunter die Herrſchaft Kapellendorf, die unmittelbar vom Kaiſer und Reiche zu Lehen ging; ſie hatte von den teutſchen Kaiſern und Königen, nahmentlich noch von Karl IV., ſtattliche Privilegien erhalten,

war mehrmals zu Reichstagen gefordert worden, hatte ſich durch ausgebreiteten Handel anſehnliche Reichthümer erworben, und in Krieg und Frieden ſich ſo hervorgethan, daß Fürſten und Herren ſich um ihr Bündniſſ bewarben. Dieſe Vorzüge, ſo wie die günſtige Lage der Stadt und das eben ſo angenehme als wohlfeile Leben in derſelben, hatten ohne Zweifel viele Gelehrte bewogen, ſich dort niederzulaſſen und an die Errichtung einer vollſtändigen Gelehrten-Innung zu denken. Bei der damaligen Seltenheit der Univerſitäten in Teutſchland und im ganzen nordöſtlichen Europa, muſſte auch der Rath zu Erfurt einem ſolchem Vorhaben, durch Begünſtigung und Unterſtützung, gern die Hand bieten; denn nicht ohne Grund glaubte man dieſer Stadt keine höhere Zierde aneignen zu können, als wenn man ſie zum Sitz einer ſolchen Hochſchule machte. Die Erlaubniſſ zur Gründung derſelben konnte damals nirgends anders, als bei dem Papſte geſucht werden; denn man betrachtete die Wiſſenſchaften als ein, keiner weltlichen Herrſchaft angehöriges, geiſtiges Gemeingut; das Geiſtige aber wuſſte man von dem Geiſtlichen noch immer nicht mit Genauigkeit zu ſondern; und wenn gleich die Geiſtlichkeit ſich nicht mehr im ausſchließlichen Beſitze der wiſſenſchaftlichen Schätze befand, ſo behauptete ſich doch der Papſt, als das geiſtliche Oberhaupt der Chriſtenheit, noch immer bei dem Rechte der oberſten Aufſicht, und eben ſo glaubte man auch das, was durch den Ausſpruch der allgemein gefürchteten geiſtlichen Macht beſtätigt war, vollkommner geſichert.

In jener Zeit war der päpſtliche Stuhl viele Jahre lang von Rom nach Avignon verlegt geweſen, und erſt Gregor XI. war im Jahre 1377 nach Rom zurückgekehrt. Als dieſer nun ſchon im folgenden Jahre ſtarb,

wählte ein großer Theil der Kardinäle Urban VI. zu ſeinem Nachfolger; allein die Kardinäle aus der franzöſiſchen Nation widerſprachen dieſer Wahl, welche ſie für übereilt und ungeſetzmäßig erklärten; ſie begaben ſich von Rom nach Fondi, und wählten hier, unter dem Schutze der Königinn Johanna von Neapel, den Kardinal Robert von Geneve zum Papſte, der nun den Nahmen Clemens VII. annahm und ſogleich ſeinen Sitz wieder nach Avignon verlegte. Hier fanden ihn die Abgeordneten der Stadt Erfurt, und erhielten von ihm die erſte Zuſicherung der erbetenen Privilegien zur Gründung einer Univerſität.

Das Schreiben, welches der Papſt in dieſer Angelegenheit an den Rath zu Erfurt erließ, iſt *) vom 1. Oktober, pontif. ann. I. alſo 1378, datirt, und dabei iſt es allerdings merkwürdig, daß Clemens VII., deſſen Wahl erſt am 20. September 1378 vollzogen war, ſchon am 1. Oktober eine ſo wichtige Urkunde ausfertigen ließ. Bei der Langſamkeit, mit welcher ſonſt, bekanntermaßen, die päpſtliche Kanzlei zu Werke ging, läſſt ſich um ſo mehr auf einen Irrthum in der Zeitangabe ſchließen, als die eigentliche Stiftungs-Urkunde faſt ein Jahr ſpäter erſchienen iſt. Allein, geſetzt auch, daß es mit dem angegebenen Datum ſeine Richtigkeit hätte (worüber, bei dem Mangel des Originals, nicht zu entſcheiden iſt), ſo würden doch die beſondern Umſtände jener Zeit einigermaßen die Sache erklärlich machen. Die Erfurter hatten ohne Zweifel ſchon bei dem vorigen Papſt um jene Privilegien angehalten, und durch ſeinen Tod war das Geſchäft ins Stocken ge-

*) Nach Jo. Rehefeldii Trophaeum Hermetico-Hippocraticum etc. Erfurt. 1634. 4. pag. 190. sq. — Das Original dieſes Schreibens iſt nicht mehr vorhanden.

rathen. Unter den Kardinälen, die ſich zur Wahl Clemens VII. vereinigt hatten, mochten die Erfurter beſondere Freunde haben; in jedem Falle aber war es rathſam, ſich, bei einer ſtreitigen Papſtwahl, der Anhänglichkeit einer ſo angeſehenen und faſt in der Mitte von Teutſchland gelegenen Stadt durch eine bedeutende Gefälligkeit zu verſichern. Clemens VII. war alſo von ſeinen eignen Anhängern, entweder vor, oder doch unmittelbar nach ſeiner Wahl, angetrieben worden, das Geſuch der Erfurter möglichſt zu fördern, ehe dieſe vielleicht zu ſeinem Gegner übergingen; und ſie fanden den neuen Papſt gerade in dieſer Sache um ſo nachgiebiger, da er ſelbſt für einen Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften zu gelten ſuchte. Daß die Erfurter wirklich in den näheren Umgebungen des Papſtes bedeutende Fürſprecher hatten, und daß dieſer, durch die eilige Gewährung ihrer Bitte, wirklich beabſichtigte, die Stadt für ſich zu gewinnen, geht aus mehreren Stellen ſeiner deshalb an die Stadt Erfurt erlaſſenen Bulle hervor. Er ſagt nehmlich: „Wiewohl wir ſchon durch die allgemeine aufrichtige Zuneigung, mit der wir alle Glaubigen umfaſſen, auch euer uns anzunehmen verbunden ſind, ſo erkennen wir doch noch beſondere Urſachen, welche uns vielfältig auffordern, den Nutzen und das Wohl eurer Stadt, unter andern Städten Teutſchlands vorzugsweiſe zu befördern. *) — Und weil wir uns der treuen Anhänglichkeit, mit welcher ihr in vergangenen Zeiten der Römiſchen Kirche mannhaft beigeſtanden habt, gegenwärtig

---

*) Etsi etc. Speciales tamen causae cogitationibus nostris se offerunt, quae ad vestri oppidi utilitates et commoda, inter alia oppida Alemanniae, praerogativa quadam multipliciter nos invitant. —

erinnern, ſo ſind wir eurer heilſamen Führung vielfältig verpflichtet, indem wir feſt dafür halten und glauben, daß eure Aufrichtigkeit vom Guten immer zum Beſſern emporwachſen wird. Da wir alſo wünſchen, eure Stadt und deren Staat rühmlich zu ehren, haben wir, auf das Anhalten Einiger, welche den Nutzen derſelben zu befördern ſuchen, in Gnaden bewilligt ꝛc. *) — Und ob wir gleich nicht glauben, daß ihr, geliebte Söhne, beſonderer Ermahnungen bedürfet, ſo erfordern und bitten wir doch ernſtlich euch insgeſammt, daß, wofern ihr unſere und unſerer Kirche, als eurer Mutter, Ehre ſucht, und von dem Höchſten reiche und vielfältige Belohnungen erwartet, ihr, als wahre Katholiſche, uns anhangen wollet, und alle Briefe und Befehle des geweſenen Erzbiſchofs von Bari, Bartholomäus de Periguano, **) welcher den apoſtoliſchen Stuhl, gegen die heiligen Geſetze, zu ſeinem und ſeiner Anhänger Seelenverderben, einzunehmen ſucht, zurückweiſet, alle diejenigen aber, welche ihr dieſem Bartholomäus anhangen ſehet, zum Schoße der Kirche

---

*) Et quia ſidelem aſſiſtentiam, qua anteactis temporibus Romanae eccleſiae ſideliter aſtitiſtis, recolimus in praeſenti, ad veſtrum ſalubre regimen multipliciter obligamur, tenentes ſirmiter et credentes, quod ſinceritas veſtra de bono ſemper in melius creſcet. Cupientes igitur veſtrum oppidum ejusque ſtatum laudabiliter honorare, ad nonnullorum inſtantiam, affectantium utilitatem illius, conceſſimus gratioſe, etc.

**) Unter dieſem Nahmen iſt der Gegenpapſt, Urban VI., gemeint.

und zum Pfade der Wahrheit zurückzuführen, euch mit Fleiß bemühet." *) — Viele der oben gebrauchten Worte erſcheinen freilich als bloße Komplimente, aber gerade darum beweiſen ſie deſto mehr, da die Päpſte ſelten ohne beſondere Urſachen ſich gegen Andere ſo verbindlicher Ausdrücke bedienten.

Die eigentliche Stiftungs-Urkunde, oder die Bulle Papſt Clemens VII., welche ſich anfängt: In eminentis dignitatis specula, etc. und ſich feierlich und ausführlich über die, vorher nur allgemein und kurz erwähnten Privilegien der neuen Univerſität ausſpricht, erſchien am 16. September 1379 (XVI. Kal. Octob. pontif. a.

---

*) Et licet, dilecti Filii, egere vos exhortationibus non credamus, nihilominus tamen universitatem vestram requirimus et rogamus attente, quatenus, sicut nostrum et dictae ecclesiae, vestrae matris, affectatis honorem, et ab altissimo amplas praemiorum retributiones multipliciter exspectatis, nobis, ut veri catholici, adhaerere velitis, ac literas et mandata Bartholomaei de Periguano, olim Acchiepiscopi Barensis, qui sedem apostolicam contra sanctiones canonicas nititur in suae ac suorum sequacium animarum salutis dispendium occupare, rejicere, omnesque et singulos, quos eidem Bartholomaeo repereritis adhaerentes, ipsos ad ejusdem ecclesiae gremium et semitam veritatis cum diligentia reducere studeatis etc. — Bei dem oben gebrauchten Worte Universitas darf man an keine Univerſität denken; es bezeichnet hier, wie ſonſt noch in vielen Fällen, die Gemeinde, d. h. die Geſammtheit des Rathes und der Bürgerſchaft. Was wir eine Univerſität nennen, heißt dort Studium generale.

I.) *); und unterm 1. Februar 1380 (Kal. Febr. pontif. a. II.) begünſtigte der Papſt die neue Univerſität noch durch eine andere Bulle, worinn allen Geiſtlichen, welche ſich zu Erfurt als Lehrende oder Lernende aufhielten, der Genuſſ ihrer an andern Orten gelegenen Beneficien, ohne Verpflichtung zur perſönlichen Anweſenheit, auf fünf Jahre frei gelaſſen wurde.

Mit der wirklichen Einrichtung der beabſichtigten Hochſchule ging es indeſſen, begreiflicher Weiſe, nicht ſo ſchnell, denn man hatte dazu Gebäude und andere innere Einrichtungen nöthig, vielleicht fehlte es auch, für manche Theile der Wiſſenſchaften, noch an Gelehrten, die man in jenen Zeiten ſo leicht nicht auftreiben konnte. Ueberdies waren die Erfurter damals auch ſehr mit Staats- und Kriegshändeln beſchäftigt, die ihre Aufmerkſamkeit von jenem Gegenſtande vielleicht ablenkten. Inzwiſchen gelang es Clemens VII. keineswegs, ſein Anſehen in Teutſchland zu behaupten, vielmehr wurde ſein Gegner, Urban VI., hier faſt allgemein anerkannt, und die Erfurter mochten es daher auch nicht für rathſam halten, mit ihren Privilegien hervorzutreten. So verſtrichen zehn Jahre, bis endlich die Erfurter, die ihren frühern Plan doch nicht gern aufgeben mochten, bei Papſt Urban VI. neue Privilegien ſuchten, und unterm 3. Mai 1389 erhielten. Papſt Bonifacius VIII. erneuerte unterm 25. April 1390 auch das Privilegium für die zu Erfurt der Studien we-

---

*) Da das erſte Pontifikats-Jahr Clemens VII. mit dem 20. Sept. 1378 begann, ſo muſſ der 16. Sept. des erſten Jahres nothwendig 1379 fallen.

gen lebenden Geiſtlichen, deſſen Wirkſamkeit er aber auf zehn Jahre ausdehnte.

Nunmehr wurde die Sache ernſtlich zur Hand genommen, und ſo weit gefördert, daß im Jahre 1392, am Sonntage Miſericordias Domini, die neue Univerſität wirklich eröffnet, der erſte Rector erwählt, und hierauf der Anfang der Lectionen gemacht werden konnte. Da um dieſe Zeit Urban VI. ſchon geſtorben und Bonifacius VIII. an ſeine Stelle gekommen war, welcher auch in der Folge noch einige wichtige Verordnungen für die Erfurter Univerſität machte, ſo ſind einige Schriftſteller dadurch zu dem Irrthume verleitet worden, dieſen als den Stifter der Univerſität zu nennen. — Sowohl aus den hierher gehörigen Urkunden, von denen mehrere noch im Original vorhanden ſind, als aus andern glaubwürdigen Nachrichten geht hervor, daß der Rath und die Bürgerſchaft zu Erfurt die Stiftung der Univerſität ganz allein vollbrachte, und der Erzbiſchof von Mainz nichts dabei that, außer daß er das Geſuch der Erfurter am päpſtlichen Hofe unterſtützte. Der Rath ſtiftete auch ſogleich mit der Gründung der Univerſität das große Collegium (Collegium majus) theils zum Gebrauche bei den Vorleſungen und andern öffentlichen Verhandlungen, theils zu Wohnungen der Studirenden und ihrer Aufſeher; denn lange Zeit hielt man es für nothwendig, daß die Studirenden auf Univerſitäten, in eigens dazu beſtimmten Gebäuden, unter der Aufſicht ſolcher Perſonen, die ihre Studien bereits vollendet, und akademiſche Würden erlangt hatten, zuſammen wohnten, und daher machten die Collegia oder Burſen, wie man ſie auch nannte, einen weſentlichen Beſtandtheil der alten Univerſitäten aus. Uebrigens erhielt die Univerſität gleich mit ihrer erſten Stiftung das Recht, die Theologie, das

L 2

geiſtliche und bürgerliche Recht, die Medicin, Philoſophie und alle andern erlaubten Wiſſenſchaften *) zu lehren, und alle akademiſchen Würden zu ertheilen.

Unter den Nahmen der erſten Lehrer der Erfurter Univerſität, (welche ſich größtentheils von der Univerſität Prag dahin wandten) findet ſich zwar keiner, der in der Geſchichte der Wiſſenſchaften eine beſondere Bedeutung erlangt hätte; dies darf man indeſſen den damaligen Gelehrten nicht zum Vorwurf machen, da bei den feſten und unwandelbaren Formen, in denen ſich damals alle Wiſſenſchaften bewegten, und über die man ſelten hinaus ging, auch nur ſehr ſelten ein Mann erſcheinen konnte, der für uns noch beſondere Aufmerkſamkeit verdiente. Auf dieſen Gegenſtand werde ich weiter unten zu ſprechen kommen. Intereſſant iſt es jedoch, die erſten Männer, wenn auch nur den Nahmen nach, zu kennen, die an einer, in der Folge ſo blühenden und für die Wiſſenſchaften ſo einflußreichen Anſtalt arbeiteten. Ehe ich jedoch ihre Nahmen einzeln aufführe, muſſ ich erſt einige Worte über das Verhältniſſ der Univerſitäts-Mitglieder vorausſchicken.

Man betrachtete damals eine Univerſität nicht ſowohl nach ihrem Zweck, als Lehranſtalt, ſondern vielmehr nur nach ihrer äußern Geſtaltung, als eine geſchloſſene und öffentlich anerkannte Verbindung von Leuten, die beſtimmte Rechte genoſſen. Zu dieſen Rechten gehörte,

---

*) Bei dem Ausdruck erlaubter Wiſſenſchaften (in qualibet alia licita facultate) muſſ man ſich erinnern, daß man damals allgemein an das Daſein geheimer oder verbotener Wiſſenſchaften, als der ſogenannten ſchwarzen Künſte, Nekromantie u. dergl. glaubte, die hiermit von den Beſchäftigungen der Univerſitätslehrer ausgeſchloſſen ſein ſollen.

außer dem, welches immer als das vornehmſte betrachtet wurde, nehmlich dem privilegirten Gerichtsſtande, zwar auch das, zu lehren und zu lernen; aber es ſtand bei jedem, ob er von dieſem Rechte Gebrauch machen wollte. Der Unterſchied zwiſchen Lehrenden und Lernenden war auch damals gar nicht ſo ſcharf beſtimmt, als man denken ſollte; denn es zogen nicht ſelten viele ſchon bejahrte Leute noch des Lernens wegen auf Univerſitäten, und mancher fand ſich fähig, eine Wiſſenſchaft zu lehren, während er eine andere ſtudirte, ſo daß es gar nichts ungewöhnliches war, einen und denſelben Mann, die eine Stunde als Lehrer, und die andere als Zuhörer im Hörſaale zu erblicken. Daher findet man auch mit dem Nahmen Studenten (Studentes) nicht, nach unſerm Sinne, bloß die Lernenden, ſondern auch die Lehrenden, überhaupt alle die ſich mit der Gelehrſamkeit beſchäftigten, bezeichnet. Nur die Studirenden, welche in den Collegien unter der Leitung ihrer Magiſter lebten, und freilich im Anfange die Mehrzahl ausmachten, waren verbunden, gewiſſe ihnen vorgeſchriebene Vorleſungen zu beſuchen; die übrigen (welche nicht de collegio, ſondern de communi waren) konnten darinn nach ihrer Freiheit verfahren. Eben ſo war es jedem, der ſeine Studien vollendet und eine akademiſche Würde erlangt hatte, freigeſtellt, als Lehrer aufzutreten, und viele bedienten ſich dieſes Rechts, obgleich diejenigen, die es nicht thaten, darum nicht aufhörten, Mitglieder der Univerſität zu ſein, wenn ſie nur ſonſt an ihren Verhandlungen Theil nahmen. Da nun aber auf dieſe Art die Anzahl der wirklichen Lehrer bald groß bald klein war, ſo wurden, um es nicht ganz aufs Ungewiſſe ankommen zu laſſen, ob und was gelehrt werden ſollte, einzelne Männer, theils von der Univerſität erwählt, theils von der Obrigkeit angeſtellt, um

ein gewiſſes Lehramt, für immer, oder nur für einige Zeit, zu übernehmen; wofür ſie eine beſtimmte Beſoldung empfingen. Während alſo jene zum Lehren berechtigt waren, waren dieſe dazu verpflichtet; ſie wurden Professores oder Lectores ordinarii genannt, hatten aber als ſolche bei der Univerſität, als Corporation betrachtet, keine beſondern Vorrechte. Da man indeſſen in der Regel die gelehrteſten Leute zu dieſen Stellen erwählte, auch wohl von fremden Orten herbeirief, ſo läſſt ſich leicht denken, daß ſie mehrentheils in einem gewiſſen perſönlichen, höheren Anſehen ſtanden. Ueber das Verhältniſſ der Wiſſenſchaften, mit denen man ſich auf den Univerſitäten vornehmlich beſchäftigte, werde ich weiter unten zu ſprechen Gelegenheit nehmen.

Zum erſten Rector der Univerſität Erfurt war nun Ludwig Mülner aus Arnſtadt, Magiſter der freien Künſte und Baccalaureus des geiſtlichen Rechts, erwählt worden. Außer ihm waren die angeſtellten öffentlichen Lehrer oder Profeſſoren: Conrad von Dryborg, Doctor des geiſtlichen Rechts und Magiſter der Künſte, Canonicus zu Bardewyk, Halberſtadt und Verden; Nicolaus Humleven, Doctor der Medicin und Magiſter der Künſte; Heinrich von Grebinſtein, Magiſter der Künſte und Baccalaureus der Theologie; Amplonius von Rheinbergen, Magiſter der Künſte und Baccalaureus der Medicin; und Angelus von Dobelyn, Auguſtiner-Ordens, Profeſſor der Theologie. Außerdem hatten ſich aber noch mehrere Canonici der geiſtlichen Stifter zu Erfurt, und andere bereits mit akademiſchen Würden verſehene Männer, an der Zahl 15, zu Mitgliedern der Univerſität aufnehmen laſſen, von denen, wie es ſcheint, die meiſten ebenfalls als Lehrer auftraten. Von einigen,

als Heinrich von Breitenbach, Licentiat des geiſtlichen Rechts und Canonicus zu Fritzlar, M. Thammo von Nebra, M. Heinrich von Münden, läſſt es ſich mit völliger Gewiſſheit behaupten. Außerdem kam, noch im erſten Jahre der Univerſität, Gobelinus Perſona, ein Geiſtlicher, der ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen durch Scharfſinn und Freimüthigkeit auszeichnete, wahrſcheinlich mehr des Lehrens als des Lernens wegen, dahin, und ihm folgte in den nächſten Jahren eine beträchtliche Anzahl, für ihre Zeit, nicht unberühmter Männer.

Auf den älteren Univerſitäten waren Lehrende und Lernende in Nationen eingetheilt; eine Veranſtaltung, welche ſpäterhin auch Leipzig annahm, ohngeachtet aus jener Abſonderung der Nationen, ſowohl auf den italieniſchen Univerſitäten, als in Prag, die heftigſten Parteiungen und Zerrüttungen entſtanden waren. In Erfurt finden wir von dieſer Eintheilung in Nationen gar keine Spur, ſondern die Univerſität bildete anfangs einen ganzen, ungetheilten Körper, bis, wenige Jahre nach ihrer erſten Eröffnung, die Eintheilung in Fakultäten ſich bildete, die auf keine äußern Umſtände, ſondern zunächſt auf die damaligen Anſichten des gegenſeitigen Verhältniſſes der Wiſſenſchaften gegründet war.

Man theilte nehmlich damals alle höheren Kenntniſſe in die Wiſſenſchaften (scientias) und Künſte (artes). Zu jenen rechnete man die Theologie, das geiſtliche und bürgerliche Recht und die Medicin; zu den letztern alle diejenigen Kenntniſſe, welche mehr zur allgemeinern Bildung dienten. Die Zahl der Künſte (die man auch, der Auszeichnung wegen, die freien Künſte, artes liberales, nannte), ward allgemein auf ſieben beſtimmt, aber in

der Angabe der einzelnen ſind die Schriftſteller und das Herkommen verſchieden. Bei den Alten werden ſie z. B. ſo gezählt: Grammatik, Rhetorik, Muſik, (dieſe betrachtete man als die geringeren und nannte ſie zuſammen genommen das trivium); Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, (dieſe betrachtete man als höhere, und nannte ſie das quadrivium). Später, als man mit den Werken des Ariſtoteles bekannter geworden war, ſtellte man, nach den Hauptwerken des letzteren, andere Disciplinen auf, und faſſte dagegen mehrere der obigen zuſammen. Zu der Zeit, von welcher wir zunächſt ſprechen, ſcheint man in Erfurt, wie auf den meiſten Univerſitäten, folgende Disciplinen hieher gerechnet zu haben: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Phyſik, Metaphyſik und Moral. Alles was nicht in den Kreis dieſer Wiſſenſchaften und Künſte paſſte, war lange Zeit von dem Univerſitäts-Studium ſo gut wie ausgeſchloſſen. Bei der Eintheilung in Facultäten nahm nun jede der drei Wiſſenſchaften eine eigne Facultät ein, die ſieben freien Künſte aber wurden in die vierte Facultät zuſammen gefaſſt, welche man anfangs Facultas artium nannte, bis ſpäterhin (doch erſt im 16. Jahrhundert) der Nahme der philoſophiſchen Facultät dafür aufkam. Der Nahme Facultät bezeichnet alſo, im weitſten Sinne, die Geſammtheit derjenigen Mitglieder einer Univerſität, die ſich einem der angenommenen Hauptzweige des Wiſſens gewidmet haben. Von den engeren Bedeutungen jenes Wortes iſt hier nicht die Rede.

Dieſe Eintheilung in Facultäten geſchah übrigens zunächſt bloß der Bequemlichkeit und beſſern Ueberſicht wegen, und war keineswegs ſo ſtreng, daß daraus, wie bei der alten Eintheilung der Nationen, völlig geſchiedene Abtheilungen entſtanden wären. Denn erſtlich begriff die Ein-

theilung der Facultäten nur die Lehrenden, oder diejenigen, welche bereits akademiſche Würden beſaßen, ohne ſich zugleich über die Studirenden zu erſtrecken; und dann war auch von jenen keiner ſo ſtreng an eine Facultät gebunden, daß er nicht zugleich einer andern angehören konnte, wenn er ſich mehr als einer Wiſſenſchaft gewidmet hatte; ein Beiſpiel, das wir in den älteren Zeiten gar nicht ſelten finden. Denn außer daß die meiſten, welche den obern Facultäten angehörten, zuvor die Magiſter-Würde in den freien Künſten *) angenommen hatten, gab es auch nicht wenige, die ſich in zwei oder gar allen drei höhern Facultäten verſuchten. So, um nur einige Beiſpiele von Erfurt anzuführen, war Hermann Lurtz von Nürnberg, der 1395 nach Erfurt kam, Doctor der Theologie und Medicin; Johann Schönemann von Northeim, der 1424 daſelbſt aufgenommen wurde, war zugleich in der juriſtiſchen und mediciniſchen Facultät. Bei dem damaligen Zuſtande der Gelehrſamkeit, wo die Wiſſenſchaften von weit geringerem Umfange waren als jezt, und weit mehr Gedächtniſſ als Nachdenken erforderten, dürfen uns ſolche Beiſpiele nicht ſo ſehr Wunder nehmen, als wenn ſich dergleichen in unſern Tagen ereignet. —

*) Nach altem Herkommen wurde die höchſte Würde in den drei obern Facultäten die Doctor-Würde genannt; die vierte Facultät ernannte keine Doctoren, ſondern Magiſter (Meiſter). In der Folge pflegten ſich diejenigen, welche zugleich die Doctor-Würde in einer der obern Facultäten beſaßen, auch Doctoren der Philoſophie zu nennen, z. B. Theologiae et Philos. Doctor; und ſeit den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts iſt der Magiſter-Titel ganz verſchmäht worden, ſo daß man überall nur von Doctoren der Philoſophie hört.

Die Univerſität Erfurt erlangte ſchon in den erſten Jahren ihres Beſtehens einen vorzüglichen Ruhm, der ſich theils auf das Anſehen der hier vereinigten Lehrer, theils aber auch auf die Vorzüge, welche die Stadt darbot, gründete. Denn Erfurt war damals durch ihren Handel und durch ihr politiſches Verhältniſſ eine der angeſehenſten Städte Teutſchlands, und ſowohl die Lebhaftigkeit im Innern, welche daraus hervorging, als die ſchöne Gegend, in welcher Erfurt liegt, machte den Aufenthalt daſelbſt ſehr angenehm; alle Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden und wohlfeil; der Umgang mit ſo vielen angeſehenen Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes, deſſen man hier ungehindert genießen konnte, war nicht weniger einladend, und dadurch, daß Erfurt nicht unter dem Einfluſſ eines Fürſten ſtand, ſondern ſich ganz in einem freien und kräftigen Bürgerthum bewegte, gewann die Lebensart daſelbſt eine höhere, und doch anſtändigere Freiheit, als ſie an den meiſten andern Orten damals möglich war. So geſchah es, daß Freunde der Wiſſenſchaften, nicht nur aus allen Theilen von Teutſchland, ſondern auch aus dem nördlichen Europa und andern Ländern, ſich zu Erfurt in großer Anzahl zuſammenfanden, und ſelbſt die fürſtlichen und gräflichen Häuſer Sachſen, Heſſen, Baden, Holſtein, Anhalt, Henneberg, Hohenzollern, Schwarzburg, Waldeck, Solms u. a. m. ihre Angehörigen hieher ſandten, um ſich in den Wiſſenſchaften auszubilden. Während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts wurden jährlich, im Durchſchnitt, gegen 400 neu angekommene Studirende bei der Univerſität aufgenommen; ja, im Jahre 1455 betrug die Zahl derſelben 538. Es galt unter den Gelehrten in Teutſchland für eine Auszeichnung in Erfurt ſtudirt zu haben, und bei der Errichtung neuer Univerſitäten ſuchte

man Lehrer von Erfurt dahin zu ziehen. So wurde z. B. 1409, bei der Gründung der Univerſität Leipzig, der erſte Profeſſor des bürgerlichen Rechts, D. Conrad Thus, von Erfurt dahin berufen; desgleichen war der erſte Rector der (1419) neu geſtifteten Univerſität Roſtock, M. Peter Steinbeck, von Erfurt dahin gekommen. Auch zu den berühmten Kirchenverſammlungen zu Anfange des 15. Jahrhunderts wurden Abgeordnete der Univerſität Erfurt gefordert. In dieſer Eigenſchaft befanden ſich unter andern auf dem Concilium zu Conſtanz zwei Auguſtiner, Angelus von Dobelyn und Johann Zachariä, beide Doctoren der Theologie, von welchen der erſte, durch ſeine geiſtreichen Predigten, den Beifall des Papſtes ſo ſehr gewann, daß ihn dieſer, mit Anſpielung auf ſeinen Nahmen, einen wahrhaften Engel genannt haben ſoll. Auch auf das Concilium zu Baſel reiſten im Jahr 1432, als Abgeordnete der Univerſität Erfurt: Nicolaus Beyer, Doctor des geiſtlichen Rechts und Prokanzler der Univerſität, Matthäus Döring, Doctor der Theologie, Johann Schunemann, Doctor der Medicin, und Arnold Weſtphal, Licentiat der Rechte, welcher letztere in der Folge Biſchof zu Lübeck wurde.

Auch an wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſollte Erfurt keinen Mangel leiden. Da man die Collegien damals für weſentliche Stücke einer Univerſität hielt, ſo glaubte ſich Amplonius de Fago, einer der erſten Lehrer zu Erfurt, ein vorzügliches Verdienſt zu erwerben, indem er 1421 das nach ſeinem Nahmen genannte Collegium Amplonianum ſtiftete, das in der Folge einen weſentlichen Theil der philoſophiſchen Facultät ausmachte; und ganz nach ſeinem Beiſpiel gründete Heinrich von Gerbſtede, Propſt des Domſtiftes zu Erfurt, 1448 das Collegium

Marianum oder die ſogenannte Schola juris, vorzüglich um damit das Studium der Theologie und der Rechte zu befördern; anderer ähnlicher, aber kleinerer, und zum Theil wieder eingegangener Stiftungen nicht zu gedenken. Amplonius ſchenkte ſeiner Stiftung zugleich ſeine eigne, für die damalige Zeit reiche und koſtbare Bibliothek, in der ſich unter andern viele Handſchriften von Klaſſikern befanden. Außerdem beſaß aber auch die Univerſität ſchon eine gemeinſchaftliche Bibliothek, zu welcher Johann Weſſel von Xanten, Doctor der Medicin und Philoſophie, ſchon im Anfange des 15. Jahrhunderts, durch Schenkung den Grund gelegt hatte, und die ſich nachher, ebenfalls durch Schenkungen der Univerſitäts-Mitglieder und anderer Freunde der Wiſſenſchaften, anſehnlich vermehrte. —

So wie alſo Erfurt an Glanz und Anſehen mit den andern teutſchen Univerſitäten wetteifern konnte, ſo wirkte es ohne Zweifel auch zur Erhaltung und Ausbreitung der Wiſſenſchaften in gleichem Verhältniſſ, ſo gut es die damaligen Zeitumſtände geſtatteten; denn in dieſen war freilich, bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, noch kein höherer Aufſchwung der Wiſſenſchaften zu erkennen, ſie bewegten ſich noch immer nur in den gewohnten Kreiſen, und ihr ſtilles Vegetiren hatte ſich noch nicht zu einem regen, ſelbſtthätigen Leben erhoben.

Um den Unterſchied der damaligen Geiſtesbildung, wie ſie auch die berühmteſten Univerſitäten Teutſchlands gaben, von der ſpäteren recht deutlich darzuſtellen, mag hier eine kurze Schilderung des wiſſenſchaftlichen Lebens folgen, wie es um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts noch faſt allgemein war, und, mit wenigen Ausnahmen, ſich bis zum Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts erhielt.

Die Gegenſtände, welche den Stoff des Unterrichts auf Univerſitäten ausmachten, ſind oben ſchon im allgemeinen genannt worden; es waren nehmlich die ſogenannten drei höhern Wiſſenſchaften und ſieben freien Künſte. Das Studium aller dieſer Gegenſtände war, eben ſo wie die äußere Einrichtung des Univerſitätsweſens, in ſtreng vorgeſchriebenen ſtehenden Formen befangen. Wie der Juriſt an die Vorſchriften des päpſtlichen und kaiſerlichen Rechts, ſo band ſich der Theolog, nicht etwa an die Bibel, die nur wenigen bekannt war und kaum von einem in den Grundſprachen geleſen wurde, ſondern an die Sentenzen des Petrus Lombardus, die Summa des Thomas von Aquino, und ähnliche Werke der ſcholaſtiſchen Doctoren; eben ſo der Mediciner, der doch unter allen am meiſten eigner Beobachtung der Natur, Erfahrung und Beurtheilung bedurft hätte, an den Galenus, der Philoſoph an den Ariſtoteles, die man ebenfalls nur aus ſchlechten und verdorbenen lateiniſchen Ueberſetzungen kannte, oft falſch verſtand, und doch ſklaviſch verehrte. Für die größten Gelehrten galten gewöhnlich nur die, welche aus den vergötterten Grundbüchern das meiſte herzuſagen und ſich darüber am wortreichſten auszubreiten wußten; von tieferem Eindringen in den Sinn, von gründlicher Prüfung, war dabei ſelten die Rede. Der Schüler ſprach dem Lehrer getreulich ſeine eingebildete Weisheit nach, und ſchwur auf die Worte des Meiſters; Abweichungen von dem, was einmal als allgemein angenommen war, hielt man faſt für unmöglich; wollte einer einmal etwas neues aufſtellen, ſo beſtand die Neuheit meiſtens nur in den Worten, und die Sachen waren theils unnütze Spitzfindigkeiten, theils troſtloſe Früchte des Aberglaubens und der Schwärmerei. In allen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Unterſuchungen herrſchte

die Liebe zum Kleinlichen vor; man mühte ſich ab mit einer ängſtlichen Zergliederung der unbedeutendſten Einzelnheiten, die entweder an ſich gar nichts fruchteten, oder die man doch wenigſtens nicht für größere, allgemeinere Anſichten zu benutzen verſtand. Auch die Naturlehre (die man nur darum in den Kreis der Künſte aufnahm, weil man etwas davon im Ariſtoteles fand) war ganz ein ſolches Gebäude von nichtigen Spekulationen; an wahre Beobachtung der Natur, oder gar an abſichtlich angeſtellte Verſuche, dachte keiner. Diejenigen Wiſſenſchaften aber, die ſich nicht in den Kreis jener ſogenannten ſieben freien Künſte zwingen ließen, lagen ganz öde. Die Geſchichte war bloße Chronik, für die ältern Zeiten mit abenteuerlichen Fabeln vermiſcht, für die neuern ein trocknes Zeitregiſter; nur bei wenigen, beſonders vor ihrem Zeitalter ausgezeichneten Männern, finden wir Andeutungen einer ſcharfſinnigen, kritiſchen Behandlung der Geſchichte; daß ſie aber auf Univerſitäten gelehrt worden wär, davon findet ſich gar keine Spur, weil man ihren Geiſt und Zweck damals nicht kannte, ſie alſo zu lehren weder verſtand noch der Mühe werth hielt. Von den Kenntniſſen, die wir jezt mit dem Nahmen der Philologie umfaſſen, gab es damals nichts als eine höchſt dürftige und trockne Grammatik, und zwar nur der lateiniſchen Sprache, denn die griechiſche und noch mehr die orientaliſchen, waren in Teutſchland faſt ganz unbekannt. Mit der Mutterſprache beſchäftigten ſich diejenigen, die für Gelehrte gelten wollten, faſt gar nicht. Das ſchöne Zeitalter, wo es eine Zierde der Edlen war, in teutſcher Sprache zu dichten, war vorüber; des teutſchen Geſanges hatten ſich die ehrſamen Handwerksmeiſter bemächtigt, und obwohl mancher unter dieſen in praktiſcher Lebensklugheit und frommer Sitte manchen der damaligen

Gelehrten überſehen mochte, ſo ſahen doch die meiſten der letztern ſtolz über jene hinweg, und achteten ſich zu erhaben, ihre einfachen Beſchäftigungen zu theilen. Die teutſche Sprache wurde zwar in den meiſten öffentlichen Verhandlungen gebraucht; doch waren dieſe ſo einförmig, daß daraus der Sprache kein großer Gewinn zuwachſen konnte. Wiſſenſchaftliche Schriften wurden, faſt ohne Ausnahme, in lateiniſcher Sprache abgefaſſt, und in eben derſelben die akademiſchen Vorträge gehalten; doch war dies Latein das ſchlechteſte, das man ſich vorſtellen kann. Wörter und Redensarten, theils dem teutſchen nachgebildet, theils von ganz eigner Erfindung, treten in Menge auf, neben andern zahlreichen Verſtößen gegen den guten Geſchmack und ſelbſt gegen die Regeln der Grammatik; die ganze Schreibart iſt ſo barbariſch, daß vieles aus jenen Zeiten uns ganz unverſtändlich iſt, und kaum ein Schüler ſich des Lachens enthalten kann, über Dinge, die damals oft die gelehrteſten Männer im tiefſten Ernſt, und nach ihrer Meinuug gewiſſ recht nachdrücklich, ſchrieben. Der ſpielende Geſchmack jener Zeiten offenbarte ſich unter andern auch darinn, daß man über alles Verſe ſchrieb, und ganze wiſſenſchaftliche Lehrbücher, über Grammatik, Arithmetik, Geometrie, u. a. m. in lateiniſchen Verſen verfertigte; aber welche Verſe! Daß von dem Walten eines wahren Dichtergeiſtes darinn nicht die Rede ſein konnte, verſteht ſich beinahe von ſelbſt; aber auch gegen die einfachſten und weſentlichſten Regeln des Silbenmaßes wurden häufig die gröbſten Fehler begangen, und der Reim, der den alten römiſchen Dichtern verhaſſt war, durfte in dieſen neulateiniſchen Gedichten nie fehlen, wenn ſie für vollkommen gelten ſollten. Ueberhaupt ſucht man in jenen Zeiten alles, was guter und reiner Geſchmack heißt, vergebens; und

wie konnte dies auch anders ſein, da man die einzigen Quellen des guten Geſchmacks, die Werke der alten Griechen und Römer, theils gar nicht kannte, theils nicht benutzte. Höchſt ſelten wurden ſie geleſen, und geſchah dies, zur Ausnahme, denn doch einmal, ſo begnügte man ſich, ſie nach den Regeln der damaligen, einſeitigen und trocknen Grammatik durchzugehen, wie in den niedrigſten Klaſſen der Schulen; an geſchmackvolle Bearbeitung und Nachahmung der Klaſſiker, an Eindringen in ihren Geiſt, war nicht zu denken; höchſtens ſammelte man daraus einzelne abgeriſſne Sentenzen, und darum waren auch die Schriftſteller beſonders beliebt, die an ſolchen Sentenzen recht reich waren. Sogar das Chriſtenthum, damals ſelbſt im tiefſten Verfall, muſſte den Vorwand zur Vernachläſſigung der alten Klaſſiker herleihen, weil man ſich nicht mit ihren heidniſchen Greueln beflecken wollte; und doch wurden unter den Dichtern zwei, an denen die Moral die meiſten Ausſtellungen machen dürfte, Terenz und Ovid, gerade noch am liebſten geleſen; denn manche üppige Schilderung machte den ehrwürdigen Herren ſelbſt in einſamen Stunden ein heimliches Vergnügen. Neben ihnen kannte man höchſtens noch den Virgil, doch kaum mehr als dem Nahmen nach; ihn zu leſen, dahin verſtieg man ſich ſelten, ſondern behalf ſich mit magern Auszügen. Von den griechiſchen Dichtern kannte man keinen, als den Homer, und an dieſen hätte man freilich die ſchätzbarſte Bekanntſchaft gemacht, wenn man ſie zu benutzen verſtanden hätte; aber in der Urſprache konnte ihn niemand leſen, ſelbſt die elenden lateiniſchen Ueberſetzungen, dem damaligen Zuſtande der Kenntniſſe angemeſſen, wurden ſelten gefunden, und in den erhabenen Liedern des göttlichen Sängers fand man nichts als abenteuerliche Mährchen, mit denen man ſich

nicht gern viel zu ſchaffen machte. Dagegen beſchäftigte man ſich fleißig mit den Sittenſprüchen des Dionyſius Cato und mit einer Bearbeitung der äſopiſchen Fabeln in ſchlechten lateiniſchen Verſen. Ueber beide wurden weitläuftige moraliſche Auslegungen, mit dem größten Aufwande der damaligen Gelehrſamkeit, geſchrieben. Ferner wurde Boethius, als ein chriſtlicher, dabei an Allegorien, Spitzfindigkeiten und Sentenzen reicher, und daher ſowohl dem Geſchmack als der Philoſophie jener Zeit recht angemeſſener Schriftſteller, hochgeſchätzt. Zuweilen kam auch wohl jemand an eine Schrift des Philoſophen Seneca, oder, wer ganz beſonders gelehrt ſein wollte, an den tiefſinnigen und myſtiſch-dunkeln Apulejus; doch wurden dieſe ſchon mit größerer Scheu behandelt. Auf die genannten Schriftſteller, und auf den Ariſtoteles, oder vielmehr die barbariſch-lateiniſchen Ueberſetzungen ſeiner Werke (die von vielen für die Urſchrift gehalten wurden), beſchränkte ſich faſt allenthalben die ganze Kenntniſſ der alten Literatur. Wie ſchlecht man mit der Kenntniſſ der griechiſchen Sprache berathen war, geht unter andern daraus hervor, daß in den meiſten Handſchriften lateiniſcher Klaſſiker, die griechiſchen Stellen, welche hin und wieder in ihren Werken vorkommen, theils ganz weggelaſſen, theils ſo fehlerhaft und unlesbar geſchrieben ſind, daß man deutlich ſieht, wie der Schreiber nicht wuſſte was er ſchrieb, ſondern ihm ſelbſt unverſtändliche Zeichen bloß hinmahlte. — Die häufigſte, beliebteſte und ehrenvollſte Beſchäftigung auf den Univerſitäten war das Diſputiren, das mit der herrſchenden ſcholaſtiſchen Philoſophie in der weſentlichſten Verbindung ſtand. Seit dem Aufkommen derſelben hatte man es, noch vor der Entſtehung der Univerſitäten, ſchon in den Kloſterſchulen fleißig getrieben;

aber auf den Univerſitäten, wo überhaupt der Scholaſticismus ſo tief einwurzelte und wucherte, fand auch die Disputirkunſt einen äußerſt günſtigen Boden. Zuerſt findet man die berühmteſten Disputationen in Paris; hier wurden ſie mit der äußerſten Feierlichkeit, aber auch mit der heftigſten Hitze und Hartnäckigkeit behandelt, hier fanden ſie die allgemeinſte Aufmerkſamkeit und die lebhafteſte Theilnahme; und da ſich auf dieſer uralten und weitberühmten Hochſchule die Freunde der Wiſſenſchaften, faſt aus ganz Europa, zuſammen fanden, ſo muſſte ſich dieſer Disputir-Geiſt, mit der ſcholaſtiſchen Philoſophie zugleich, auch auf die auswärtigen Univerſitäten, nahmentlich die teutſchen, bei deren Errichtung ohnehin Paris großentheils zum Muſter diente, verbreiten. Bei den Schwierigkeiten, welche, vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt, mit dem Vervielfältigen und Verbreiten ſchriftlicher Werke verbunden waren, gab es auch damals in der That kaum einen andern Weg, neue Ideen in Gang zu bringen und zu prüfen, oder die herkömmlichen Vorſtellungen gegen ſie zu vertheidigen, als die öffentlichen Disputationen, und ſo wie, eigentlich in Folge dieſes Umſtandes, alle Vorſchriften zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, welche die ſcholaſtiſche Dialektik enthielt, ganz auf die Disputation berechnet waren, ſo wurde man hierdurch wieder verleitet, die Disputation als das einzige, oder doch vornehmſte formelle Mittel der Prüfung zu betrachten. Nun kam es, durch das Anſehen, in welchem die Disputationen ſtanden, bald genug dahin, daß man aus dem Mittel einen Zweck machte, und bloß um des Disputirens willen disputirte. So wurde die Disputation ein bloßes Spiel des Verſtandes, in der Regel ſo wenig auf innere Ueberzeugung berechnet, daß man vielmehr ein beſonderes Verdienſt darein ſetzte, die widerſprechendſten

Dinge mit gleicher Fertigkeit zu beweiſen, oder auch, mit dem größten Aufwande von dialektiſcher Kunſt, mehrere Tage hinter einander, über — Nichts zu disputiren, und die Zuhörer dabei um ſo beſſer zu unterhalten, je weniger ſie aus einem ſolchen künſtlichen Streite lernten. Daraus, daß die Regeln des Disputirens damals zugleich die Methodik für alle wiſſenſchaftliche Unterſuchung enthielten, läſſt es ſich auch erklären, warum ſo viele Bücher ſchon in der Form eines Geſprächs, oder vielmehr einer Disputation, abgefaſſt, oder doch dieſer gemäß eingetheilt wurden. Man theilte die Abhandlungen in Quaestiones und Responsiones, Problemata und Solutiones, und gab dadurch den Leſern ſogleich die Mittel zum Gebrauche derſelben für eine künftige Disputation an die Hand. Da die öffentlichen Disputationen immer von einer ſehr großen Anzahl von Zuhörern beſucht wurden, ſo war auch Ehre dabei zu gewinnen, denn je rüſtiger und gewandter jemand in dieſen dialektiſchen Kämpfen war, um ſo mehr ward er von der Menge bewundert; dies reizte wieder die Eitelkeit anderer zum Wetteifer, und ſo wurde die Disputirkunſt immer höher getrieben,, aber auch immer nichtiger in ihrem Innern. — Bei ſolcher Unvollkommenheit der wiſſenſchaftlichen Bildung, und bei der feſten, ja eigenſinnigen Beharrlichkeit, mit welcher man gleichwohl an dieſen ſtarren Formen und in dieſen engen Schranken feſt hielt, und damit jeden höheren und freieren Aufſchwung des Geiſtes verbannte, ferner bei dem wenigen Sinne für Gemeinnützigkeit in allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, konnten die Univerſitäten, auch unter den berühmteſten Lehrern ihrer Zeit, das nicht werden, was man, bei ihrem großen Anſehen und ihrem ausgedehnten Wirkungskreiſe, von ihnen unter günſtigern Umſtänden mit Recht hätte erwarten können.

Da indeſſen die Univerſitäten doch immer die eigentlichen Schatzkammern des Wiſſens, und die Anſtalten waren, welche dem wiſſenſchaftlichen Leben ein freieres Daſein und feſteres Gepräge gaben, und dem höheren Aufſchwunge der geiſtigen Thätigkeit hierdurch vorarbeiteten, ſo verdienen die Männer, welche ſich bei ihrer Gründung und erſten Entwickelung vorzüglich thätig zeigten, wenn ſie auch den Wiſſenſchaften ſelbſt noch keine neuen Fortſchritte bereiteten, doch immer ein achtungsvolles Andenken, und es iſt daher der Mühe werth, uns mit dem Leben und Wirken einiger der erſten teutſchen Univerſitätslehrer genauer bekannt zu machen. Faſt alle Männer, die wir hier mit einiger Auszeichnung nennen können, gehören in die Reihen der Scholaſtiker, und wir ſtoßen kaum auf einen und den andern, der einen verſchiedenen Weg des Denkens einſchlug, oder ſich in einer andern Wiſſenſchaft hervorthat.

Johann Buridanus war zu Bethune in der Grafſchaft Artois geboren, und ſtudirte zwiſchen 1320 und 1330 zu Paris, wo er Occam zum Lehrer hatte, und von dieſem die Grundſätze des Nominalismus annahm. Er trat nachher ſelbſt als Lehrer zu Paris auf, und ſtand dort, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Anſehen, machte ſich aber, durch ſeine Vertheidigung des Nominalismus, unter den damaligen Lehrern zu Paris, welche noch durchgängig Realiſten waren, und unter ihren Anhängern ſo viele Feinde, daß er genöthigt wurde, Paris zu verlaſſen. Er wandte ſich hierauf nach Oeſtreich, wo ihn Herzog Albert V. mit Achtung aufnahm, und auf ſeinen Rath die Univerſität Wien errichtete, auf welcher Buridanus einer der erſten Lehrer war, und ſo vorzüglich den Nominalismus nach Teutſchland verpflanzte.

Sein Todesjahr iſt nicht bekannt. Er hinterließ zahlreiche Schriften, welche größtentheils in Auslegungen der Bücher des Ariſtoteles, über Logik, Metaphyſik, Phyſik, Moral, Politik u. a. m. beſtanden.

Heinrich von Heſſen (Henricus de Hassia), der ältere dieſes Nahmens, auch von Langenſtein, war anfangs, als Doctor der Theologie und Magiſter der freien Künſte, Lehrer an der Univerſität Paris, und erhielt bei derſelben die Stelle eines Vicekanzlers, erlangte nachher ein Canonicat zu Worms, und wurde endlich von Herzog Albert von Oeſtreich nach Wien berufen. Dieſer Univerſität war nehmlich, in ihren erſten päpſtlichen Privilegien, noch keine beſondere theologiſche Fakultät bewilligt worden, ſondern dieſe wurde erſt im Jahre 1384 errichtet; Heinrich von Heſſen war der erſte öffentliche Lehrer in derſelben, und half auch ihre Statuten verfaſſen. Er ſtarb 1397. Seine Schriften ſind ungemein zahlreich, und bei weitem nicht alle durch den Druck bekannt geworden. Größtentheils ſind ſie theologiſchen und philoſophiſchen Innhalts. Es gehört hierher ein Commentar (Summa quaestionum) über die Sentenzen; mehrere Commentarien über bibliſche Bücher, worunter beſonders ein äußerſt weitläuftiger Commentar über die vier erſten Kapitel der Geneſis berühmt iſt; ein bibliſches Wörterbuch (Vocabularius biblicus), welches in den erſten Zeiten nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt (ohne Ort und Jahr) gedruckt worden; ein Geſpräch vom Zuſtande der Seele (Speculum animae, s. Soliloquium animae), wovon Jacob Wimpheling (1507) die erſte Ausgabe beſorgt hat; ein moraliſches Werk, an Herzog Albert von Oeſtreich gerichtet, von den ſieben Hauptſünden und den

ihnen gegenüberſtehenden Tugenden (de septem vitiis mortalibus et aliquibus virtutibus eis oppositis, oder: de cognitione sui et de septem peccatis capitalibus), welches er urſprünglich teutſch abgefaſſt haben ſoll; eine Anleitung zum Predigen (de arte praedicandi) und mehrere Predigten, auch viele andere praktiſche und aſcetiſche Schriften, ferner polemiſche Schriften, theils gegen Wiclef, theils in Beziehung auf die damalige langwierige Kirchenſpaltung zwiſchen zwei Päpſten, und gegen die unter der Geiſtlichkeit eingeriſſenen Unordnungen; verſchiedene Briefe, worunter ein allegoriſcher: Lucifer, König der Unterwelt, an die geiſtlichen Fürſten; einige aſtronomiſche Schriften, wie denn Georg Purbach, einer der erſten Beförderer der mathematiſchen Wiſſenſchaften in Teutſchland, ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe vorzüglich rühmte; endlich auch einige Gedichte, worunter beſonders eins unter dem Titel: Klagſchrift gegen das babyloniſche Ungeheuer (Invectiva contra monstrum Babylonis), merkwürdig iſt. Es enthält eine Klage über die damalige, unter dem Bilde eines Ungeheuers vorgeſtellte, Kirchenſpaltung, und die daraus hervorgehenden Unordnungen in Kirche und Staat, worinn er ſich oft ſehr ſcharfer Ausdrücke bedient. Es hat zwar, wie die Gedichte aus jener Zeit überhaupt, wenig poetiſchen, doch deſto mehr hiſtoriſchen Werth, iſt aber, meines Wiſſens, noch nicht gedruckt. — Uebrigens iſt dieſer ältere Henricus de Hassia mit einem jüngeren gleiches Nahmens, welcher Kartäuſer-Mönch war, ſich ebenfalls als theologiſcher Schriftſteller bekannt machte, und 1427 ſtarb, nicht zu verwechſeln.

Marſilius von Inghen (Ingenuus), war aus Inghen, einer Stadt in den Niederlanden, gebürtig, und

ſtudirte, gleichzeitig mit Buridanus, zu Paris, wo er ebenfalls Occam zum Lehrer hatte. Der Umſtand, daß er ſich hier zu der engliſchen Nation hielt, von welcher er auch 1363 zum Vorſteher erwählt wurde, ſcheint eine Veranlaſſung zu dem Irrthume geweſen zu ſein, daß einige Schriftſteller ihn ſelbſt für einen Engländer ausgegeben haben. Er blieb als Lehrer zu Paris, und gelangte hier zu großem Anſehen, wie er denn 1367 und 1371 zum Rector der Univerſität erwählt, und 1378 in Angelegenheiten der Univerſität nach Rom geſandt wurde. Da nun der Kurfürſt zur Pfalz, Rupert I., mit der Errichtung einer Univerſität in Heidelberg umging, berief er den Marſilius zu ſich, um die neue Univerſität nach dem Muſter der Pariſer einzurichten. Nachdem dieſes Geſchäft nun glücklich zu Stande gebracht war, blieb Marſilius in Heidelberg als Lehrer der Philoſophie, und wurde auch am 17. November 1386 zum erſten Rector der Univerſität erwählt. Dieſes Ehrenamt bekleidete er in der Folge noch ſechsmal, da das Rectorat im Anfange vierteljährlich wechſelte. Wie Buridanus in Wien, gründete er in Heidelberg die Schule der Nominaliſten, und machte ſich übrigens durch ungemeine Thätigkeit um die Univerſität verdient. Er war auch der erſte, dort promovirte Doctor der Theologie, und ſtarb, während ſeines ſiebenten Rectorats, am 20. Auguſt 1396. Der Univerſität vermachte er eine große Anzahl theologiſcher, philoſophiſcher und mediciniſcher Bücher und andere Koſtbarkeiten. Unter ſeinen Schriften, welche ebenfalls nicht alle durch den Druck bekannt geworden ſind, waren beſonders ſeine Quaestiones in IV. libros Sententiarum (gedruckt zu Hagenau 1497, und zu Straßburg 1501) berühmt; außerdem hat er Commentarien über die Phyſik und andere Schriften des

Ariſtoteles, über einige bibliſche Bücher, u. d. m. geſchrieben. *)

Conrad von Soltow (de Soldano) war aus einem adeligen Geſchlechte in Lüneburg geboren und ſtudirte zu Prag, wo er auch die Würden eines Magiſters der Philoſophie und Doctors der Theologie erhielt. Bei der Stiftung der Univerſität Heidelberg wurde er als Profeſſor der Theologie dahin berufen, und gelangte dort zu großem Anſehen; außerdem war er Canonicus zu Hildesheim, Worms und Speyer. Da in den erſten Jahren der Univerſität Heidelberg, nach der von Paris angenommenen Gewohnheit, nur die Mitglieder der philoſophiſchen Facultät zu Rectoren gewählt werden, und an der Rectorwahl Theil nehmen konnten, ſo kam es vornehmlich durch Conrads Vorſtellungen dahin, daß beide Vorzüge allen Doctoren und Magiſtern der ſämmtlichen Facultäten zugeeignet wurden, und er war dann auch der erſte, welcher, am Johannis-Abend 1393, durch eine ſolche allgemeine Wahl zum Rectorat erhoben wurde. Bald nachher wurde er, wegen eines Buches von der Dreieinigkeit, in welchem man ketzeriſche Grundſätze gefunden haben wollte, nach Rom gefordert, wo er ſich aber mit ſo viel Standhaftigkeit und Beredſamkeit vertheidigte, daß ſeine Sache für ihn höchſt ehrenvoll entſchieden wurde. Auf der Rückreiſe wurde er in der Gegend von Speyer von einigen Edelleuten gefangen genommen, aber durch Hilfe der Kurfürſten

---

*) Bei den Nachrichten von dieſem und den drei folgenden Männern liegt zum Grunde: Jo. Schwab, Quatuor seculorum syllabus Rectorum in acad. Heidelbergensi. Pars I. II. Heidelb. 1786. 4.

von Mainz und Pfalz bald wieder befreit, und bald nachher (1395) zum Biſchof von Verden erwählt. Nach einer elfjährigen löblichen Regierung dieſes Bisthums ſtarb er zu Lüneburg am 2. Januar 1407. Seine Schriften ſind theologiſch, und es iſt darunter, außer jenem Tractat. de S. Trinitate, welcher ihm die Händel in Rom zuzog, beſonders ein Werk von der Verbeſſerung der Sitten der Geiſtlichen (de moribus clericorum reformandis) zu bemerken.

Matthäus von Krakow (de Cracovia), nicht aus Krakau in Polen, ſondern vielmehr aus einer adeligen Familie jenes Nahmens, hatte ſich auf den hohen Schulen zu Paris und Prag, theils des Lernens, theils des Lehrens wegen aufgehalten, auch an letzterem Orte die Würde eines Doctors der Theologie angenommen, und eben daſelbſt 1384 einer Provinzial-Synode beigewohnt, wo er für die Verbeſſerung des geiſtlichen Standes ſehr eifrig redete. Im Jahre 1394 kam er nach Heidelberg, wo er einige Jahre lang die Theologie und Philoſophie mit großem Ruhme lehrte, nachher aber von dem Kurfürſten Rupert III. in wichtigen Staatsangelegenheiten gebraucht wurde. Als dieſer zum Römiſchen König erwählt worden war, ſchickte er ihn 1403 als Geſandten an den Papſt, und war auch nachher vorzüglich dazu behilflich, daß er 1405 zum Biſchof von Worms erwählt wurde. Er ſtarb am 5. März 1410, und zeigte ſeine Anhänglichkeit an die Univerſität Heidelberg noch dadurch, daß er ihr ſeine Bibliothek vermachte. Er hat ebenfalls mehrere theologiſche Schriften hinterlaſſen.

Conrad von Soeſt (de Susato), aus der Stadt dieſes Nahmens in Weſtfalen, fing bald nach der Stiftung

der Univerſität Heidelberg an, daſelbſt die Philoſophie zu lehren, von welcher er ſich ſpäterhin zur Theologie wandte, in derſelben die Doctorwürde erhielt, und in beiden Facultäten einen großen Ruhm erlangte. Er bekleidete dreimal (zuerſt 1397) das Rectorat der Univerſität, wohnte, als Abgeordneter derſelben, 1417 dem Concilium zu Conſtanz bei, und wurde, nachdem er viele Jahre bei der Univerſität gelehrt hatte, 1428 zum Biſchof von Regensburg erwählt, wo er am 1. Mai 1437 ſtarb. Seine Schriften beſtehen größtentheils in Quäſtionen (vermiſchten Unterſuchungen in Form der akademiſchen Disputationen) über theologiſche und andere Gegenſtände.

Angelus von Dobelin, aus Debeln (Debelin oder Dobelin) gebürtig, war ein Auguſtiner-Mönch im Kloſter zu Grimma, und Doctor der Theologie. Bei der Errichtung der Univerſität zu Erfurt kam er dahin als der erſte Profeſſor der Theologie, und erlangte dort als Lehrer und Prediger bedeutendes Anſehen, wurde auch, als Abgeordneter der Univerſität, auf das Concilium zu Conſtanz geſchickt, wo er ſich nicht weniger hervorthat. Er ſoll einen Commentar über die Sentenzen, und Vorleſungen über die Logik geſchrieben haben. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Johannes Zachariä, ein geborener Erfurter, ebenfalls Auguſtiner-Ordens, ſtudirte in Italien und wurde zu Bologna Doctor der Theologie, kam aber in ſeine Vaterſtadt zurück, wurde daſelbſt bei der Univerſität im Jahre 1400 Profeſſor der Theologie, und erlangte zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, durch ſeine Vorleſungen, großes Anſehen. Der Stadtrath zu Erfurt brauchte

ihn 1410 zu einer Geſandtſchaft an den päpſtlichen Hof, und 1415 wurde er von der Univerſität als Abgeordneter auf das Concilium zu Conſtanz geſchickt, wo er ſich mit Huſſ in heftige Disputationen einließ, und dafür zur Belohnung vom Papſt eine geweihte goldene Roſe bekam; eine Ehrenbezeugung, die ſonſt nur regierenden Häuptern erwieſen wurde. Auch in ſeinem Orden erlangte er bedeutende Würden, und ſtarb am 25. Jul. 1428. Seine Schriften beſtehen, nach Trithemius, in Predigten, in Commentarien über die Sentenzen, und über verſchiedene bibliſche Bücher.

Johann Hoffmann, aus Münſterberg in Schleſien (daher auch Johannes Monsterberg) hatte zu Prag ſtudirt, trat daſelbſt in der Philoſophie und Theologie als Lehrer auf, und gelangte zu hohem Anſehen, wie er denn auch das Rectorat der Univerſität bekleidete. Zu ſeiner Zeit wurde aber die Univerſität Prag durch innere Uneinigkeit heftig zerrüttet. Die Urſache dieſer Uneinigkeit lag theils in dem heftigen Kampfe zwiſchen den Realiſten, an deren Spitze Huſſ, und den Nominaliſten, an deren Spitze Hoffmann ſtand, theils in der Eiferſucht der Nationen; denn da die Teutſchen in drei Nationen getheilt waren, die Böhmen hingegen nur eine ausmachten, daher auch bei allgemeinen Berathungen nur eine Stimme führten, ſo fanden ſich dieſe hierdurch ſehr gekränkt, und ruhten nicht eher, bis ſie es, 1409, unter Johann Huſſens Rectorat, bei dem König Wenzeslaus dahin gebracht hatten, daß die Verfaſſung der Univerſität geändert, und den Böhmen drei Stimmen gegeben, den Teutſchen hingegen nur eine gelaſſen wurde. Hierdurch wurden die letztern ſo erbittert, daß mehrere Tauſende von ihnen,

und Hoffmanu an ihrer Spitze, Prag verließen. Hoffmann wandte ſich in das benachbarte Meißen, und veranlaſſte den damaligen Markgrafen, Friedrich den Streitbaren, nachher Kurfürſten von Sachſen, eine neue Univerſität in Leipzig zu gründen, welche 1409 eröffnet wurde, indem ſich ein großer Theil der von Prag ausgewanderten hier wieder ſammelte. Hoffmann wurde der erſte Rector dieſer neuen Univerſität, und war noch als Lehrer auf derſelben ſehr thätig. Wenn man ihn aber mit dem, 1413 erwählten, Biſchof Johann IV. zu Meißen (deſſen Geſchlechtsnahme Hoffmann, und der ebenfalls, vor ſeiner Erhebung zum Biſchof, Profeſſor der Theologie zu Leipzig geweſen ſein ſoll) für eine Perſon hält, ſo kann dies nur auf einer Verwechſelung beruhen, da der ungenannte Schriftſteller,*) welcher in der Perſonal-Geſchichte der Leipziger Univerſität, während ihres erſten Jahrhunderts ſo gut Beſcheid weiß, nicht nur hiervon nichts erwähnt, ſondern ausdrücklich verſichert, daß Johannes Monſterberg in Leipzig geſtorben, und daſelbſt im Chor der Nicolai-Kirche begraben worden. — Er galt zu ſeiner Zeit für einen der größten Scholaſtiker, und hat einen Commentar über die Sentenzen, und mehrere andere philoſophiſche Werke ausgearbeitet.

Matthias Döring, oder Thoring, aus Kyritz in der Mark Brandenburg gebürtig, und Franciscaner-Ordens, wurde 1424 zu Erfurt Doctor der Theologie,

---

*) Scriptorum insignium, qui in celeberr. praeſertim Lips. Wittenberg. Francof. ad Od. academiis floruerunt Centuria etc. ed. a Jo. Jo. Madero. Helmſt. 1660. 4. pag. 1.

und lehrte eine Zeitlang mit großem Anſehen auf der dortigen Univerſität, fand auch zugleich als Prediger großen Beifall. Er wurde von der Univerſität als Abgeordneter auf das Concilium zu Baſel geſchickt, und fand auch dort Gelegenheit ſich auszuzeichnen, ſo daß er von dem Theile ſeines Ordens, welcher bei der nachher eingetretenen Spaltung die Partei des Conciliums nahm, zum Ordens-General erwählt wurde; doch legte er dieſes Amt nieder und zog ſich in der Folge in ſein Kloſter nach Kyritz zurück, wo er auch ſtarb. Er war einer der berühmteſten Schriftſteller ſeiner Zeit. Außer einem Commentar über die Sentenzen, einer Dialektik, und einem großen Werke über den Propheten Jeſaias, welche ihm zugeſchrieben werden, ſind beſonders ſeine Anmerkungen über die ganze Bibel bekannt geworden, welche theils Zuſätze zu der Poſtille des Nicolaus von Lyra, theils eine Vertheidigung derſelben gegen die von Paulus Burgensis dagegen gemachten Einwendungen enthalten, daher ſie auch den Titel Defensorium oder Replicae führen. Sie ſind faſt in allen Ausgaben der Bibel mit der Poſtille des Nicolaus von Lyra befindlich.

Gottſchalk Greſemunt, aus Meſchede im Herzogthum Weſtfalen (daher auch Gotschalcus de Meschede), wurde zu Erfurt 1429 Magiſter der Philoſophie, lehrte daſelbſt, und bekleidete 1437 das Rektorat der Univerſität, welche Würde ihm in der Folge noch zweimal übertragen wurde. Als er 1439 die Doctorwürde in der Theologie angenommen hatte, erhielt er ein Canonicat bei der S. Marien-Stiftskirche in Erfurt und eine damit verbundene ordentliche Profeſſur bei der Univerſität, wurde in der Folge zum Decanus ſeines Stiftes erwählt, und

ſtarb um das Jahr 1470. Trithemius, der ſeiner mit großem Ruhme gedenkt, nennt als ſeine Schriften, außer den Predigten und andern Reden (Sermones et collationes), vornehmlich ſeine Quäſtionen über die Sentenzen, und vermiſchte Unterſuchungen (Quaestiones varias disputatas).

Gabriel Biel iſt unter den ſpäteren Scholaſtikern der berühmteſte, und eben ſo unter den berühmten Scholaſtikern der letzte. Er war, nach ſeiner eignen und ſeines Schülers Wendelin Steinbachs Ausſage, zu Speyer geboren. (Einige Schriftſteller machen irrthümlich Conſtanz, Tübingen, oder einen Ort in der Schweiz zu ſeinem Geburtsorte.) Er ſcheint zuerſt in Heidelberg ſtudirt zu haben, und wurde hier Magiſter, begab ſich aber darauf nach Erfurt, wo er 1442 bei der philoſophiſchen Facultät aufgenommen wurde. Ohne Zweifel hat er hier nicht bloß den Unterricht der damaligen Lehrer benutzt, ſondern ſich auch ſelbſt als Lehrer beſchäftigt; unter andern ſcheint er ſchon damals in die Bekanntſchaft des M. Eggelingus Becker von Braunſchweig gekommen zu ſein; denn daß er dieſen noch eigentlich zum Lehrer gehabt habe, läſſt ſich nicht wohl annehmen, da Eggelingus erſt drei Jahre nach Biels Aufnahme in Erfurt, nehmlich 1445, die Magiſterwürde erhielt. Wie lange ſich Biel in Erfurt aufgehalten, und ob er hier oder an einem andern Orte die Würde eines Licentiaten der Theolgie angenommen hat, die ihm in ſeinen Schriften beigelegt wird, iſt unbekannt. Er wurde nachher Prediger an der Hauptkirche des heil. Martinus zu Mainz, wo er wieder mit dem gedachten Eggelingus zuſammen lebte; und in der Folge Propſt des Collegiatſtiftes zu Urach im Würtembergiſchen.

Die Jahre dieſer Veränderungen ſind ungewiſſ. In dem letztern Amte leiſtete er dem Grafen (nachherigen erſten Herzog) Eberhard von Würtemberg treffliche Dienſte bei der Gründung und Einrichtung der Univerſität Tübingen, wovon an ſeinem Orte weiter die Rede ſein wird. Im Jahre 1482 begleitete er den Grafen Eberhard auf einer Reiſe nach Rom, und übernahm nach ſeiner Zurückkunft (1484) ein Lehramt der Theologie und Philoſophie auf der Univerſität Tübingen, wo er auch 1487 und 1489 zum Rector erwählt wurde; doch verließ er dieſes Amt, trat in ſeinen letzten Lebensjahren in den Orden der fratrum de communi vita, und erhielt noch 1492 vom Herzog Eberhard ein Canonicat in dem neuerrichteten S. Petersſtifte zum Einſiedel im Schönburg, wo er auch, nach ſeinem 1495 in ziemlich hohem Alter erfolgten Tode, begraben wurde. Wegen einiger Stellen in ſeinen Schriften, worinn er von der herrſchenden Meinung etwas abgeht, oder über die Sittenverderbniſſ ſeiner Zeit klagt, haben ihn Einige unter die Gegner des Papſtthums vor der Reformation ſetzen wollen, aber mit Unrecht; vielmehr zeigt er ſich im Ganzen als einen ſehr eifrigen Papiſten, und daher richtete auch die Tridentiniſche Kirchenverſammlung auf ſeine Lehrſätze eine beſondere Aufmerkſamkeit. Eben ſo war er einer der eifrigſten Scholaſtiker; beſonders legte er einen hohen Werth auf die Sentenzen des Lombardus, und erwarb ſich daher auch unter den ſogenanten Sententiariis einen ſehr großen Nahmen. Vom Ariſtoteles war er ſo ſehr eingenommen, daß er deſſen Moral, wie man ſagt, ſogar auf der Kanzel vortrug. Seine Werke gaben der Scholaſtik in den letzten Jahrzehenten des funfzehnten und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts noch ihre ſtärkſte Stütze. Doch ſind dabei ſeine wahren Verdienſte nicht zu

vergeſſen, beſonders ſeine Thätigkeit für die Beförderung der Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlicher Anſtalten überhaupt; auch wird ſelbſt von Luther (gewiſſ keinem Freunde des Scholaſticismus) die Simplicität ſeines Styls und deſſen Kürze verbunden mit Deutlichkeit gerühmt. Auch verdient es Lob, daß er aufrichtig genug war, zu bekennen, was er andern Gelehrten zu danken hatte. Seine Schriften, die vormals ſehr berühmt waren, daher zum Theil oft aufgelegt wurden, jezt aber alle zu den ſeltnen gehören, ſind folgende: 1) Epitome et collectorium super quatuor sententiarum libros, cum inventario generali contentorum. Tubing. 1495. Fol. 2 Voll. Nach Biels Tode von Wendelin Steinbach herausgegeben. Auch: Basil. ap. Jac. Pforcensem. 1508. Fol. 2 Voll. — Commentarii doctissimi in IV. sententiarum libros, cum supplemento quod desiderabatur etc. Brix. 1574. 4. u. m. A. — 2) Sacri canonis missae expositio resolutissima litteralis et mystica. Dieſes Werk iſt, nach Biels eigner Erklärung, gröſstentheils aus den Vorleſungen des obengedachten M. Eggelingus genommen. Es iſt mehrmals, unter etwas verſchiedenem Titel, gedruckt worden; z. B. Lectura super canone missae in alma univers. Tubingensi ordinarie lecta. Impensis Jo. Otmar, civis Reutlingensis. 1488. fol. — Sacri canonis missae expositio in univ. Tubing. ordinarie lecta. Cur. Wendel. Steinbach. Tubing. per Frid. Meyenberger. 1499. fol. *) — Basil. ap. Jac. Pfor-

---

*) Dieſe Ausgabe, an deren Daſein Clement (Bibl. hist. et crit. T. IV. pag. 235.) zweifelt, iſt wirklich vorhanden,

censem. 1510. fol. — Lugduni imp. Jo. Cleyn. 1514. fol. — Paris. sumt. Jo. Parvi. 1516. fol. u. m. A. — 3) Epitome expositionis canonis missae. Tubing. ap. Meyenberger. s. a. (nach der Vorrede Wendelin Steinbachs, 1499.) 4. — Spirae per Conr. Hyest. s. a. 4. — Ss. canonis missae expositio pia et catholica a M. Gabr. Biel in epitomen contracta. Antverp. 1565. 12. — 4) Predigten; nehmlich: Sermones in passionem Domini. Reutling. 1489. fol. — cur. Flor. Diel. Mogunt. 1509. 4. u. m. A. — Sermones dominicales de tempore et sanctis per totum annum. Tubing. 1499. 4. — Sermones Gabrielis Biel Spirensis de tempore. — S. G. B. S. de ſestivitatibus Christi. — 2 Bände; am Ende des letztern: Sermones de tempore et de sanctis etc. Hagenau 1515. 4. — Basil. 1519. 4. — Sermones de festivitatibus Christi. S. l. e. a. 4. — Sermones de festis S. Mariae. S. l. e. a. 4. — Sermones medicinales tempore pestis contra pestilentiam et mortis timorem. Basil. 1519. 4. — Sämmtliche Predigten: Colon. Agripp. 1619. 4. u. m. A. — 5) Tractatus artis grammaticae. S. l. e. a. 4. — 6) De potestate et utilitate monetarum. Reutling. s. a. 4. u. m. A. Auch in Thomanni act. publ. monetar. Aug. Vind. 1692. T. I. pag. 271. — 7) Deſensorium contra aemu-

---

und befindet ſich unter andern, ſo wie die meiſten bei dieſem Schriftſteller angeführten Ausgaben, auf der Königlichen Bibliothek zu Erfurt; dagegen ſcheint die Angabe einer früheren (Reutling. 1483.) bei Bauer (Verzeichniſſ rarer Bücher, 1. Suppl. B. S. 220.) auf einem bloßen Druckfehler zu beruhen.

los suos de obedientia sedis apostolicae; bei der oben erwähnten Ausgabe der Sermon. de tempore et sanctis, Basil. 1519. —

Dieſen und vielen andern Lehrern der ſcholaſtiſchen Theologie und Philoſophie, von denen wir hier nur einige der berühmteſten ausgewählt haben, können wir, wenn wir uns nach einer ausgedehnten und fruchtbaren Thätigkeit in anderer Richtung umſehen, nur etwa die Lehrer der Rechte gegenüber ſtellen, unter denen ſich freilich viele große und berühmte Nahmen finden, bei denen man aber doch auch eine ausgezeichnete Aufregung und freiere Bewegung geiſtiger Thätigkeit vergebens ſuchen würde, da ſie alle ungemein in äußeren Formen und in den Bahnen ihrer Vorgänger beſchränkt waren, und nur die betretenen Wege verfolgten. Uebrigens liegt es nicht in dem Plane dieſer Arbeit, auf die genauere Bekanntſchaft der Gelehrten aus dieſem Fache tiefer einzugehen. — Sonſt aber aber finden ſich äußerſt wenige Männer, die ſich zu freieren Anſichten, zu einem wahren Selbſtdenken erhoben, und im Gebiete der Kirche oder der Wiſſenſchaft eine neue Bahn zu brechen, oder mit der Fackel des Verſtandes die Nebel der Vorurtheile zu erhellen ſich bemühten. *) —

Von den niedern Schulen konnte noch weniger Gutes ausgehen. Dieſe waren ganz in die Hände der Geiſt-

*) Wir deuten dieſe Männer hier nicht näher an, da ſie ihren Platz in der Folge ſchicklicher da, wo von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ausdrücklich die Rede iſt, finden.

lichen gegeben, und wurden von dieſen hauptſächlich für ihre Zwecke benutzt. Unterſcheiden muſſ man die Kloſterſchulen von den Schulen der Collegiat-Stifter. Beide kamen zwar in ihren allgemeinſten Grundzügen überein, hatten aber doch manches Unterſcheidende. Die Kloſterſchulen waren die zahlreicheren, in der Regel aber am ſchlechtſten verſehen. Den Unterricht beſorgten die Mönche ſelbſt; da man ihn aber nur als Nebenſache betrachtete, ſo wurden nicht immer die Mönche von vorzüglichern Geiſtesgaben damit beauftragt, weil man dieſe zu wichtigern Geſchäften gebrauchen konnte; überdies konnten dieſe Leute, auch bei dem beſten Willen, keine andere Bildung geben, als die ſie ſelbſt empfangen hatten; Erziehung und Unterricht bekamen daher einen ganz klöſterlichen Zuſchnitt. Die Unterrichtsgegenſtände waren Grammatik und Religion; aber der Religionsunterricht beſchränkte ſich auf die Legenden der Heiligen (unter denen dann immer die Patrone des Ordens und Kloſters am meiſten florirten), und auf das Auswendiglernen von Gebethen; und der Unterricht in der Grammatik war ſo trocken und geiſtlos, daß die Schulen, wie Luther ſagt, für die Jugend wahre Carnificinae (Schindereien) wurden, und daß mancher wohl zehn Jahr und darüber in die Schule gegangen war, und am Ende doch weder lateiniſch noch teutſch konnte. Für künftige Gelehrte war ein ſolcher Unterricht nicht hinreichend; dieſe eilten daher ſo bald als möglich auf die Univerſitäten, wo ſie nun ohne alle Vorbereitung ankamen, und vielleicht wieder eine Menge Zeit verloren, ehe ſie nur wuſſten, was ſie hören oder lernen ſollten. Für den eigentlichen Bürger, alſo für den Stand, der die größte Maſſe und die weſentlichſte Kraft des Staates ausmacht, war ſo gut wie gar nicht geſorgt; denn Kenntniſſe, welche

dieſem in ſeinem Berufe hätten nützlich werden können, wuſſte niemand zu lehren; und wie hätten auch Menſchen, die allen bürgerlichen Verhältniſſen entfremdet waren, verſtehen ſollen, Bürger zu erziehen? Nur für die Erziehung von Mönchen konnten die Kloſterſchulen taugen, und daher wurden ſie von ihren Vorſtehern hauptſächlich wieder zu Pflanzſchulen der Klöſter, nebenbei überhaupt zu Mitteln, das Anſehen und den Einfluſſ der Klöſter zu erhalten und zu erweitern, benutzt. — Mit den Schulen der Collegiatſtifter war es etwas beſſer beſtellt. Dieſe geiſtlichen Corporationen waren nehmlich, theils bei ihrer Stiftung ausdrücklich, theils durch das Herkommen, verpflichtet, Schulen zu unterhalten, und es führte daher in jedem Stifte ein Canonicus den Titel Scholasticus (in teutſchen Urkunden Schulmeiſter), weil ihm beſonders die Sorge für die Schule oblag. Mit der Zeit waren freilich die geiſtlichen Herren, bei dem Genuſſ ihrer einträglichen Präbenden, bequem geworden, und manche hatten ihre Schulen ganz eingehen laſſen; andere hielten ſie zwar fort, aber ſie bemühten ſich nicht mehr ſelbſt mit dem Unterrichten, ſondern ſtellten einen Lehrer an, den ſie dafür beſoldeten. So geſchah es indeſſen, daß dieſe Schulen doch meiſtens mit Männern verſehen waren, die für ihre Zeit als gute Lehrer gelten konnten; auch herrſchte hier nicht die klöſterliche Strenge; doch mit den Unterrichtsgegenſtänden war man eben nicht viel beſſer daran. Ueberhaupt fehlte es dem ganzen damaligen Schulunterricht gerade an den nothwendigſten Erforderniſſen, an Plan und Methode; man wuſſte weder die Grenze zwiſchen der Schule und der Univerſität, noch zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Schüler ſelbſt, richtig zu beſtimmen; auch an zweckmäßigen Lehrmitteln fehlte es ganz, denn

die herrſchenden Lehrbücher waren eben ſo dürftig, als trocken und geſchmacklos.

Wollen wir mit wenig Worten die Summe der bisherigen Schilderung des wiſſenſchaftlichen Lebens in Teutſchland wiederholen, ſo ergibt ſich Folgendes. Es fehlte keineswegs an Männern, die ſich den Wiſſenſchaften mit Fleiß und Kraft widmeten, aber ihren Bemühungen entging meiſtens der glückliche Erfolg, weil man die höhere Bildung des Geſchmacks, und das Studium der alten Literatur, als der reichſten Quelle eines reineren Geſchmacks, faſt ganz vernachläſſigte, weil man die Wiſſenſchaften zu einſeitig behandelte, ſich ganz an herkömmliche Autoritäten und vorgeſchriebene Formen band, zu viel zunftmäßige Beſchränkung in den Wiſſenſchaften und Lehranſtalten nicht nur duldete, ſondern ſogar für weſentlich und nothwendig hielt, die Wiſſenſchaften ſelbſt als Monopol einer gewiſſen Zunft anſah und nicht gemeinnützig zu machen verſtand, mehr gelehrte Curioſitäten in ihnen ſuchte, als wahren Nutzen für die menſchliche Geſellſchaft, und durch dies alles einem freien Forſchen und höheren Aufſtreben des Geiſtes zu wenig Raum gab.

Dies war alſo die Geſtalt der Wiſſenſchaften und der wiſſenſchaftlichen Anſtalten um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, ja in vielen Stücken kann die hier gegebene Schilderung noch für weit ſpätere Zeiten gelten. Damals konnte ſie freilich, den Umſtänden nach, nicht viel beſſer erſcheinen, und die Leute, die das nächſte Intereſſe dabei hatten, waren, mit wenigen Ausnahmen, ganz wohl damit zufrieden, weil ſie weder etwas beſſeres kannten, noch von der ſo nahe bevorſtehenden Umwälzung im

Reiche der Wiſſenſchaften eine Ahnung hatten. Sie hielten die Dämmerung, in der ſie wandelten, ſchon für das helle Licht; aber früher, als man es ahnen konnte, ſollte die Morgenröthe heranbrechen, vor welcher jene Schatten allmählich zurückſanken.

Geſchichte

des

Wiederaufblühens wiſſenſchaftlicher Bildung,

vornehmlich in Teutſchland.

Erſter Theil.

Erſter Theil.

Allgemeine geſchichtliche Ueberſicht der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ihrer Hilfsmittel und erſten Beförderer, bis zum Anfange der Reformation.

Wenn wir die ganze Geſchichte der neuern Zeit, und unſers Vaterlandes insbeſondre, mit forſchendem Blicke durchſchweifen, ſo finden wir gewiſſ keinen Zeitraum, bei welchem ſowohl der gefühlvolle Menſchenfreund, als der denkende Geſchichtforſcher, lieber verweilen ſollte, von welchem zu gleicher Zeit Geiſt und Herz eben ſo ſtark und wohlgefällig angezogen würden, als den Zeitraum, wo, nach langem Herumirren in Schatten und Dämmerung, die heitere Morgenröthe hervorging, einen der ſchönſten, lichtvollſten Tage verkündend. Wunderbar ſtellte auch hier die Hand der alles leitenden Vorſehung Schatten und Licht neben einander; auf der einen Seite in Teutſchlands Verfaſſung den Zuſtand unendlicher Verwirrung, und in ſeinem Herrſchereinfluſſ auf Europa den Zuſtand augenſcheinlichen Sinkens; auf der andern Seite die, in jugendlich kräftiger Regſamkeit aufkeimende, Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die eben in Teutſchland am reichſten, ſchönſten und wirkſamſten gedieh. Sie wollte — ſo

ſcheint es — durch ein großes und auffallendes Beiſpiel zeigen, wie ſehr das Licht der Wiſſenſchaften nothwendig, ja wie es das einzige Mittel war, aus jenem düſtern Gewirre zu Frieden und Glück zu geleiten; aber auch, daß weltliche Herrſchergewalt nicht das einzige, ja nicht einmal das nothwendigſte ſei, wodurch ein Volk groß, und worinn es glücklich werden kann, ſondern daß es noch etwas größeres, ſchöneres und menſchlicheres gibt, nehmlich Aufklärung und Bildung des Geiſtes, die nicht allemal mit jener vereint iſt, aber einzig erſcheint und ſich durch alle Zweige des Volkes verbreitet im Gefolge der Wiſſenſchaft.

Die Geſchichte zeigt, wie die Natur, nur ſanfte Uebergänge, auch da, wo uns auf den erſten Anblick die kühnſten Sprünge erſcheinen, und läſſt uns nie eine Wirkung ohne weiſe, tief begründete Urſachen erkennen. So muſſten auch hier manche, zum Theil ſehr entfernte und ganz unerwartete Urſachen zuſammentreffen, um die große und folgenreiche Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu bewirken.

An der öſtlichen Grenze von Europa hatte ſich noch, als Trümmer eines längſt verſunkenen Alterthums, das oſtrömiſche, byzantiniſche oder griechiſche Kaiſerthum erhalten. Von außen verkleinert und geſchwächt, im Innern zerrüttet, bot es in ſeiner Geſchichte faſt nur eine Abwechſelung von Empörung, Königsmord, Hofkabalen und Ketzerſtreitigkeiten. Dennoch war dies der einzige Staat, in welchem ſich eine mehr als oberflächliche Kenntniſſ der altgriechiſchen Literatur und ein gewiſſer Anſtrich von höherer wiſſenſchaftlicher Bildung erhalten hatte, wozu theils die hier herrſchende, freilich ſehr entartete, griechiſche Sprache, theils die Erinnerung an die vermeinte Abſtammung von

den alten Griechen und an den Ruhm jener großen Vorzeit beitragen mochte; denn dieſe ſuchte man um ſo mehr mit einem gewiſſen ångſtlichen Stolz im Andenken zu erhalten, je weniger die Kraftloſigkeit der ſpåteren Zeiten eignen Ruhm gedeihen ließ. Die überlieferten Schåtze der alten Weisheit wurden alſo hier zwar nicht vermehrt, kaum noch ſpårlich benutzt, aber doch wenigſtens aufbewahrt; fremden Låndern und Vôlkern kam aber nichts davon zu Gute; denn Griechenland war, theils wegen ſeiner veralteten Staatsform, theils in Folge ſeiner kirchlichen Trennung vom Abendlande, in ſich zu abgeſchloſſen, zu wenig mit andern Staaten in Verbindung, als daß ſich ein wechſelſeitiges Vernehmen, eine Mittheilung von Kenntniſſen hätte bilden können. Långere Dauer dieſes Zuſtandes würde das gänzliche Einſchlafen aller wiſſenſchaftlichen Kultur in Griechenland ſelbſt zur Folge gehabt haben; aber es nahte die Zeit, wo das griechiſche Reich aus der Reihe der Staaten, in denen es ohnehin nur noch wie ein wandelnder Leichnam erſchien, gånzlich verſchwinden ſollte. Von den Türken immer mehr bedrångt, verlor es von den wenigen Provinzen, die ihm noch übrig waren, eine nach der andern, bis ihm wenig mehr übrig geblieben war, als die Hauptſtadt Konſtantinopel. Auch dieſe fiel endlich (1453) unter der Gewalt der türkiſchen Waffen, und das griechiſche Reich fand damit ſeinen vôlligen Untergang.

Dieſe Begebenheit wurde nicht nur für die politiſche Geſtaltung unſeres Erdtheils, ſondern auch für die wiſſenſchaftliche Kultur, doppelt wichtig. Mit dem türkiſchen Reiche, das ſich nun vôllig in Europa eingedrångt und feſtgeſetzt hatte, war allen chriſtlichen Staaten ein gemeinſchaftlicher, eben ſo heftiger als måchtiger Feind erwachſen,

der nicht nur durch die Neuheit ſeiner Erſcheinung dem öffentlichen Leben allenthalben eine neue Anregung gab, ſondern auch die einzelnen Staaten nöthigte, zu ihrer eignen Sicherheit, ſich näher als bisher an einander anzuſchließen. Hierdurch entwickelte ſich zuerſt ein allgemeineres, engeres Band und ein ununterbrochner wechſelſeitiger Verkehr der weſt-europäiſchen Staaten; denn bisher beſtand dieſer nur ſehr unvollkommen, und faſt einzig vermittels der von Rom über alle Völker ausgehenden Kirchenherrſchaft, die aber zur Förderung der Geiſteskultur wenig beitrug, und der nun ſelbſt ihr Umſturz nahe bevorſtand. Es war aber ein ſolcher lebhafter Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Völkern und Staaten ſehr nothwendig und förderlich zur ſchnelleren Mittheilung und allgemeinern Verbreitung neu aufgefundener Kenntniſſe, die ſich nicht auf den engen Bezirk ihres erſten Emporkeimens beſchränken, ſondern in einem größeren Umfange wirkſam und fruchtbar werden ſollten. Dies war die eine wichtige Folge vom Untergange des griechiſchen Reiches. Aber eine zweite, nicht minder bedeutende, war die Verbreitung gelehrter Griechen, und durch dieſe die Einführung der griechiſchen Literatur im Abendlande, und zwar zunächſt in Italien, wo ſchon während des vorhergegangenen Jahrhunderts, durch einzelne gelehrte Männer, welche ſich durch eignen Fleiß mit den Werken der alten Römer bekannt gemacht und nach ihrem Beiſpiel gebildet hatten, der Weg zu einer erneuerten allgemeinen klaſſiſchen Bildung gebahnt war.

Der erſte dieſer unvergeſslichen Reformatoren, und der Vater der klaſſiſchen Literatur und des veredelten Geſchmacks für das ganze weſtliche Europa, war Franz Petrarcha. Sein Vater, Petracco, war durch innere Unruhen aus Florenz, ſeinem gewöhnlichen Wohnorte,

vertrieben worden und nach Arezzo geflohen, wo ihm ſein Sohn **Franz** im Jahre 1304 geboren wurde. Dieſer lebte in ſeinen jüngeren Jahren meiſtens zu Carpentras, und legte theils hier, theils zu Avignon, ſeines Vaters ſpäterem Wohnorte, die Anfangsgründe der damals gangbaren Wiſſenſchaften. Sein Vater hatte ihn zu einem Rechtsgelehrten beſtimmt, und er wurde daher ſchon frühzeitig von ihm zum Studium des römiſchen Rechts angehalten; aber ſeine lebhafte Phantaſie, ſein früh erwachender Sinn für das Schöne und Große, fand bei dieſer Beſchäftigung nicht genug Nahrung. Da entdeckte er zufällig unter ſeines Vaters Büchern einige Schriften des **Cicero**, und wurde von dieſen, anfänglich nur durch die Reize der Schreibart, bald aber auch durch den Innhalt, ſo gewaltig angezogen, daß er jede Stunde, die er ſeiner Berufswiſſenſchaft entziehen konnte, auf das Leſen jener Schriften verwandte. Sein Eifer für die klaſſiſche Literatur vermehrte ſich, je mehr er las, und er wandte nun alle Mühe an, um noch mehr Schriften der alten Römer, vorzüglich aber des **Cicero**, zu ſammeln. Doch ſein Vater war mit dieſen Studien, die er ſeiner Abſicht für nachtheilig hielt, gar nicht zufrieden; als er einſt ſeinen Sohn über dem Leſen jener Bücher antraf, warf er, im Unwillen, ſie alle ins Feuer, und dieſer konnte nur mit Mühe einen **Virgil** und einige Werke des **Cicero** vom Untergange retten. Sein Vater ſchickte ihn hierauf nach **Bologna**, und hier beſchäftigte er ſich, auf Befehl ſeines Vaters, ſieben Jahre lang mit dem Studium des römiſchen und kanoniſchen Rechts, ohngeachtet er den größten Widerwillen dagegen empfand, der aber nicht auf eine Verachtung des Gegenſtandes ſelbſt — den er vielmehr ſehr hoch ſchätzte — ſondern theils auf den Miſſbrauch, den er

ſo häufig davon machen ſah, theils auf die, ſchon entſchieden bei ihm hervortretende, Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, mit der jene trocknen Studien freilich in auffallendem Widerſpruche ſtanden, ſich gründete. Der Tod ſeines Vaters (1324) endigte dieſen Zwang. Er erbte zwar nur ein kleines Vermögen, aber es ſchien ihm doch hinreichend, um davon unabhängig leben zu können, er kehrte daher nach Avignon zurück, wo er ſich nun ohne Einſchränkung ganz ſeinem Lieblingsſtudium hingab.

Ein Jahr nach ſeiner Zurückkunft machte Petrarcha die Bekanntſchaft jener Laura, die er nachher in ſeinen Geſängen verewigte. Er fühlte ſich von einer unwiderſtehlichen, ſein ganzes Weſen durchdringenden, zwar rein geiſtigen und tugendhaften, aber um ſo mehr ſchwärmeriſchen und feurigen Liebe zu ihr ergriffen, die er ſein ganzes Leben hindurch, auch nach dem Tode der Geliebten, bewahrte, und die ſeinen Gedichten jenes unvergleichliche Feuer mittheilte, das ſich in ihnen mit der höchſten Zartheit der Empfindungen vereinigt. Ueberhaupt ſcheint dieſe Liebe auf Petrarcha's Charakter einen entſcheidenden Einfluſſ gehabt, und ihm das in ſich Abgeſchloſſene, Vollendete und Ueberſinnliche gegeben zu haben, welches die Nachwelt noch an ihm bewundert, und welches auch für ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen nicht ohne bedeutende Wirkung blieb.

Inzwiſchen fühlte Petrarcha, daß dieſe Leidenſchaft zu ſehr ſein ganzes Weſen erfüllte, und ſuchte ſie daher durch äußere Zerſtreuung einigermaßen zu beſchränken. In dieſer Abſicht unternahm er verſchiedene Reiſen durch Frankreich, die Niederlande, und andere Gegenden, unter andern im Jahr 1333 auch durch einen Theil Teutſchlands;

allenthalben aber benutzte er jede Gelegenheit, ſeinen Vorrath von Handſchriften römiſcher Klaſſiker zu vermehren. Im Jahre 1337 reiſte er durch Italien, und verweilte vorzüglich zu Rom, im Hauſe der berühmten Familie Colonna, deren Bekanntſchaft er ſchon zu Avignon gemacht hatte. Seine Begeiſterung für das alte Rom, die ſich durch das Leſen der Klaſſiker bei ihm gebildet hatte, und nun durch den Anblick ſo mancher Denkmaale des Alterthums noch höher entflammt wurde, ließ ihn um ſo ſchmerzlicher empfinden, wie weit das neue Rom von dem alten abſtand, und ſeine lebhafte Phantaſie ließ es ihn als ganz gewiſſ voraus ſehen, daß Rom wieder zu ſeiner alten Größe und zum Range der Weltherrſcherinn emporſteigen müſſe. Darum ſuchte er auch durch ſeine Briefe die Päpſte zu bewegen, ihren Wohnſitz, den ſie damals in Avignon hatten, wieder nach Rom zu verlegen, weil dieſe Stadt allein würdig ſei, daß das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche ſie bewohne.

Ohngeachtet Petrarcha zu der Zeit, als er ſich in Rom aufhielt, noch nicht öffentlich als Schriftſteller aufgetreten war, ſo wurde doch ſein Ruhm ſchon durch die Achtung, welche die Colonna, eine der vornehmſten römiſchen Familien, ihm bewieſen, vollkommen begründet, und durch die großen Einſichten und Kenntniſſe, die er in ſeinem perſönlichen Umgange darlegte, bei allen Urtheilsfähigen gerechtfertigt. Um ſo mehr Befremden erregte es, als er ſich, nach Avignon zurückgekehrt, nicht, wie man erwartet hatte, den öffentlichen Geſchäften widmete, ſondern in die Einſamkeit nach Vauclüſe zurückzog, wo er noch immer der Erinnerung an ſeine Laura, und abwechſelnd, um jener nicht ganz zu unterliegen, ſeinen erfolg-

reichen Beſchäftigungen im Gebiete der klaſſiſchen Literatur, Dichtkunſt und Philoſophie ſich hingab.

Bis dahin hatte Petrarcha ſich nur an den römiſchen Klaſſikern geweidet; denn die Griechen kannte er nur aus den Nachrichten der Römer, da ihm die Kenntniſſ der griechiſchen Sprache fremd war. Seine Sehnſucht ward einigermaßen befriedigt, als im Jahr 1339 ein Mann nach Avignon kam, bei dem wir, als einem Lehrer Petrarcha's, und als dem Erſten, der überhaupt im weſtlichen Europa, freilich noch ohne großen Erfolg, als Lehrer der griechiſchen Sprache auftrat, hier erſt einige Augenblicke verweilen.

Bernhard Barlaam war gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Seminata in Calabrien geboren. Er trat in den Orden des heiligen Baſilius, und wurde hier mit der griechiſchen Sprache und Literatur wenigſtens ſo weit bekannt, daß er ſich nach tieferer Kenntniſſ derſelben ſehnte, und, um dieſe zu erlangen, eine Reiſe nach Griechenland unternahm. Er hielt ſich anfangs in Aetolien, dann zu Theſſalonich, und ſeit 1327 in Konſtantinopel auf, wurde hier Abt einer Kloſters, und erlangte den Ruf einer vorzüglichen Gelehrſamkeit, welche jedoch die Mönche, mit denen er in Streit gerieth, verdächtig zu machen ſuchten. Inzwiſchen ſandte ihn der Kaiſer Andronicus der Jüngere an Papſt Benedict XII. nach Avignon, angeblich um eine allgemeine Kirchenverſammlung, zum Behuf einer Vereinigung der griechiſchen Kirche mit der lateiniſchen, zu veranſtalten; denn dieſes Vorwandes bedienten ſich die Griechen gern, wenn ſie der Hilfe der Weſt-Europäer (der ſogenannten Lateiner) in ihren Bedrängniſſen bedurften, ob ſie gleich, wenn ſie ihren

Zweck erreicht hatten, allemal wieder zu ihrem alten Haſſe gegen die römiſche Kirche zurückkehrten. Auch in dieſem Falle war der eigentliche Zweck, welchen man durch Barlaams Sendung zu erreichen ſuchte, die Vermittelung des Papſtes bei den europäiſchen Mächten, zum Beiſtand gegen die Türken, welche ſchon mehrere wichtige Plätze des griechiſchen Kaiſerthums erobert hatten, und Konſtantinopel immer näher bedrohten. Die Sendung Barlaams blieb indeſſen unwirkſam, und er reiſte, ohne ſeinen Zweck in einer oder der andern Hinſicht erreicht zu haben, 1339 wieder von Avignon ab. In Konſtantinopel ward er aufs neue in Streitigkeiten mit den Mönchen auf dem Berge Athos verwickelt, und da ein zu Konſtantinopel gehaltenes Concilium gegen ihn entſchied, ſo ſah er ſich genöthigt, Griechenland zu verlaſſen, und nach Italien zu fliehen. Durch Petrarcha's Vermittelung ward er Biſchof zu Geracci in Calabrien, ſeinem Vaterlande, und ſoll dort, nach der gewöhnlichen Angabe, 1353 geſtorben ſein; indeſſen wird er von Petrarcha in einem Briefe, der nicht vor 1364 geſchrieben ſein kann, als noch lebend erwähnt. *) — Daß er, wenn auch kein geborner Grieche,

---

*) Ich meine den Brief, welchen Petrarcha dem Johann von Ravenna, als er ihn zum zweitenmale verließ, als Empfehlung an Hugo von S. Sevarino mitgab. (Rer. senil. Lib. XI. Ep. 9.) Johann von Ravenna, der bei ſeiner zweiten Entfernung von Petrarcha wenigſtens im 17ten Jahre geweſen ſein muſſ, war 1347 (nicht, wie Meiners angibt, 1352) geboren. Petrarcha ſagt in dem erwähnten Briefe, Johannes wolle ſich in Unter-Italien mit der griechiſchen Sprache bekannt machen, und nennt als Männer, welche derſelben dort ſehr kundig wären, Barlaam und Leontius.

doch einer der gelehrteſten Griechen ſeiner Zeit, und mit mehrern der alten griechiſchen Klaſſiker, nahmentlich dem Platon, Ariſtoteles und Euklides, ſehr vertraut war, geht aus den Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen hervor; und durch ſeine Bekanntſchaft mit Petrarcha ward ihm auch das Verdienſt, die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Sprache zuerſt in Italien einzuführen.

Barlaam und Petrarcha kamen einander in ihren wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen entgegen; denn ſo wie Petrarcha in die griechiſche Literatur eingeweiht zu werden wünſchte, ſo ſuchte ſich Barlaam in der lateiniſchen gründliche Kenntniſſe zu erwerben. Es begann alſo zwiſchen beiden ein wechſelſeitiger Unterricht, der jedoch, wie Petrarcha ſelbſt mit Bedauern bemerkt, durch Barlaams Abreiſe von Avignon, zu bald wieder unterbrochen wurde, als daß jener in der griechiſchen Sprache ſo beträchtliche Fortſchritte hätte machen können, als er wünſchte. Die vorzüglichſte Frucht ſeines Umganges mit Barlaam war ſeine Bekanntſchaft mit den Werken des Plato. Eine gewiſſe Geiſtesverwandſchaft mit dieſem Philoſophen ließ in ihm eine faſt ſchwärmeriſche Verehrung für denſelben hervorgehn, und aus Platons Werken ſchöpfte Petrarcha einen Theil des Idealiſchen, das ſeine Dichtkunſt, wie ſeine Philoſophie auszeichnet, z. B. ſeine Anſichten von geiſtiger Schönheit und Liebe, vom Urſprunge und der Verwandtſchaft der Seelen, und von ihrer Wanderung zu den Sternen, wenn ſie von den Banden des Körpers entledigt ſind.

Petrarcha's Wirkſamkeit auf ſeine Zeitgenoſſen gewann einen noch weit höheren Glanz durch ſeine Krönung zum Dichter; eine Ehre, die damals weit ſeltner ertheilt

wurde, und daher viel wichtiger und rühmlicher war, als in ſpäteren Zeiten. Sie ward ihm von der Stadt Rom und der Univerſität Paris gleichzeitig angetragen; aber nach ſeiner Vorliebe für Rom entſchied er für jene, und reiſte (1343) nach Rom, wo er auf dem Kapitol, von dem Senator von Rom, unter großen Feierlichkeiten mit dem Lorbeerkranze gekrönt wurde. Dieſe Feierlichkeit entſchied gleichſam Petrarcha's Anerkennung als den Erſten ſeiner Nation im Reiche der Wiſſenſchaften; und ſein ruhmvolles Beiſpiel war der erſte Reiz zu jenem Wetteifer in der Poeſie und Beredſamkeit, der ſeitdem in Italien ſich regte, und in dem zunächſt folgenden Zeitalter ſo koſtbare Früchte reifte.

Petrarcha's Ruhm, der nun ſo feſt begründet war, erwarb ihm die Anerbietung verſchiedener anſehnlicher Ehrenſtellen, die er aber, aus Liebe zu einer ſtillen und unabhängigen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, ablehnte, und ſich mit den mäßigen Einkünften der geiſtlichen Präbenden, die er zu Padua und Parma beſaß, und ſeines väterlichen Erbe's begnügte. In dieſer Abgeſchiedenheit, theils in Avignon, theils in ſeinem Lieblingsaufenthalte, dem reizenden Vauclüſe, ſuchte er nicht nur ſich ſelbſt immer weiter fortzubilden, ſondern auch die geiſtvollſten, gelehrteſten und einflußreichſten ſeiner Zeitgenoſſen, bis zum Papſt und Kaiſer hinauf, durch ſeine Briefe zur Beförderung der Wiſſenſchaften zu ermuntern, und junge Männer, die ſich ſeinen Rathſchlägen vertrauten, auf ſeinen Standpunkt zu erheben.

Im Jahre 1353 verließ er Avignon und Vauclüſe, und lebte von da an meiſtens bei Galeazzo Visconti, entweder in Mailand oder in Garignano; 1371 aber begab

er ſich nach Acqui, einem Dorfe bei Padua, um ſich, für den Reſt ſeines Lebens, ganz ungeſtört ſeinen Studien zu überlaſſen; und hier ward er eines Morgens, am 18. Jul. 1375, in ſeiner Bibliothek tod gefunden.

Petrarcha's Verdienſte um die Wiſſenſchaften waren ſehr vielſeitig. Eins der größten erwarb er ſich als der erſte Wiederherſteller der klaſſiſchen Literatur. Seine Liebe für dieſelbe war ohne Grenzen, und ſeinem dadurch erweckten Eifer für die Aufſuchung alter klaſſiſcher Schriften verdanken wir die Auffindung und Erhaltung manches ſchätzbaren Buches, das außerdem vielleicht noch lange verborgen geblieben oder ganz untergegangen wär. Aber nicht zufrieden, die Werke der alten Römer nach Möglichkeit zu ſammeln, verſtand er ſie auch mit Geſchmack zu ſeiner eignen Vervollkommnung zu benutzen. Nach ihnen bildete er ſeine Schreibart, in der er freilich noch nicht von allen Härten und Unreinigkeiten des Mittelalters ganz frei iſt, ſich aber doch vor ſeinen Zeitgenoſſen rühmlich auszeichnet. Aber Vervollkommnung der Sprache war ihm noch nicht das höchſte, was er erſtrebte, ſondern noch mehr ſuchte er ſich den Geiſt, die wiſſenſchaftliche Denkungsart und die Sachkenntniſſe der Alten anzueignen und in ſeinen eigenen Schriften zu verbreiten. Durch dieſen Geiſt wurden ſeine Schriften ſo kräftige Beförderungsmittel des guten Geſchmacks und der geiſtigen Kultur überhaupt, und mit ihnen begannn der höhere Schwung und die beſſere Richtung der neuern Zeit.

Vornehmlich zeigte ſich in ſeiner Philoſophie der Einfluſſ eines gründlichen Studiums der Alten von ſeiner empfehlendſten Seite. Er ging zwar nie darauf aus, ein philoſophiſches Syſtem aufzuſtellen; auch war ſeine Kenntniſſ der philoſophiſchen Syſteme des Alterthums nicht tief

genug, daß er ſich an eins derſelben vorzugsweiſe hätte anſchließen können; aber er hatte auch der zu ſeiner Zeit herrſchenden ſcholaſtiſchen Philoſophie nie einigen Geſchmack abgewinnen, noch weniger, wie es von einem ſchulgerechten Gelehrten der damaligen Zeit erfordert wurde, ſich in ſie vertiefen können; dagegen ſtellte er eine, zwar nicht mit einem gelehrten Aeußeren prunkende, aber auf wahre Aufklärung des Verſtandes nnd Beſſerung des Herzens berechnete Philoſophie des Lebens auf, die, wenn auch nicht frei von Fehlgriffen und Verirrungen, doch als eine ſchöne Frucht ſeiner mit Beſonnenheit geleiteten klaſſiſchen Studien, ſo wie ſeiner eignen Erfahrung und Menſchenbeobachtung und ſeines reifen Nachdenkens, und als eine in ſeiner Zeit einzige Erſcheinung daſteht. Von der herrſchenden ſcholaſtiſchen Philoſophie wuſſte er zwar wenig, aber doch genug, um ſich von ihrer Untauglichkeit, von der Lächerlichkeit des mit ihr getriebenen Gepränges, zu überzeugen, und in den hochgeprieſenen Schullehrern eigentlich nur Unwiſſende zu erkennen, denen Ariſtoteles ihr Gott war, und die doch eben dieſen vergötterten Ariſtoteles nicht einmal verſtanden. Der Zweck ſeiner Philoſophie war ihm nicht Spekulation über allgemeine Begriffe, ſondern Anleitung zu einer werkthätigen Tugend; wir müſſen, ſagte er, das Gute nicht bloß wiſſen, ſondern ſelbſt gut werden. Deshalb tadelte er ſelbſt den Ariſtoteles, daß dieſer in ſeinen moraliſchen Schriften zwar den Begriff der Tugend und des Laſters ſehr ſcharfſinnig beſtimme, und die Eigenſchaften jeder Tugend und jedes Laſters im Einzelnen ſehr vollſtändig auseinander ſetze, aber damit doch immer nur den Verſtand beſchäftige, ohne das Herz und den Willen zu beſſern, weil man bei ihm nichts finde, um das Gemüth zur Liebe der Tugend zu gewinnen, und mit

Haſſ gegen das Laſter einzunehmen; und von dieſer Seite ſei ihm Cicero, Seneca, ja ſelbſt Horaz, weit überlegen. So gehen denn nun auch ſeine eignen Schriften, unter denen die proſaiſchen größtentheils moraliſchen Innhalts ſind, dahin, den Vorzug eines guten Denkens und Handelns vor aller vermeinten Gelehrſamkeit recht einzuprägen, und den Sinn für wahre Weisheit zu erwecken und zu ſtärken. Hieher gehören vorzüglich ſeine Bücher: von ſeiner eignen und vieler Anderer Unwiſſenheit (de sua ipsius et aliorum ignorantia), und von der wahren Weisheit (de vera sapientia). In dieſen und andern zeigt er zugleich die vertrauteſte Bekanntſchaft mit der menſchlichen Natur, ſowohl nach ihrer inneren Würde und ihren höheren Anlagen und Kräften, als nach der Verdorbenheit und Schwäche, mit welcher ſie ſich im gewöhnlichen Leben zeigt; ſo wie mit dem Laufe der Dinge und den Mängeln ſeiner Zeit. Es iſt ein vorherrſchender Grundſatz bei ihm, zu zeigen, daß alle äußeren Glücksgüter nur Scheingüter ſind, die vor der ſtrengen Vernunft keinen Werth behalten, ſondern theils als nichtig, theils gar als ſchädlich erſcheinen, und aus dieſem Grunde zu warnen gegen den Uebermuth, der ſich bei ihnen, ohne Verlangen nach höheren, begnügt, und über dem Haſchen nach ſolchen Scheingütern die wahre Beſtimmung des Menſchen verfehlt und ſeine wahre Glückſeligkeit verſcherzt; auf der andern Seite aber auch die Leiden des menſchlichen Lebens theils als bloß eingebildete Uebel, theils von ihrer guten und heilſamen Seite zu ſchildern, die weiſe Benutzung des Unglücks, durch welche wir unſerm höhern Ziele nur näher kommen, zu lehren, und dadurch zu einer edlen, kräftigen Geſinnung zu erheben. Dies iſt vornehmlich der Zweck ſeiner Bücher von den Mitteln gegen

Glück und Unglück (de remediis utriusque fortunae); nur geht er hierinn oft zu weit, ſetzt alle Freuden, die das menſchliche Leben wahrhaft verſchönern, zu tief herab, und gibt dadurch ſeiner Philoſophie einen düſtern, menſchenfeindlichen und abſchreckenden Charakter. Da ihm die Schwierigkeiten nicht entgehen konnten, die ſich im gewöhnlichen menſchlichen Leben der unabläſſigen, ſtandhaften und gleichförmigen Ausübung einer ſo ſtrengen und ernſten Lebensphiloſophie, wie die ſeinige, entgegen ſtellen müſſen, und da in der That das geſellige Leben ſeiner Zeit zu viel leeres Treiben enthielt, und einem Geiſte, der nach höherer Weisheit ſtrebte, wenig anziehendes darbot, ſo betrachtete er es als eine der erſten Bedingungen für den wahren Weiſen, ſich aus dem Geräuſche der Welt zurückzuziehen, und in ruhiger Einſamkeit, fern von ſo vielen verführeriſchen Reizen, die ihn dort von der wahren Weisheit ablenken, nur ſich ſelbſt zu leben und an ſeiner innern Vervollkommnung zu arbeiten. Für dieſen Zweck ſchrieb er beſonders ſeine Bücher von der Verachtung der Welt (de contemtu mundi), von der Einſamkeit (de vita solitaria) und von der Muße des Kloſterlebens (de otio religiosorum). Hier entfernte er ſich freilich von der wahren Weisheit, die nicht ſich allein, ſondern andern leben und nützen will, und entzog alſo durch dieſe Grundſätze, ſo wie durch die, mit ihnen in Verbindung ſtehende Verachtung des Eheſtandes, ſeiner Philoſophie das Gemeinnützige wieder, was außerdem hätte aus ihr hervorgehen können. — Bei dem Myſticismus und dem Hange zum Ueberirdiſchen, der ſich bei dieſen und andern Gelegenheiten ſo häufig bei Petrarcha ausſpricht, verdient es um ſo mehr bemerkt zu werden, daß er den herrſchenden Glauben ſeiner Zeitgenoſſen an Wunder, Erſcheinungen,

Vorbedeutungen und Sterndeuterei nicht theilte, ſondern verachtete, und mit einer Lebhaftigkeit, die nur aus wahrer Ueberzeugung hervorgehen konnte, bekämpfte. — An ſeine philoſophiſchen Schriften ſchließen ſich gewiſſermaßen ſeine Denkwürdigkeiten ((Rerum memorandarum libri IV.), eine Sammlung von Anekdoten, Charakterzügen und Urtheilen in Beziehung auf merkwürdige Menſchen älterer und neuerer Zeiten, welche nach Maßgabe ihres Innhalts unter gewiſſe Abtheilungen gebracht ſind, und ſeine Anſichten über mancherlei Gegenſtände der Moral und Literatur ausſprechen oder dafür zu Belegen dienen. — Vor allen merkwürdig ſind aber ſeine Briefe, in denen er nicht nur ſeine Geſinnungen ausſpricht und manche Begebenheiten ſeines Lebens darlegt, ſondern auch über den Zuſtand der Wiſſenſchaften und Sitten ſeiner Zeit überhaupt ein großes Licht verbreitet. —

Mit Uebergehung der übrigen, unwichtigern Schriften des Petrarcha, haben wir ihn noch von einer ſeiner ſchätzbarſten Seiten, als Dichter, zu betrachten. Hierzu machte ihn zuerſt die Liebe, denn in ſeinen italieniſchen Gedichten regt ſich das Feuer der Leidenſchaft für ſeine Laura unter den verſchiedenſten Geſtalten, und die Schönheit der Gedanken, ſo wie des Ausdrucks und der Form hat ihnen einen Werth gegeben, der ſie unvergänglich im Gedächtniſſ der Nachwelt erhalten, und worüber man ſeine übrigen Verdienſte faſt vergeſſen hat. Dennoch war er ſelbſt in reiferen Jahren nicht mit ihnen zufrieden, und wollte ſeinen Dichterruhm vielmehr auf ein lateiniſches Heldengedicht, Africa, begründen, deſſen Stoff aus der römiſchen Geſchichte entlehnt, und deſſen Held der ältere Scipio Africanus war; denn dieſen, den Sieger Hannibals, hielt Petrarcha für den größten Charak-

ter in der römiſchen Geſchichte. Ohngeachtet dieſer Vorliebe, würde er aber doch vielleicht einen andern Gegenſtand gewählt haben, wenn er gewuſſt hätte, daß ihm ſchon ein altrömiſcher Dichter ganz auf demſelben Felde voran gegangen war; aber des Silius Italicus epiſches Gedicht, welches die Begebenheiten des zweiten puniſchen Krieges beſingt, war damals noch nicht wieder aufgefunden. Ohne Zweifel würde Petrarcha, wenigſtens in Anſehung des Plans, dieſen Dichter weit übertroffen haben, wenn er ſein Gedicht ganz zu Ende gebracht hätte; aber dennoch würde man immer den ungleichen Nachahmer Virgils darinn erkannt haben. So groß auch der Fleiß war, mit welchem er anfangs an dieſem Gedichte arbeitete, ſo war es ihm doch nicht möglich, es ſogleich im erſten Feuer zu vollenden, und da ſich nachher wahrſcheinlich dieſe poetiſche Stimmung bei ihm verlor, ſo blieb das Gedicht unvollendet, und iſt daher um ſo mehr über der ſchönen Originalität und Anmuth ſeiner italieniſchen Lieder vergeſſen worden. —

Neben Petrarcha iſt auch ſein Freund und Mitarbeiter Johann Boccaccio nicht zu vergeſſen. Seine Familie ſtammte aus Certaldo; er ſelbſt aber war zu Florenz, oder, wie andere wollen, zu Paris, im Jahre 1313 geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihn anfangs für die Handlung, und nachher zu einem Rechtsgelehrten beſtimmt; beides war aber ſeiner Neigung zuwider, und er ſetzte es durch, daß ihm ſein Vater bei der Wahl ſeiner Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften freie Hand ließ. Eine Reiſe, die er 1341 nach Neapel antrat, ward für ihn ſehr wichtig, denn er trat nicht nur, während ſeines Aufenthalts in Neapel, zum erſtenmal als Dichter in ſeiner Mutterſprache öffentlich auf, ſondern machte auch

daſelbſt die Bekanntſchaft des Petrarcha, der ihn zuerſt zu den höheren Studien des Alterthums hinführte. Nach einigen, ſoll er auch den Barlaam bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt, und die erſte Anleitung zur griechiſchen Sprache von ihm empfangen haben; letzteres iſt jedoch zu bezweifeln. Gewiſſer iſt, daß er vom Jahre 1360 an, drei Jahre lang, den Leontius in der griechiſchen Sprache zum Lehrer hatte. Dieſer war ein Schüler des Barlaam, und ſo wie dieſer aus Calabrien gebürtig, wiewohl er ſich lange unter den Griechen aufgehalten hatte, und daher gern für einen gebohrenen Griechen gelten wollte. Boccaccio brachte es im Griechiſchen viel weiter als Petrarcha, und konnte daher auch für das Studium der griechiſchen Literatur weit mehr ſelbſtthätig wirken. Petrarcha hatte, außer der kurzen Zeit ſeines Umganges mit Barlaam zu Avignon, wahrſcheinlich gar keinen eigentlichen Unterricht im Griechiſchen genoſſen, und hatte es daher auch nicht ſo weit gebracht, für ſich allein einen griechiſchen Autor zuſammenhangend zu leſen. Er mußte ſich daher ſelbſt von den Werken des Plato und Ariſtoteles, die er am meiſten ſtudirte, mit Ueberſetzungen behelfen, und brachte es nie bis zum Leſen des Homer in der Urſprache, ob er gleich dieſen Dichter kannte. Vor ſeiner Zeit hatte ſich in Italien, unter dem Nahmen der Homer, nur ein dürftiger Auszug aus deſſen Gedichten, den irgend ein Scholaſtiker gemacht haben mochte, herumgetrieben. Petrarcha bekam vom Nicolaus Sergius aus Konſtantinopel zuerſt ein vollſtändiges Exemplar des griechiſchen Homer zum Geſchenke, das er in ſeiner Bibliothek aufſtellte, um ſich wenigſtens an dem Anblicke deſſelben zu erfreuen. — Boccaccio aber las den Homer und einige andere griechiſche Schriftſteller, und veranlaſſte

den Leontius, eine vollſtändige lateiniſche Ueberſetzung der Ilias und Odyſſee zu verfertigen, wovon er dem Petrarcha eine Abſchrift überſandte. Ja, Boccaccio vermochte ſogar die Florentiner, den Leontius, mit einem gewiſſen Gehalte, als öffentlichen Lehrer der griechiſchen Sprache anzuſtellen; und obgleich hierdurch noch nicht viel geleiſtet wurde, weil Leontius durch ſein wunderliches und zurückſtoßendes Benehmen miſſfiel, und Florenz bald wieder verließ, — ſo war doch die Bahn einmal gebrochen. Boccaccio konnte daher mit Recht ſich den Erſten nennen, der unter den Lateinern mit den griechiſchen Muſen vertraut geworden war. Mit Petrarcha blieb er durch eine innige Freundſchaft, die durch gleiche Liebe zu klaſſiſchen Studien und durch manche Aehnlichkeit in ihren Schickſalen noch mehr befeſtigt wurde, zeitlebens vereinigt, und ſtarb auch bald nach ihm, zu Certaldo, am 21. December 1375. — Seine Schriften ſind ebenfalls ſehr zahlreich. In ſeiner Mutterſprache trat er anfänglich als Dichter auf, und was Petrarcha für das Sonnett wurde, das ward er für die, der italieniſchen Sprache ſo ſehr angemeſſene, und nach ihm ſo hoch kultivirte Stanze. Da er ſich aber doch von Petrarcha als Dichter übertroffen glaubte, ſo verließ er dieſe Laufbahn, und erſcheint hierauf, vorzüglich in ſeinem Decamerone, als der erſte Begründer der italieniſchen ſchönen Proſa, und als Commentator ſeines Vorgängers in der italieniſchen Dichtkunſt, Dante Alighieri. — Seine lateiniſchen Schriften erreichen, in Anſehung des Styls, bei weitem nicht den Werth der italieniſchen, doch ſind ſeine Werke von berühmten Frauen (de claris mulieribus) und von den Schickſalen ausgezeichneter Männer und Frauen (de casibus virorum et feminarum illustrium libri IX.) nicht ohne

geſchichtliches Verdienſt, und ſeine Götterlehre (de genealogia deorum libri XV.), obgleich noch aus ſehr mangelhaften Quellen geſchöpft, verbreitete doch über manche Gegenſtände der griechiſchen und römiſchen Mythologie richtigere Begriffe, beförderte von dieſer Seite das Studium der klaſſiſchen Literatur, und galt in ihrem Gegenſtande bis in das ſechzehnte Jahrhundert als Hauptwerk. —

Als der dritte in dieſem erſten Vereine zur Herbeiführung einer edleren Geiſtesbildung erſcheint uns endlich Petrarcha's verdienſtvoller Zögling, Johann von Ravenna, oder nach ſeinem Familiennahmen, Malpaghino. Er war zu Ravenna im Jahre 1347 geboren, und wurde von ſeinem Vater ſchon in früher Jugend dem Donatus, welcher damals in Venedig mit großem Beifall die lateiniſche Sprache lehrte, zum Unterricht anvertraut. Dieſer lernte bald ſeine glücklichen Geiſtesanlagen kennen und ſchätzen, und empfahl ihn ſeinem Freunde Petrarcha, der ihn in ſein Haus aufnahm, und als Gehilfen zum Vorleſen und Schreiben brauchte, ſich aber zugleich ſeiner weitern Ausbildung ſorgfältig annahm. Johann entwickelte hier ſo vortreffliche Geſinnungen und Kräfte, daß Petrarcha davon ganz bezaubert wurde, ihn völlig wie ſeinen Sohn hielt und liebte, und in Briefen an ſeine Freunde das reizendſte und vortheilhafteſte Gemählde von ihm entwarf. Aber entweder hatte das zu frühzeitig geſpendete Lob dem Jünglinge eine zu hohe Meinung von ſich beigebracht, oder das einförmige, ruhige Leben im Hauſe des Petrarcha war ſeinem jugendlichen, feurigen Geiſte nicht genügend; denn ſchon nach wenigen Jahren beſtand er darauf, ſich aus dem Hauſe ſeines Wohlthäters zu entfernen, und ließ ſich durch keine Vor-

ſtellungen des letztern abhalten, dieſen voreiligen Entſchluſſ auszuführen. Ohne beſtimmten Plan, außer um die Welt zu ſehen und ſeine Kenntniſſe durch eignes Anſchauen zu erweitern, eilte er davon; aber Mangel an Geld, ungünſtige Witterung, Ungewohnheit im Ertragen und Ueberwinden der Beſchwerden, mit welchen das Reiſen beſonders damals verbunden war, und andere Unfälle von mancher Art, ließen ihn bald ſein unbeſonnenes Beginnen bereuen, und führten ihn nach wenigen Monaten in das Haus des väterlichen Freundes zurück, der ihn zwar ernſt, aber ſchonend und ohne Vorwürfe wieder aufnahm. Doch kaum war ein Jahr verfloſſen, als die Luſt zu reiſen ſich aufs neue bei ihm regte, und Petrarcha, der ihr nicht länger zu widerſtehen für gut fand, unterſtützte ihn edelmüthig ſowohl mit Geld als mit Empfehlungsbriefen. Er ſcheint ſich zunächſt nach Unter-Italien, wo er eine reiche Ausbeute in Erlernung der griechiſchen Sprache hoffte, gewandt, dann eine Zeitlang ein unſtätes Leben geführt, endlich aber bei dem Kardinal Philipp, einem Jugendfreunde Petrarcha's, ein ruhiges und ehrenvolles Unterkommen gefunden zu haben; doch iſt im Ganzen von ſeinen Schickſalen, während der noch übrigen Lebensjahre des Petrarcha und bald nach deſſen Tode, wenig bekannt. Indeſſen ging die Hoffnung, die ſich Petrarcha von dem Jünglinge gemacht, und bei den Beiſpielen von Unſtätigkeit des Charakters, welche dieſer durch ſeine faſt ſchwärmeriſche Reiſeſucht an den Tag legte, beinahe wieder aufgegeben hatte, an dem Manne richtig in Erfüllung; denn wir finden ihn bei reiferen Jahren erſt in Padua, dann in Florenz als Lehrer der alten Literatur, wo er treffliche Schüler zog, denen er zugleich in Sitten und Lebenswandel mit einem muſterhaften Beiſpiele voranging, ſo daß er,

nach dem Zeugniſſ eines ſeiner berühmteſten Schüler, des Sicco Polentonus, ſowohl an Gelehrſamkeit als an Tugend, alle Lehrer, die vor und mit ihm lebten, weit übertraf. Guarinus, Poggius, Vergerius, Leonardus Aretinus, und viele andere in der Folge berühmte und verdienſtvolle Männer, waren ſeine Schüler; und wenn ſie auch, unterſtützt durch einen größeren Reichthum wieder aufgefundener Quellen ächter Kenntniſſ und zierlicher Schreibart, ihn ſelbſt übertrafen, ſo prieſen ſie es doch alle als eine beſondere Wohlthat der Vorſehung, daß ſie dieſen Lehrer gefunden, und ihr einſtimmiges Urtheil nannte ihn den Erſten, welcher das Studium der ächten lateiniſchen Sprache und der klaſſiſchen Werke des römiſchen Alterthums in ihrem Vaterlande allgemein verbreitet habe. Wegen der Schönheit und Kraft ſeines Ausdrucks wurde er von ſeinen Zeitgenoſſen nicht weniger, als wegen des Reichthums ſeiner Kenntniſſe bewundert, und ſie gingen ſo weit, zu behaupten, daß er unter allen, die jemals in lateiniſcher Sprache geſchrieben, dem Cicero am nächſten komme. Wie lange er ſo als Lehrer und Vorbild gewirkt, iſt nicht bekannt, doch weiß man, daß er zwar 1412 noch am Leben war, aber vor 1420 geſtorben. Hinterlaſſene Schriften ſind vom ihm nicht bekannt, und daher rührt es wahrſcheinlich, daß man ihn, einen Grundſtein zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, lange Zeit unter ihren Wiederherſtellern unbillig vergeſſen hat. *) —

Unter den Fürſten und den Oberhäuptern der freien Städte Italiens wurde, durch den Eifer jener Gelehrten

*) Die ausführlichſte Nachricht von ſeinem Leben und Wirken gibt Meiners, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, 1. B. S. 5. u. f.

und ihrer Freunde, den Wiſſenſchaften mancher große Verehrer und Beförderer erweckt. Oben an ſtehen unter dieſen: Robert, König von Neapel, ein Gönner und Freund des Petrarcha, der, von dieſem aufgemuntert, mit großen Koſten die Werke der Klaſſiker aufſuchen und ſammeln ließ, und ſich dazu der Hilfe des Barlaam in Griechenland und des Paul von Peruggia in Italien bediente; Galeazzo Visconti, Herzog zu Mailand, und Coluccio Salutati, Kanzler der Republik Florenz, die ſich ebenfalls mit großem Eifer für die Erhaltung der Ueberreſte des Alterthums und die Beförderung ihres Studium verwandten. Der letztere, der ſich eine Bibliothek von mehr als 600 Bänden — damals ſchon eine ungeheure Anzahl — geſammelt hatte, war zugleich ein beſonderer Freund und Verehrer des Johann von Ravenna; er zog ſowohl dieſen als den nachher zu erwähnenden Griechen Emanuel Chryſoloras nach Florenz, und führte daneben auch einen ausgebreiteten und lehrreichen Briefwechſel mit gleichzeitigen Gelehrten.

So vorbereitet fanden nun die gelehrten Griechen, bei ihrer Verpflanzung nach Italien, den Boden auf welchem ſie ihre weiteren, fruchtreichen Arbeiten begannen.

Schon vor dem Falle Konſtantinopels hatten mehrere durch Kenntniſſe ausgezeichnete Männer Griechenland verlaſſen, theils um für ihr Vaterland die Hilfe fremder Staaten in Anſpruch zu nehmen, theils auch um den Stürmen, die es erſchütterten, ſich ſelbſt noch zu rechter Zeit zu entziehen. Griechenland aber war eben in dem letzten Jahrhundert ſeines politiſchen Daſeins noch reich an Männern von großen Kenntniſſen und regem Eifer für die

Wiſſenſchaften; gleichſam um den trüben Abend wenigſtens noch durch einen freundlichen Strahl zu erheitern. Andere hatten zwar in ihrem Vaterlande bis zuletzt ausgehalten, aber als nun wirklich der letzte Tag gekommen war, da verließen ſie das ſchmachbedeckte, unterjochte Land, um nicht unter der Herrſchaft der Barbaren zu leben, und wandten ſich zu glücklicheren Gefilden. Die meiſten dieſer gelehrten Auswanderer nahm Italien auf, weil es ihnen theils am nächſten lag, theils durch ſeine natürlichen Reize ſie am meiſten anzog, und hier wurde die, bisher faſt unbekannte, griechiſche Literatur von ihnen durch Lehre und Beiſpiel verbreitet. Dies konnte aber auch in keinem andern Lande leichter und mit glücklicherem Erfolge geſchehen, als in Italien. Denn hier, wo man noch ſo viele großartige Trümmern des klaſſiſchen Alterthums vor Augen ſah, und wo der gute Geſchmack nie ſo ganz tief entſchlummert war, als in andern Ländern, hier muſſte es auch weit weniger Mühe koſten, ihn völlig wieder zu erwecken, und ſchon vor jener äußeren Anregung, war hier, durch die oben genannten verdienſtvollen Gelehrten, der völligen Wiedergeburt vorgearbeitet. Die klaſſiſchen Schriften der alten Römer lagen dem Bewohner Italiens am nächſten, und, wiewohl damals noch ſehr wenig benutzt, kamen ſie doch ſeiner wieder geweckten Aufmerkſamkeit zuerſt entgegen; und auch zur leichteren Kenntniſſ der griechiſchen Sprache war durch die früheren Handelsverbindungen Italiens mit Griechenland der Weg gebahnt. Auch die Staatsverfaſſung Italiens war dem Gelingen dieſes großen Werkes höchſt günſtig. Vom teutſchen Reiche kaum mehr als dem Nahmen nach abhängig, lebten Italiens zahlreiche Fürſten und Freiſtaaten freilich unter einander oft in blutiger Zwietracht; doch bei ruhigern Zeiten ſuchte,

durch einen edleren Stolz angetrieben, einer vor dem andern durch wahre Vorzüge zu glänzen, unter welchen man bald auch der Liebe zu Wiſſenſchaften und Künſten einen hohen Rang anwies. Dies geſchah beſonders ſeitdem in Florenz das hochgeachtete und bald herrſchende Haus der Medicäer, von glühender Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft beſeelt, einen wahren Tempel der Muſen gründete, der bald auch unter den übrigen Fürſten und Städten Italiens einen rühmlichen Wetteifer erweckte. So war den gelehrten Griechen in Italien eine ehrenvolle Aufnahme und ein großer Wirkungskreis bereitet, von welchem nicht allein für Italien, ſondern allmählich für ganz Europa, durch eine vertrautere Bekanntſchaft mit den Werken der größten Geiſter des Alterthums, ein neues Licht und eine neue Thätigkeit im Felde der Wiſſenſchaften ausging.

Unter den verdienſtvollen Männern, welche zuerſt auf dieſem erhabenen Schauplatz auftraten, und ohne welche ſich wahrſcheinlich auch Teutſchland noch lange nicht aus jenem trüben Zuſtande des Halbwiſſens und der Geſchmackloſigkeit erhoben hätte, müſſen wir billig auch hier, wenigſtens der Ausgezeichnetſten, in dankbarer Anerkennung gedenken.

Der Erſte, der in den Abendlanden das Studium der griechiſchen Literatur erweckte, war Emanuel Chryſoloras, geboren zu Konſtantinopel, aus dem Geſchlecht einer der vornehmen römiſchen Familien, welche mit Konſtantin dem Großen, bei der Verlegung der Reſidenz von Rom nach Byzanz, hier eingewandert waren. Er reiſte zuerſt (1387) im Auftrage des Kaiſers Johannes Paläologus in die weſtlichen Länder von Europa, um die Fürſten derſelben zum Beiſtande gegen die immer heftiger

andrängenden Osmanen aufzufordern. Italiens Reize, die er auf dieſen Reiſen kennen lernte, nahmen ihn ſo ein, daß er es, nach der Vollendung ſeiner Geſchäfte, zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte zu wählen beſchloſſ. Auf einen an ihn ergangenen Ruf der Stadt Florenz kehrte er daher von Konſtantinopel, 1397, nach Italien zurück, lebte nach und nach in Florenz, Mailand, Venedig und Rom, und gab hier Unterricht in der griechiſchen Sprache und Philoſophie. Zum Behuf ſeines Sprachunterrichts ſchrieb er ſelbſt eine griechiſche Grammatik (Erotemata grammatica linguae graecae), die nach ſeinem Tode noch ſehr geſchätzt, und öfters gedruckt wurde. *) Die ausgezeichnetſten Gelehrten der nächſtfolgenden Zeit, ein Philelphus, Poggius, Leonard Aretinus, u. a. gehörten zu ſeinen Schülern. Gleichzeitig mit ihm wirkte noch Johann von Ravenna, jener Zögling Petrarcha's, eben ſo erfolgreich für ein gründlicheres und ausgedehnteres Studium der alten römiſchen Schriftſteller; er und Chryſoloras wurden bald mit einander vertraut, ſie arbeiteten nach gleichem Plane, und durch den vereinten Eifer dieſer beiden Männer wurde der Sinn für klaſſiſche Literatur unter den Gebildeten in Italien bald ſo allgemein, daß die Unbekanntſchaft mit derſelben für eine Schande galt. Hierdurch wurde bei Vielen der Geiſt zur Nacheife-

*) Da die Verdienſte der hier zu nennenden Männer mehr auf ihrer perſönlichen Stellung und ihrem mündlichen Unterricht, als auf ihren Schriften beruhen, ſo habe ich es um ſo weniger für nöthig gehalten, mich in ausführliche literäriſche Erörterungen über die letztern, ihre Ausgaben u. ſ. w. einzulaſſen. Wer dieſe verlangt, kann ſie in rein bibliographiſchen Werken finden. Hier war es mir mehr um geſchichtliche Thatſachen, als um Literatur-Notizen zu thun.

rung des klaſſiſchen Alterthums geweckt, und man ſah davon auch in kurzem die vortrefflichſten Wirkungen für die Reinigung und Verbeſſerung des Geſchmacks im Reden, Schreiben und Studiren. — Im Jahre 1413 wurde Chryſoloras vom Papſt Johann XXIII., wegen der beabſichtigten Kirchenverſammlung, zum Kaiſer Sigismund geſchickt, und reiſte hierauf nach Konſtantinopel zurück, hielt ſich aber nicht lange dort auf, ſondern wohnte, als Geſandter des byzantiniſchen Hofes, dem Concilium zu Konſtanz bei, ſtarb aber daſelbſt, bald nach dem Anfange des Conciliums, im Jahre 1415. *)

Was Chryſoloras vornehmlich für die Sprache that, das leiſtete einer ſeiner nächſten Nachfolger mehr für Philoſophie und Geſchichte. Georg Gemiſtius Pletho, aus Konſtantinopel, einer der gelehrteſten und aufgeklärteſten Männer ſeiner Zeit, ſtand bei dem griechiſchen Kaiſer Michael Paläologus in großem Anſehen, und wurde von ihm zu wichtigen Geſchäften gebraucht. Als Abgeſandter der griechiſchen Kirche, nahm er, nebſt Beſſarion und Andern, Theil an dem Concilium zu Florenz (1438), wo der Papſt Eugenius IV. eine Vereinigung der römiſchen und griechiſchen Kirche zu bewirken ſuchte. Gemiſtius widerſetzte ſich anfangs dieſer vorgeſchlagenen Vereinigung; nachher aber zeigte er ſich der lateiniſchen Partei geneigt, und zog ſich, durch ſeine Vertheidigung derſelben, den Haſſ der griechiſchen Geiſtlichkeit in ſolchem Grade zu, daß ſogar der Patriarch zu Konſtantinopel, Scholarius,

*) Mit dieſem Emanuel Chryſoloras iſt ſein Enkel, Johann Chryſoloras, der mit ihm nach Italien kam, ebenfalls in mehrern Städten lehrte, und um das Jahr 1425 ſtarb, nicht zu verwechſeln.

mehrere ſeiner Schriften als ketzeriſch verbrennen ließ. Er blieb hierauf eine Zeitlang in Italien, und lebte beſonders zu Florenz, wo er als Lehrer auftrat. Sein weſentlichſtes Verdienſt beſtand hier darinn, daß er die Werke des Plato und die platoniſche Philoſophie, in den Abendlanden zuerſt nach Petrarcha, wieder aus ihrer faſt gänzlichen Vergeſſenheit hervorzog, und die bisherige einſeitige Richtung des philoſophiſchen Studiums, in welchem allein der miſſverſtandene Ariſtoteles vorherrſchte, dadurch aufhob. Ueberhaupt war er der platoniſchen Philoſophie ungemein, vielleicht etwas zu leidenſchaftlich, zugethan, wiewohl er in ſeinen Schriften eine vertraute Bekanntſchaft mit allen philoſophiſchen Syſtemen des Alterthums darlegt. Unter ſeinen zahlreichen philoſophiſchen Schriften verdienen vorzüglich die zwei, vom Unterſchied der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie (de differentiis Platonicae et Aristotelicae philosophiae), und von der Unſterblichkeit der Seele (de immortalitate animae) beſonderer Erwähnung.*) — Cosmus von Medicis ſtiftete, nach ſeinem Verlangen, die berühmte platoniſche Akademie zu Florenz, nach deren Muſter ſich in der Folge in verſchiedenen Städten Italiens ähnliche bildeten, unter andern zu Rom, wo aber der Papſt Paul II. die Mitglieder derſelben, als Ketzer und Hochverräther, mit vieler Grauſamkeit verfolgte. — Auch

*) In einem Werke von den vier Haupt-Tugenden (quatuor virtutum divisio), das auch zu ſeiner Zeit Beifall gefunden hat, erklärt er, nach den Neu-Platonikern, die Tugend als die Gewohnheit gut zu ſein; dieſe, ſagt er, werde dadurch erlangt, daß man Gott nachzuahmen ſuche, ſo weit es dem Menſchen möglich ſei; er nimmt alsdann vier Haupttugenden an, nehmlich Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit; jeder von dieſen ordnet er drei Tugenden

als Geſchichtſchreiber iſt Gemiſtius nicht ohne Verdienſt, beſonders hat ſeine Fortſetzung der Geſchichte des Herodot (de iis quae post pugnam Mantineensem apud Graecos gesta sunt libri II.) vielen Beifall gefunden. *) Marcus Antonius Antimachus, der die Geſchichtbücher des Gemiſtius aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzte, glaubt ihn allen alten Geſchichtſchreibern der Griechen, nur den Herodot und Thucydides ausgenommen, an die Seite ſetzen zu dürfen. — Im Jahre 1441 kehrte Gemiſtius aus Italien nach Griechenland zurück, erhielt daſelbſt eine obrigkeitliches Amt, und verwaltete daſſelbe bis an ſeinen Tod, der in einem ſehr hohen Alter, doch noch vor der Eroberung von Konſtantinopel, erfolgte.

Beſſarion, aus Trapezunt, ein Schüler des Gemiſtius, und ſeit 1436 Erzbiſchof zu Nicea, wohnte ebenfalls jener Kirchenverſammlung zu Florenz bei, wo er an der Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche, doch fruchtlos, arbeitete. Er trat hierauf ſelbſt zur römiſchen Kirche über, und blieb in Italien. Papſt Eugenius IV. ernannte ihn zum Kardinal, und Nicolaus V. zum

---

unter, ſo daß daraus zwölf einzelne Tugenden entſtehen, nehmlich Frömmigkeit, natürliche Klugheit, leichte Wahl des Rechten, Heiligkeit, bürgerliche Klugheit, Wohlthätigkeit, Gefälligkeit, Großmuth, Sanftmuth, Enthaltſamkeit, Freigebigkeit und ſittlicher Anſtand. — Solche Eintheilungen konnten wohl nnr in einer Zeit aufkommen, wo man der Form in den Wiſſenſchaften mehr Werth beilegte als den Sachen.

*) Sie befindet ſich unter andern bei der griechiſchen Ausgabe des Herodot von Joachim Camerarius, und iſt von H. G. Reichard (Lips. 1770. 8.) einzeln herausgegeben worden.

Biſchof von Tuskulum und zum Statthalter von Bologna. Die Macht, welche dieſe hohen Würden ihm gewährten, benutzte er zur Beförderung der Wiſſenſchaften in Italien, und vornehmlich auch zur Unterſtützung ſeiner dahin auswandernden Landsleute, deren er ſich auf das thätigſte annahm. Weniger um Staatsſachen, als um die Wiſſenſchaften bekümmert, floſſ ſein Leben, bei einfachen Sitten, unter raſtloſer Thätigkeit und im Umgange mit den gelehrteſten Männern ſeiner Zeit, ruhig und ehrenvoll dahin. Außer der Begünſtigung und Aufmunterung, die er andern Gelehrten widerfahren ließ, machte er ſich auch durch eifriges Aufſuchen und Bekanntmachen griechiſcher Handſchriften, und durch beſſere lateiniſche Ueberſetzungen verſchiedener griechiſcher Schriftſteller, um die Wiſſenſchaften verdient. Seine eignen Schriften, welche hieher gehören, ſind größtentheils philoſophiſchen Innhalts. Auch er war ein eifriger Verehrer des Platon, doch nicht mit ſolcher Parteilichkeit, wie ſein Lehrer Gemiſtius, vielmehr ſuchte er die damals herrſchende ſcholaſtiſche Philoſophie nur durch die platoniſche zu verbeſſern und mit dieſer in Uebereinſtimmung zu bringen. — In einem Alter von 77 Jahren ſtarb er 1472 zu Ravenna. Seine koſtbare Bücherſammlung hatte er der S. Marcus-Kirche zu Venedig vermacht, und ſie wurde noch bis in die neuſten Zeiten, als einer der größten Schätze Venedigs, hier aufbewahrt.

Theodor Gaza, aus Theſſalonich, wandte ſich 1430, als ſeine Vaterſtadt von den Türken erobert worden war, nach Italien, und lehrte zu Ferrara. Er ſchrieb eine ausführliche griechiſche Sprachlehre, die noch heute von Kennern geſchätzt wird; überſetzte verſchiedene griechiſche Schriftſteller ins Lateiniſche, und ſtarb 1478, in einem Alter von 80 Jahren.

Unter den gelehrten Griechen, welche nach der Erobe=rung von Konſtantinopel (1453) in Italien einwanderten, verdienen als die merkwürdigſten genannt zu werden: Emanuel Moſchopulus, aus Konſtantinopel, der nicht nur die griechiſche Sprache grammatiſch mit Sorgfalt bearbeitete, ſondern vornehmlich die Kenntniſſ und das Studium der großen griechiſchen Dichter, des Homer und Heſiodus, in Gang brachte, und daneben ſich auch der Mathematik widmete; — Johannes Argyropulus, aus Konſtantinopel, der anfänglich zu Florenz, unter dem Schutze der Medicäer, dann zu Rom, über griechiſche Klaſſiker öffentliche Vorleſungen hielt, und ſeinen Fleiß vornehmlich auf die Erklärung des Ariſtoteles verwandte; — Konſtantin Laskaris, aus Konſtantinopel, von einem vornehmen, einſt mit der Kaiſerwürde ſelbſt bekleideten Geſchlechte, der zuerſt in Mailand, Rom, Neapel, und endlich in Meſſina lehrte, und, wenn auch als Schriftſteller nur unbedeutend, *) deſto mehr durch mündlichen Vortrag zur Ausbreitung der Literatur wirkte; — und Demetrius Chalkondylas, aus Athen, der ſich nicht bloß durch Gelehrſamkeit, ſondern auch durch einen tugendhaften und liebenswürdigen Charakter auszeichnete, zu Florenz und Mailand lehrte, durch die erſte Ausgabe des Homer ſich ein großes Verdienſt erwarb, und in hohem Alter noch im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts lebte. —

Die Lehren und das Beiſpiel dieſer Männer weckten in kurzer Zeit in Italien eine große Zahl thätiger Geiſter

*) Seine griechiſche Grammatik hat gar nichts eignes, und behauptet nur dadurch eine zufällige Merkwürdigkeit, daß ſie das erſte gedruckte griechiſche Buch iſt (Mediolani 1476).

für gleiches Beſtreben. Viele derſelben hatten bald den Ruhm ihrer Lehrer erreicht und zum Theil übertroffen. Mit unermüdlichem Eifer wurden die alten Bibliotheken durchforſcht; Werke der Klaſſiker, die man ſchon lange nicht mehr kannte, oder für verloren gehalten hatte, traten aus dem Dunkel hervor; Entdeckung folgte auf Entdeckung, und mit einem wahren Heißhunger drängte ſich alles, was auf Geiſtesbildung Anſpruch machte, zu dem Genuſſe der neugefundenen Schätze.

Die Männer, welche ſich in Italien vorzüglich um dieſe Studien verdient machten, und von denen wir daher eine kurze Nachricht hier mittheilen wollen, ſind hauptſächlich folgende.

Gaſparinus (oder Caſparinus), nach ſeinem Geburtsorte gewöhnlich Barzizius genannt, war um das Jahr 1360 zu Barziza, in dem Gebiete von Bergamo, geboren. Seine Bildung fiel in die Zeit, in welcher Petrarcha und Johann von Ravenna auf das Studium der großen Muſter des Alterthums wieder aufmerkſam gemacht hatten. Er ſelbſt wurde frühzeitig mit den Werken des Cicero bekannt, ſtudirte dieſe ſehr fleißig, und wählte ſie für ſeine eigne Geiſtes- und Geſchmacksbildung zum Muſter. An der Hand des Cicero, bemühte er ſich, die Reinigkeit der damals gangbaren lateiniſchen Schreibart zu vervollkommnen; vorzüglich aber war er der Erſte, der eine gründlichere und geſchmackvollere Bearbeitung der lateiniſchen Sprache einführte. Auf dieſe beſchränkt ſich auch hauptſächlich das Verdienſt ſeiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftſteller; denn mit der griechiſchen Sprache ſcheint er ſich weniger befaſſt zu haben. Er eröffnete zuerſt in Bergamo eine Schule, und ſetzte dann zu Mailand, Pavia und Venedig ſeinen Unterricht fort. Im Jahr 1407

erhielt er zu Padua ein öffentliches, beſoldetes Lehramt, lebte jedoch dabei, wegen ſeiner ſtarken Familie, mehrentheils in einer bedrängten Lage, bis er 1418 von dem Herzog Philipp Maria Viſconti nach Mailand berufen wurde. Bei dieſem Fürſten, welcher die Wiſſenſchaften ſehr liebte, genoſſ er eines großen Vertrauens, und ſtarb endlich 1431. — Außer ſeinem Hauptverdienſte, daß er die Werke des Cicero aus der Vergeſſenheit, in der ſie Jahrhunderte lang gelegen hatten, hervorzuziehen, in ihrer Richtigkeit wieder herzuſtellen und gemeinnütziger zu machen ſuchte, hat er ſich auch als Schriftſteller durch verſchiedene hinterlaſſene Werke bekannt gemacht, welche, mit Ausnahme ſeiner Reden und Briefe, größtentheils grammatikaliſchen Innhalts ſind. Eine Sammluug derſelben, mit den Reden und Briefen ſeines Sohnes Guinifortus, iſt: Gasparini Barzizii Bergomatis et Guiniforti filii opera, quorum pleraque ex Mss. codd. nunc primum in lucem eruta, rec. ac ed. Jos. Alex. Furiettus. Rom. 1723. Pars I. II. —

Johann Auriſpa war im Jahre 1369 in Sicilien geboren. Wo er ſeine erſte Jugendbildung empfing, iſt unbekannt; ſpäter ging er nach Konſtantinopel, um die griechiſche Literatur an der Quelle zu ſtudiren. Hier ſammelte er auch eine Menge griechiſcher Handſchriften, und brachte deren, als er 1423 nach Venedig zurückkehrte, 238 mit, worunter ſich die ſämmtlichen Werke des Platon, die Gedichte des Orpheus, Pindar, Kallimachus und Oppian, die hiſtoriſchen Werke des Diodor, Arrian und Dio Caſſius, die Geographie des Strabo, Schriften des Xenophon, Lucian, Plotin, u. a. m. befanden; größtentheils Werke, die man in Italien bis dahin entweder noch gar nicht, oder doch nur ſehr unvollſtändig

gekannt hatte. Bald nach ſeiner Ankunft in Italien trat er als Lehrer der griechiſchen Literatur, zuerſt in Bologna, auf, ward aber ſchon 1425 nach Florenz berufen, das er jedoch ſchon 1428 wieder verließ, um nach Ferrara zu gehen, wo er ſich, mit wenigen Unterbrechungen, indem er unter den Päpſten Eugen IV. und Nicolaus V. auf kurze Zeit als päſtlicher Secretär in Rom lebte, bis an das Ende ſeines Lebens aufhielt, welches 1459, in ſeinem 90ſten Jahre, erfolgte. — Seine Schriften, meiſtens in Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen beſtehend, ſind unbedeutend; dagegen erwarb er ſich als Lehrer eben ſo viel Ruhm als Verdienſt, und erhielt, in Folge deſſelben, mehrere vortheilhafte Anträge, die er jedoch aus Vorliebe für Ferrara, wo er auch von dem regierenden Hauſe ſehr geſchätzt wurde, immer zurückwies.

Guarinus, zu Verona im Jahre 1370 geboren, bildete ſich anfänglich in der Schule des Johann von Ravenna, ging aber, in einem Alter von 20 Jahren, nach Konſtantinopel, und ſtudirte hier die griechiſche Sprache, vornehmlich unter Emanuel Chryſoloras, noch ehe dieſer nach Italien kam. Bald nach dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts kehrte er in ſein Vaterland zurück, und ertheilte in vielen Städten Italiens, hauptſächlich in Florenz, Padua und Bologna, öffentlichen Unterricht. Seit 1415 lehrte er zu Venedig, und begründete hier hauptſächlich das Studium der klaſſiſchen Literatur, das nachmals unter den großen Männern dieſer Republik ſo ausgezeichnete Verehrer und Beſchützer fand. Die letzte Hälfte ſeines Lebens aber durchlebte er meiſtens in Ferrara, wohin er zuerſt als Lehrer des jungen Lionel von Eſte berufen wurde, nachher aber auch öffentlichen Unterricht gab. Hier ſtarb er auch, nachdem er ſein Leben auf

90 Jahre gebracht hatte, im Jahre 1460. — Als Schriftſteller beſchäftigte er ſich vornehmlich mit dem Ueberſetzen griechiſcher Schriftſteller ins Lateiniſche, wovon insbeſondere ſeine Ueberſetzung des Strabo berühmt geworden iſt, welche zuerſt zu Paris 1480 gedruckt wurde. Außerdem ſchrieb er Anmerkungen zu einigen Schriften des Cicero und zum Valerius Maximus, einen Auszug aus der griechiſchen Sprachlehre des Chryſoloras, und andere grammatiſche Schriften, auch Reden und Gedichte, die aber, ohne ſeine ſonſtigen Verdienſte, nicht eben gedient haben würden, ſeinen Nahmen bei der Nachwelt zu erhalten. — Einer von den Söhnen des Guarinus, Baptiſta Guarini, wurde noch bei ſeines Vaters Leben Lehrer der alten Literatur zu Ferara, und folgte dem Beiſpiele ſeines Vaters ſowohl als Lehrer, als durch Ueberſetzungen griechiſcher Schriftſteller, z. B. einiger Reden des Demoſthenes; ſeine eignen Reden und Gedichte ſind weniger von Bedeutung. —

Leonard Brunus, nach ſeiner Vaterſtadt, Arezzo, gewöhnlich Aretinus genannt, war im Jahre 1370 geboren. In ſeiner Kindheit ſoll der Anblick eines Bildniſſes von Petrarcha, deſſen Ruhm damals ganz Italien erfüllte, zuerſt die Liebe zu den Wiſſenſchaften in ihm entzündet haben. Er bildete ſich hierauf in Florenz, unter Johann von Ravenna und ſpäter unter Emanuel Chryſoloras. Die Bekanntſchaft mit dem letztern bewog ihn, das Studium des bürgerlichen Rechts, dem er ſich vorher gewidmet hatte, aufzugeben, und ſich ganz mit der griechiſchen Literatur zu beſchäftigen. Er brachte es darinn ſo weit, daß er im Stande war, griechiſch zu ſprechen und zu ſchreiben. Durch die Empfehlung ſeines Freundes Poggius, wurde er im Jahre 1405 Secretär des Pap-

ſtes, und bekleidete dieſe, unter den damaligen Zeitumſtänden, ſehr ſchwierige Stelle, bis 1415, wo er, nach der Abſetzung Papſt Johanns XXIII., den er nach Conſtanz begleitet hatte, ſich nach Florenz begab. Hier erhielt er das Bürgerrecht, und einige Jahre nachher das Amt eines Kanzlers, in welchem er viele der wichtigſten Staatsgeſchäfte zu verwalten hatte. Er ſtarb am 9. März 1444, und noch durch die Feier ſeines Begräbniſſes legte ſich die allgemeine Achtung, mit welcher man ihn während ſeines Lebens verehrt hatte, zu Tage. — Aretinus hatte zwar niemals als öffentlicher Lehrer gewirkt, aber ſonſt theils in ſeinen öffentlichen Aemtern viel zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften beigetragen, theils auch als Schriftſteller ſich fleißig beſchäftigt. Seine Schriften ſind jedoch nicht alle gedruckt worden. Es gehören dazu viele Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, nahmentlich der Odyſſee (die nicht im Druck erſchienen), verſchiedener Werke des Plato, Xenophon, Ariſtoteles, Plutarch, Reden des Demoſthenes, u. a. m. Berühmter als durch dieſe iſt er aber durch ſeine hiſtoriſchen Schriften geworden, die deshalb um ſo merkwürdiger ſind, weil ſie als eins der erſten Beiſpiele erſcheinen, wie das erneuerte Studium der Alten und die Anwendung einer praktiſchen Staatsklugheit auf eine beſſere Bearbeitung der Geſchichte wirkten. Dies gilt beſonders von ſeiner Geſchichte von Florenz und der Geſchichte ſeiner Zeit; (Ausgabe: Leonardi Aretini Historiarum Florentinarum libri XII. quibus acc. Quorundam suo tempore in Italia gestorum, et de rebus Graecis commentarii etc. ex Mss. in lucem editi stud. et op. Sixti Brunonis. Argentor. 1610. fol. — Früher und öfter iſt dieſe Geſchichte in italieniſcher Sprache erſchienen. —) denn ſeine Geſchichte Griechenlands bis

zur Schlacht bei Mantinea, ſeine Geſchichte des erſten puniſchen Kriegs, Geſchichte des gothiſchen Kriegs in Italien, und andere kleine Schriften, ſind von weniger Bedeutung. Merkwürdig ſind dagegen ſeine Briefe, welche viel nützliches zur Geſchichte ſeiner Zeit, beſonders auch des Conciliums zu Conſtanz, enthalten. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt: L. A. Epistolarum libri VIII. ad fidem codd. Mss. suppleti, castigati et plus quam XXXVI. epistolis locupletati, recens. Laur. Mehus, qui Leonardi vitam scripsit etc. Florent. 1741. 8. Pars I. II. —

Victorinus von Feltre (mit ſeinem Familiennahmen Rambaldoni genannt), war um das Jahr 1379 geboren, ſtudirte zuerſt in Padua, und ſchloſſ ſich nachher hauptſächlich an Guarinus an, als dieſer aus Griechenland zurückgekommen war. Im Jahre 1422 wurde er in Padua zum öffentlichen Lehrer der Beredſamkeit ernannt; verließ aber, wegen der Zügelloſigkeit der dortigen Studirenden, dieſes Amt bald wieder, und ging nach Venedig. Der Markgraf von Mantua, Johann Franz Gonzaga, berief ihn endlich 1425 nach Mantua, und übergab ihm nicht nur den gelehrten Unterricht ſeiner eignen Kinder, ſondern auch die Leitung einer neu errichteten Anſtalt, welche, in einem eigen dazu beſtimmten großen Gebäude, Casa giocosa genannt, vorzüglich der Erziehung der vornehmeren Jugend gewidmet ſein ſollte. Dieſen Poſten verwaltete Victorinus ſo, daß er ſich dadurch die höchſte Achtung der angeſehenſten und gelehrteſten Männer ſeiner Zeit erwarb, welche nicht bloß ſeine Gelehrſamkeit, ſondern auch ſeinen vortrefflichen ſittlichen Charakter, ſeine Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit, ſeinen ausdauernden Fleiß, ſeine ungewöhnlichen Lehrergaben, und ſeine Humanität im Umgange mit der ihm untergebenen Jugend ſchätzten. Victorinus ſchaffte

durch dieſe vortrefflichen Eigenſchaften ſeinem Gymnaſium (in welchem, außer der alten Literatur, auch Philoſophie, Mathematik, ſchöne Künſte und ritterliche Uebungen getrieben wurden, und für alle dieſe Gegenſtände beſtimmte, beſoldete Lehrer angeſtellt waren) einen großen Zulauf, den es nach ſeinem, im Jahre 1447 erfolgten Tode, bald wieder verloren zu haben ſcheint. Da er ſich als Schriftſteller nicht bekannt gemacht hat, ſo iſt er bei der Nachwelt, mit Unrecht, weniger im Gedächtniſſ geblieben, als andere, gleichzeitige, zum Theil durch weniger weſentliche Verdienſte ausgezeichnete Männer. —

Poggius Bracciolinus war in der Gegend von Arezzo im Jahre 1380 geboren, und bildete ſich als Jüngling ebenfalls in der Schule des Johann von Ravenna und Chryſoloras, aus der ſo viele große Männer jener Zeit hervorgingen. Im Jahre 1402 erhielt er eine Stelle in der päpſtlichen Kanzlei, und blieb von dieſer Zeit an in Dienſten des römiſchen Hofs, unter ſieben Päpſten, machte jedoch während dieſer Zeit, größtentheils in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten, große Reiſen. In einem Alter von 72 Jahren ließ er ſich noch bewegen, Rom zu verlaſſen, und nach Florenz zu gehen, wo er die Stelle eines Kanzlers erhielt. Die letzten Jahre ſeines Lebens verlebte er jedoch größtentheils auf einem benachbarten Landgute, und ſtarb im Jahre 1459. — Obgleich Poggius nicht eigentlich als Lehrer auftrat, ſo erwarb er ſich doch um die Wiſſenſchaften und beſonders um die klaſſiſche Literatur mannichfaltige Verdienſte. Auf ſeinen Reiſen ſuchte er allenthalben nach Handſchriften der Klaſſiker, und ſein Glück kam ſeinem Eifer darinn vollkommen gleich, ſo daß er Schriftſteller wieder auffand, deren Daſein man noch gar nicht gekannt, oder gänzlich darauf Verzicht gethan hatte.

So wurde Quintilian durch ihn vom Untergange gerettet, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Manilius, ein Theil des Lucrez, mehrere Reden des Cicero, der vollſtändige Columella, von dem man vorher nur Bruchſtücke gekannt hatte, u. a. m. von ihm zuerſt ans Licht gezogen. Seine eignen Schriften ſind zahlreich, und von ungleichem Werthe; aber weil er Witz mit Gelehrſamkeit zu vereinigen, und einen gewiſſen unter ſeinen Zeitgenoſſen beliebten, wenn auch nicht ganz anſtändigen, Ton zu treffen wuſſte, ſo wurden ſeine Schriften häufig geleſen, und der Geſchmack an der alten Literatur wurde daher durch ſie mehr als auf irgend einem andern Wege verbreitet. Das wichtigſte ſeiner Werke iſt die Geſchichte von Florenz, die hauptſächlich den Zeitraum von 1353 bis 1455 umfaſſt, und in der er ſich den Livius zum Vorbilde wählte; in andern werden Gegenſtände der populären Philoſophie und der Alterthumskunde abgehandelt, wie in ſeinen Tiſchgeſprächen (Historia convivalis); von den Leiden des menſchlichen Lebens (de miseriis humanae conditionis); vom Unglück der Fürſten (de infelicitate principum), vom Adel (de nobilitate liber disceptatorius), durch welches er aber bei dem Venetianiſchen Adel ſehr anſtieß; von den Ruinen zu Rom (de ruinis urbis Romae), u. a. m. Beſonders ſind, wie bei den meiſten der damaligen Gelehrten, ſeine Briefe ſehr merkwürdig und lehrreich. Seine ſcherzhaften Erzählungen (Facetiae), die ſehr oft ins Obſcöne übergehen, und noch mehr ſeine ärgerlichen Streitſchriften gegen Philelphus und Laurentius Valla, gereichen weder den Sitten ſeiner Zeit, noch dem Geſchmack und ſittlichen Charakter ihres Verfaſſers zur Ehre, wie denn überhaupt der moraliſche Ruf des Poggius mit ſeinem literariſchen nicht überein kommt. —

Ambroſius Traverſarius war aus einer adli- gen Familie in Romagna am 16. September 1386 gebo- ren. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, trat er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre (1400) in den Camaldulenſer- Orden, im Kloſter der heiligen Engel (di S. Angeli) zu Florenz, wo er zugleich mit den Wiſſenſchaften zuerſt be- kannt wurde. Daß er in der griechiſchen Literatur, für die er eine beſondere Vorliebe behielt, auch den Chryſo- loras zum Lehrer gehabt, iſt wahrſcheinlich; gewiſſ we- nigſtens, daß er ſein Bekannter und Freund war. In ſeinem Kloſter ſtand er der Schule vor, und kam dort mit den ausgezeichnetſten Männern von Florenz in Bekannt- ſchaft. Im Jahre 1431 ward er vom Papſt Eugen IV. zum General ſeines Ordens erhoben, hielt in dieſer Eigen- ſchaft eine ſtrenge Viſitation der Klöſter ſeines Ordens in Italien, und wurde dann auch weiter vom Papſte in wich- tigen Angelegenheiten gebraucht, ſtarb aber ſchon am 19. November 1439, an einer, wie es ſcheint, nur wenig be- deutenden, aber durch einen ungeſchickten Arzt verwahrloſ- ten Krankheit. — Als Schriftſteller legte er ſich vorzüg- lich auf die Ueberſetzung griechiſcher Schriftſteller, wählte aber dazu hauptſächlich Kirchenväter. Seine Ueberſetzung des Diogenes Laertius iſt zwar ſehr unvollkommen, diente aber doch dazu, dieſen Schriftſteller, und mit ihm die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, zuerſt in Um- lauf zu bringen. Unter ſeinen eignen Schriften iſt ſeine Reiſebeſchreibung durch manche ſpecielle Nachrichten in- tereſſant. Ausgabe: Ambrosii Abbatis Camaldulensis Hodoeporicon, a Nic. Bartholini luci assertum. Florent. ac Lucae (1681.) 4. — Noch wichtiger ſind, bei dem weiten Umfange ſeiner Bekanntſchaft, ſeine Briefe. Ausgabe: Ambrosii Traversarii aliorumque ad

ipsum, et ad alios de eodem Ambrosio, latinae epistolae in libros XXV. distinctae et observationibus illustratae. Acc. ejusd. Ambrosii vita etc. a Laur. Mehus. Florent. 1759. fol. (Früher ſtanden ſchon Epistolar. libri XX. in Martene et Durandi Collect. ampliss. Tom. III.) — Außerdem beſtehen ſeine Verdienſte vornehmlich in der Ermunterung fähiger junger Leute zu den Studien; weniger in ſeinem kirchlichen Benehmen, wo er als ein allzu parteiiſcher Anhänger des Papſtes erſcheint. —

Franz Philelphus war im Jahre 1398 zu Tolentino von unbekannten Aeltern geboren, und legte ſich von ſeiner erſten Jugend an mit ſolchem Eifer auf die alte Literatur, daß er es darinn viel ältern Gelehrten zuvorthat. Schon in ſeinem zwanzigſten Jahre ward ihm ein öffentliches Lehramt zu Venedig angetragen; da er ſich aber noch nicht durch ein beſtimmtes Amt wollte binden laſſen, ſo ſchlug er es aus, und reiſte nach Konſtantinopel, wo er mit Johann Chryſoloras in Verbindung trat, und nicht nur durch dieſen in der griechiſchen Literatur unterrichtet wurde, ſondern ſich auch mit ſeiner Tochter Theodora verheirathete; eine Heirath, die ſo weit über ſeinen Stand war, daß ſie in ganz Italien Verwunderung erregte. Durch ſeinen nunmehrigen Schwiegervater am kaiſerlichen Hofe empfohlen, ward er auch in Geſandtſchaften gebraucht, und dadurch an auswärtigen Höfen rühmlich bekannt. Im Jahre 1427 kehrte er nach Italien zurück. Seine Hoffnung, nunmehr in Venedig ein öffentliches Lehramt zu erhalten, ſchlug zwar fehl; dagegen ward er aber im folgenden Jahre nach Bologna berufen, verließ jedoch, noch vor Ablauf deſſelben Jahres, dieſe Stadt, wegen der dort herrſchenden Unruhen, und ging nach Florenz, wo

er mit einem Gehalte von 300 Goldgulden (damals eine ſehr bedeutende Summe), der ſich in der Folge noch vermehren ſollte, angeſtellt wurde.

Damals war in Florenz das berühmte und in der Literaturgeſchichte faſt einzige Zeitalter der Medicäer angebrochen, und die beiden Brüder Cosmus und Lorenz Medici konnten ſich als die erſten Bürger ihrer Republik betrachten. Vorzüglich war es Cosmus, der, ſeit dem Tode ſeines Vaters Johannes (1428), den Glanz ſeines Hauſes aufrecht erhielt und erhöhte. Zwar erhob ſich, in gleichem Verhältniſſ mit ſeinem Anſehen, auch der Muth ſeiner Feinde, und es gelang dieſen, ihn mit ſeinem Bruder und vielen ſeiner Freunde (1433) aus Florenz zu verbannen; aber dieſe Verbannung dauerte nur ein Jahr, und hatte ganz andere Folgen, als ſeine Gegner berechnet hatten. Im Auslande knüpfte Cosmus wichtige Verbindungen, die ſeine Macht in Florenz, nach ſeiner Zurückberufung, noch erhöhten. Das Loos der Verbannung traf, bald nach ſeiner Rückkehr, ſeine Gegner; Cosmus aber war von jezt an das Haupt und die Stütze des Staates, und ſein Anſehen blieb bis an ſeinen Tod (1464) unerſchüttert. Gleich dem Perikles, der auf ähnliche Art ſich an die Spitze des Staates emporgeſchwungen hatte, ſuchte nun auch Cosmus ſeinen größten Ruhm, theils aus Politik, theils aber auch aus wahrer Liebe, in Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte. Es war ſein beſtändiges Streben, Männer von wiſſenſchaftlichen Verdienſten nach Florenz zu ziehen, in ihrem Kreiſe zu leben, und ihnen allgemeine Achtung zu verſchaffen. Die ausgewanderten griechiſchen Gelehrten fanden bei ihm die großmüthigſte Unterſtützung, und durch ſeine Vermittelung einen ehrenvollen Wirkungskreis. Durch ſie mit der griechi-

ſchen Philoſophie, beſonders dem Platon, näher bekannt gemacht, ſtiftete er die platoniſche Akademie, das erſte Muſter einer freien Verbindung zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, von der die ſpäteren ähnlichen Vereine ſogar den Nahmen entlehnten. Cosmus ſelbſt fand, wenn er ſich von den Staatsgeſchäften auf einige Zeit zurückzog, in den Wiſſenſchaften ſeine liebſte Erholung, und hier war es vornehmlich die platoniſche Philoſophie, die ſeinen Geiſt eben ſo angenehm als ehrenvoll beſchäftigte und nährte. Außerdem beförderte er mit ungemeiner Freigebigkeit das Aufſuchen und Aufbewahren alter klaſſiſcher Werke, indem er theils ſeine Geſchäftsträger, die er bei ſeinen großen Staats- und Handelsverbindungen faſt in allen bedeutenden Städten hielt, dazu anwies, ſolche Schätze für ihn anzukaufen, theils griechiſche und italieniſche Gelehrte eigens zu dieſem Zwecke reiſen ließ, theils das, was ſchon andere geſammelt hatten, an ſich kaufte, theils auch geſchickte Schreiber hielt, um ſolche, beſonders griechiſche Werke, die er ſich nicht ſelbſt verſchaffen konnte, für ihn zu kopiren. Von dieſen Werken legte er mehrere Sammlungen an; die eine, zum öffentlichen Gebrauche, in dem Kloſter S. Marcus zu Florenz, das er erſt mit einem Aufwande von 76000 Dukaten erbaut hatte, und, als es 1451 durch ein Erdbeben zerſtört wurde, noch ſchöner als zuvor wieder aufführen ließ. Hier wurden über 400 Handſchriften (damals eine außerordentliche Anzahl) aufgeſtellt. Außerdem hatte Cosmus ſowohl in ſeiner Wohnung zu Florenz, als in ſeiner Villa zu Fieſole und im Kloſter del Boſco bei Mugelli, wo er ebenfalls eine Villa hatte, Privat-Sammlungen, ebenfalls von großem Werthe. — Des Cosmus Bruder, Lorenz, war, ſo wie einer ſeiner Söhne, Johann, ſchon vor ihm geſtorben, und ſein

anderer Sohn, Peter, überlebte ihn zu wenige Jahre, ſcheint auch nicht den hohen Geiſt beſeſſen zu haben, um auf gleicher Bahn des Ruhmes zu wandeln; aber der letztere hinterließ einen Sohn, Lorenz, *) der ſchon im erſten Jünglingsalter, bei des Großvaters Leben, die ſchönſten Hoffnungen von ſich gab, und in der Folge nicht nur die, durch Cosmus Tod eingetretene Lücke reichlich ausfüllte, ſondern den Glanz ſeines Hauſes, ſeiner Republik und der wiſſenſchaftlichen Kultur Italiens, auf eine noch weit höhere Stufe, als dies ſelbſt von ſeinem Großvater geſchehen war, erhob.

Bei Cosmus fand nun auch Philelph, als er nach Florenz kam, anfänglich eine ſehr wohlwollende und glänzende Aufnahme; bald aber zerfiel er mit ihm, und ſprach nun von ihm mit der größten Erbitterung. Philelph ſuchte zwar die Urſache ſeines Miſſverſtändniſſes mit Cosmus in den Verleumdungen ſeiner Gegner und Nebenbuhler; ſie ſcheint aber mehr in Philelphs unruhigem und ehrgeizigem Charakter gelegen zu haben. Er ward nun auch in die politiſchen Stürme zu Florenz verwickelt, und verließ dieſe Stadt, als 1434 die mediceiſche Partei wieder die Oberhand behielt. Hierauf lehrte er einige Jahre zu Siena, dann in Bologna, und am längſten endlich in Mailand; aber auch hier wurde er, nach dem Tode des Herzogs Philipp Maria Viſconti (1447), in die politiſchen Unruhen verwickelt, ſchloſſ ſich jedoch endlich an Franz Sforza an, und blieb, als dieſer die Oberhand behalten hatte, in ſeinen Dienſten, ſo wie er ſich auch un-

---

*) Mit dem Beinahmen Magnificus (nicht, wie man es gewöhnlich überſetzt, der Prächtige; ſondern der Erhabene, Fürſtliche).

ter deſſen Nachfolgern in Mailand erhielt, ohne jedoch ununterbrochen öffentlich zu lehren. Auch mit Cosmus ſöhnte er ſich, ſeit 1453, wieder aus. In eben dieſem Jahre machte er, auf erhaltene Einladung des Königs Alfons, eine Reiſe nach Neapel, ward, bei der Durchreiſe durch Rom, vom Papſt Nicolaus V. ſehr ehrenvoll empfangen und mit 500 Dukaten beſchenkt, vom König Alfons aber zum Ritter erhoben. Als, in demſelben Jahre, bei der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken, die dortigen Verwandten des Philelph in die Sklaverei gerathen waren, ſchickte der Herzog von Mailand eine eigne Geſandtſchaft an Mohamed II., durch deren Verwendung jene wieder in Freiheit geſetzt wurden. Im hohen Alter verließ er noch Mailand, und ging, auf einen Ruf Papſt Sixtus V., nach Rom, wo er, bei einem Gehalte von 500 Dukaten, die philoſophiſchen Schriften des Cicero erklärte; ja, er ging endlich ſogar, auf einen erhaltenen Ruf von Lorenz Medici, noch einmal nach Florenz, ſtarb aber hier, bald nach ſeiner Ankunft, 1481, in dem Alter von 83 Jahren. — Abgeſehen von ſeinem moraliſchen Charakter, der freilich manches tadelnswerthe in ſich trägt, muſſ Philelph doch in der Literaturgeſchichte deshalb einen unvergänglichen Ruhm behalten, weil er am meiſten, vielſeitigſten und thätigſten zur Ausbreitung der klaſſiſchen Studien beigetragen. Als Lehrer ſcheint er ungemeine Gaben gehabt zu haben, denn ſein Beifall war ausgezeichnet, und nicht bloß vorübergehend, ſondern fortdauernd bis zum ſpäteſten Alter. Dabei war er ein fleißiger Schriftſteller, und es iſt zu bedauern, daß ſeine Werke niemals geſammelt, ja zum Theil (z. B. de morali disciplina libri V.) noch gar nicht gedruckt ſind. Unter ſeinen Schriften ſtehen ſeine Briefe oben an. Vielleicht hatte

kein Mann ſeiner Zeit eine ſo ausgebreitete Bekanntſchaft und Correſpondenz, in der ſich Könige und Fürſten, Päpſte, Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrte jeden Ranges und Standes finden. Sie gehören zu den Büchern, die im funfzehnten und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts am häufigſten gedruckt wurden, wiewohl nicht alle Ausgaben gleich vollſtändig ſind; und wenn dies hauptſächlich geſchah, weil man ſeine Briefe als Muſter der Schreibart ſchätzte, ſo haben ſie für uns einen um ſo größeren Werth, als ſchätzbare Beiträge zur Kenntniſſ der Geſchichte, Sitten und wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe ſeiner Zeit. Nur ſeine leidenſchaftlichen Urtheile über Perſonen, mit denen er in Unfrieden lebte, müſſen abgerechnet werden. Die neuſte Ausgabe: Franc. Philelphi epistolae, auctiores et emendat. stud. Nic. Stanisl. Meuccii. Florent. 1745. 8. — Außerdem gehören zu ſeinen merkwürdigſten Schriften die Tiſchgeſpräche (Conviviorum libri II. de multarum ortu et incremento disciplinarum), Unterhaltungen über mancherlei Gegenſtände der alten Literatur, der Poeſie, Philoſophie, und anderer Wiſſenſchaften und Künſte, wozu er die Idee von den dialogiſchen Werken des Platon und Xenophon entlehnte; die Ausführung hingegen kommt mehr mit dem Athenäus überein, deſſen Werke jedoch damals in Italien noch nicht bekannt waren. Auch dies Werk iſt einigemal gedruckt, z. B. Paris. 1552. 8. — Seine Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, ſo wie ſeine Satyren und andere Gedichte, haben weniger Werth; am meiſten unter den letztern noch ſeine Fabeln, die jedoch von der Einfachheit und Natürlichkeit der alten äſopiſchen Fabeln ſehr weit entfernt ſind. —

Laurentius Valla war zu Rom 1407 geboren, und erhielt daſelbſt ſeine erſte Ausbildung in den klaſſiſchen

Studien vornehmlich durch Aurispa und Karl Aretinus. Nachdem er ſich vergebens um eine Stelle in der päpſtlichen Kanzlei beworben hatte, verließ er Rom, gab einige Jahre lang in Mailand und Pavia Unterricht, und kam nach einigen Jahren an den Hof des Königs Alfons von Neapel, den er auf ſeinen Kriegszügen begleitete. Nach 1442 kehrte er zwar nach Rom zurück; da er aber ſowohl durch philoſophiſche als politiſche freimüthige Aeußerungen ſich viele Feinde machte, ſuchte und fand er aufs neue Schutz in Neapel, wo er nun eine Schule eröffnete; doch auch hier durch die Inquiſition verfolgt, ſah er ſich genöthigt, Neapel bald wieder zu verlaſſen.

Inzwiſchen hatte ſich in Rom die Lage der Dinge geändert, da Nicolaus V. (1447) auf den päpſtlichen Stuhl gelangt war. Dieſer Mann, der ſeines Gleichen auf dem päpſtlichen Stuhle ſelten gehabt hat, hieß vor ſeinem Pontifikat Thomas von Sarzano, und war im Jahre 1398 aus einer unbekannten Familie geboren. Die Neigung zu den Wiſſenſchaften, die ſich ſchon frühzeitig bei ihm regte, befriedigte er ſeit ſeinem zwölften Jahre auf der Univerſität Bologna; übernahm nachher zu Florenz die Aufſicht über zwei junge Edelleute aus den angeſehenſten Häuſern, und kam hier mit den gebildetſten Männern der damaligen Zeit in Verbindung. Etwas ſpäter wurde er, bei einem abermaligen Aufenthalt in Bologna, dem Kardinal Albergati bekannt, der ihn, ſo lange er lebte, beſtändig um ſich behielt und ihm auf ſeinen bedeutenden Geſandtſchaftsreiſen Gelegenheit verſchaffte, die berühmteſten Männer ſeiner Zeit kennen zu lernen. Nach dem Tode dieſes ſeines Gönners (1443) begab er ſich nach Florenz zum Cosmus, deſſen Bibliothek er ſo ordnete, daß ſie

nachher hinſichtlich der Ordnung zum Muſter aller andern italieniſchen Bibliotheken diente; aber aus dieſem Privatleben zog ihn Papſt Eugen IV. hervor, beförderte ihn ſchnell zu hohen geiſtlichen Würden, und ernannte ihn 1446 zum Cardinal. Nach dem Tode dieſes Papſtes (1447) erhielt er ſelbſt dieſe höchſte geiſtliche Würde in der Chriſtenheit, und nahm nun den Nahmen Nicolaus V. an. Sein noch rüſtiges Alter von 48 Jahren, und ſeine feſte Geſundheit ließen eine lange Regierung hoffen; aber dieſe Erwartung wurde getäuſcht durch den ſchon nach 8 Jahren (1455) erfolgenden Tod des Papſtes. Dennoch hatten auch dieſe wenigen Jahre ſchon hingereicht, ſeine Regierung, beſonders für die Literaturgeſchichte, unvergeſſlich zu machen. Er war es eigentlich, der Rom zu einem Hauptſitze der klaſſiſchen Literatur erhob. Seit dem Anfange ſeiner Regierung, war es ſein eifrigſtes Beſtreben, viele der gelehrteſten Griechen und Italiener, die er größtentheils ſchon perſönlich kannte, um ſich zu verſammeln. Da er ſelbſt in den Wiſſenſchaften gut bewandert war, und von einem treuen Gedächtniſſ hierinn unterſtützt wurde, ſo wuſſte er gelehrte Männer eben ſo richtig zu ſchätzen und auszuwählen, als zweckmäßig zu beſchäftigen. Einer ſeiner Lieblingsgedanken war es, die griechiſchen Schriftſteller durch Uebertragung in die lateiniſche Sprache gemeinnütziger zu machen; daher munterte er die Gelehrten zu Ueberſetzungen derſelben auf, und belohnte ſie freigebig, wobei er ſich nicht bloß auf die Profanſchriftſteller beſchränkte, ſondern auch auf die Kirchenväter erſtreckte. Viele geſchätzte Ueberſetzungen (z. B. des Herodot und Thucydides von Laur. Valla) ſind dem hierdurch erregten Eifer zu verdanken; doch wurde die Ausführung eines ſeiner Lieblingswünſche, die Ueberſetzung der Iliade und Odyſſee, mit

welcher Philelph ſchon von ihm beauftragt war, durch ſeinen frühen Tod vereitelt. — Bei dem Zufluſſe einer ſo bedeutenden Anzahl von Gelehrten in Rom, war es dem Papſt auch möglich, die dortige, vorher ganz verfallene Univerſität zu erneuern, und den öffentlichen Unterricht überhaupt zu ſichern und zu verbeſſern. — Eben ſo eifrig bedacht war er auf das Sammeln alter Handſchriften. Nach dem Fall von Konſtantinopel, der während ſeiner Regierung eintrat, wandte er alle Mühe an, in Griechenland zu ſammeln und einzukaufen, was noch an ſchriftlichen Schätzen zu finden war, und rettete ſo manches, was außerdem wahrſcheinlich ſehr bald verloren gegangen wär. Der Erfolg dieſes Sammelns war ſo bedeutend, daß Philelph (in einem Briefe an den folgenden Papſt Calixtus III.) ſich ausdrückt: Man könne nicht ſagen, Griechenland ſei untergegangen, ſondern es ſei durch Nicolaus V. nach Italien verpflanzt worden. Eben ſo ſandte er auch Boten zur Aufſuchung und Anſchaffung alter Handſchriften nach Teutſchland und andern Ländern, und richtete ſeine Blicke nicht bloß auf Werke der griechiſchen, ſondern, wie natürlich, auch der römiſchen Literatur. So wurde er der eigentliche Stifter der, vor ihm höchſt unbedeutenden, vatikaniſchen Bibliothek, die zu ſeiner Zeit ſchon die anſehnlichſte in Italien wurde, und nicht weniger als 5000 Handſchriften umfaſſte. — Daß Nicolaus V., bei dieſer Sorge für die Gelehrſamkeit, ſeine übrigen geiſtlichen und weltlichen Regentenpflichten nicht vernachläſſigte, ſondern eifrig dahin arbeitete, den Frieden in Italien und in der Kirche überhaupt zu erhalten, und die chriſtlichen Fürſten in Europa zum Widerſtande gegen die immer mehr herandringenden Türken zu vereinigen, und daß ſeine Freigebigkeit gegen die Gelehrten nie in Ver-

ſchwendung ausartete, gereicht ſeinen Einſichten und ſeiner Handlungsweiſe zu ſo viel größrer Ehre.

Bald nach dem Antritt ſeines Pontifikats rief nun Nicolaus V. auch den Valla nach Rom zurück, und übertrug ihm ein öffentliches Lehramt. Auch in dieſer neuen Lage blieb aber Valla nicht ohne Streitigkeiten, die jedoch für ihn keine ſo verderbliche Wendung nahmen, wie die vorigen. Eine der erſten war die mit Georg von Trapezunt, der den Cicero, auf Koſten des Quinctilian, ungemein erhob, dagegen Valla für den letztern ſehr eingenommen war. Man übertrieb die Sache auf beiden Seiten; doch ließ Valla nicht eher nach, bis Georg ſich aus Rom entfernt hatte. Weit heftiger und unanſtändiger wurde der Streit geführt, zu dem ſich Poggius gegen Valla, durch vermeintliche von dem letztern erlittene Ehrenkränkungen, veranlaſſt glaubte. — Dieſe Zänkereien hinderten jedoch den Valla weder an der Ausübung ſeines Lehramtes, noch an andern nützlicheren gelehrten Arbeiten; doch ſtarb er ſchon 1455. — Unter ſeinen Schriften iſt, außer den Ueberſetzungen des Herodot und Thucydides, welche mehrmals, theils allein, theils mit griechiſchen Ausgaben dieſer Schriftſteller, im Druck erſchienen ſind, ſein Werk von den Schönheiten der lateiniſchen Sprache, urſprünglich in zwölf Büchern ausgearbeitet, von denen aber nur noch ſechs vorhanden ſind, (Elegantiarum latinae linguae libri VI.) das berühmteſte und verdienſtlichſte. Valla hat darinn eben ſo wohl ſeine ausgebreitete Beleſenheit in den lateiniſchen Klaſſikern und ſeine Kenntniſſ der lateiniſchen Sprache, als ſeinen Scharfſinn in der Beurtheilung ihrer Eigenthümlichkeiten bewieſen, und dies Werk iſt in der Folge durch viele Ausgaben bekannt und nutzbar geworden. — Von ſeinen per-

ſönlichen Streitigkeiten (wiewohl die gegen Facius viele Bemerkungen zur Kritik des Livius enthalten) können wir ganz ſchweigen, ſo wie auch auf ſeine Dialektik und andere philoſophiſche Schriften ſein Ruhm ſich nicht gründet; dagegen verdient ſeiner theologiſchen Streitigkeiten über die Fehler in der kirchlichen Ueberſetzung des neuen Teſtaments (Vulgata), über den Ungrund der vorgeblichen Schenkung Konſtantins des Großen, über die Unächtheit des Briefwechſels Chriſti mit dem König Abgarus, über die Freiheit des menſchlichen Willens, u. dgl. m., zu denen er durch ſeine Schriften Anlaſſ gab, und die ſein freieres Denken ſo wie ſeinen kritiſchen Scharfſinn bekunden, hier kurz gedacht zu werden. — Eine brauchbare, jedoch nicht vollſtändige, Sammlung ſeiner Werke iſt: Laur. Vallae Opera nunc prim. in unum volumen collecta et emendata etc. Basil. 1543. fol. —

Nicolaus Perottus war zu Saſſoferrato im Jahre 1430 geboren, erhielt ſeine Bildung zu Bologna, und trat auch anfänglich hier ſelbſt als Lehrer auf, kam aber um das Jahr 1452, unter Papſt Nicolaus V., an den Römiſchen Hof, wo er ſich auch unter den folgenden Päpſten in Anſehen erhielt und ſehr wichtige Aemter bekleidete. Pius II. ernannte ihn 1458 zum Erzbiſchof von Siponto. Er ſtarb ſchon 1480, im 50ſten Jahre ſeines Alters. — Obgleich nicht Lehrer, ſondern mehr Staatsmann, iſt Perottus doch einer der bedeutendſten Schriftſteller ſeiner Zeit. Außer einigen weniger wichtigen grammatiſchen Schriften u. a., gehört hierher vorzüglich ſeine, auf Veranlaſſung des Papſtes Nicolaus V. gefertigte, und ſehr gelungene Ueberſetzung des Polybius; und dann ſein Cornu copiae, ein in Anlage und Ausführung höchſt eigenthümliches Werk. Es iſt eigentlich ein Com-

mentar über den Martial; und da Perottus mit dieſem Dichter ſich anhaltend beſchäftigt und eine Menge von Sprachbemerkungen zu demſelben und auf Veranlaſſung deſſelben geſammelt hatte, ſo wurde aus ſeinem Commentar eine wahre Fundgrube für die lateiniſche Sprache. Da Perottus, als Erzbiſchof, nicht gern wollte bekannt werden laſſen, daß er ſich mit einem heidniſchen, und noch dazu oft ſo anſtößigen Dichter, ſo angelegentlich beſchäftigt habe, ſo blieb das Werk lange bei ihm verborgen, doch gab es endlich ſein Neffe, Pyrrho Perottus, noch bei des Verfaſſers Leben heraus; und da es, bei ſeinem großen Sachreichthum, durch das beigefügte Wortregiſter, gewiſſermaßen die Stelle eines philologiſchen Wörterbuchs vertreten konnte, ſo wurde es deshalb ſehr geſchätzt, und erlebte viele Auflagen; z. B. Nic. Perotti Cornu copiae sive latinae linguae commentarii etc. Venet. 1513. fol. —

Chriſtoph Landinus war 1424, aus einer angeſehenen Familie, zu Florenz geboren, erhielt ſeinen erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht bei einem Verwandten zu Volterra, und machte ſo große Fortſchritte, daß er ſchon im funfzehnten Jahre ſich die Magiſter-Würde erwarb. Nach Florenz (1439) zurückgekehrt, bildete er ſich unter den berühmten Männern, an denen dieſe Stadt ſo reich war, weiter aus, erhielt aber zugleich an Cosmus einen großen Gönner, der ihn ganz bei ſich aufnahm, und ihm den Unterricht ſeiner Söhne und Enkel vertraute. Im Jahre 1457 wurde Landinus zugleich zum öffentlichen Lehrer der Poeſie und Beredſamkeit ernannt, und bekleidete mit Ruhm eine lange Reihe von Jahren hindurch dieſes Amt, in welchem er eine Menge von ausgezeichneten Männern, nicht nur von ſeinen Landsleuten, ſondern auch von Aus-

ländern, die um dieſe Zeit anfingen, Italien der Wiſſenſchaften wegen zu beſuchen, bildete. Von den gelehrten Kämpfen, in denen ſich Poggius, Valla, u. A. ſo fleißig herumtummelten, hielt er ſich fern, und lebte mit allen andern gelehrten Männern im freundſchaftlichſten Vernehmen. Zuletzt erhielt er noch die Stelle eines Secretairs der Signoria, ward aber 1497, Alters halben, aller Geſchäfte entbunden, und lebte hierauf in Ruhe zu Prato vecchio, wo er 1504, in ſeinem 80ſten Jahre, ſtarb. — Landinus hatte ſich, als Lehrer, hauptſächlich mit der Erklärung der beiden größten Römiſchen Dichter, des Virgil und Horaz, beſchäftigt. Hieraus ſind ſeine, größtentheils grammatiſchen, aber auch an Sacherklärungen reichen, und als ſolche ſchätzbaren Commentarien über dieſe Dichter entſtanden, die ſich über alle Werke derſelben, nur die ars poëtica des Horaz ausgenommen, erſtrecken, und in mehreren älteren Ausgaben derſelben gedruckt ſind. Von Kritik des Textes, die man damals überhaupt nur zu ahnen anfing, iſt bei ihm wenig oder gar nicht die Rede. — Unter ſeinen eignen Werken verdienen die Camalduleniſchen Unterſuchungen (Quaestionum Camaldulensium libri IV., ad Federicum Urbinatum principem) Erwähnung, ein dialogiſches Werk, den akademiſchen und tuſculaniſchen Unterſuchungen des Cicero nachgebildet, wovon das erſte Buch den Vorzug des thätigen oder des beſchaulichen Lebens unterſucht, das zweite vom höchſten Gute handelt, die beiden letzten aber eine allegoriſche Erklärung der Aeneide (eine Lieblings-Idee des damaligen Zeitalters) enthalten, nach welcher Aeneas das Bild eines Weiſen darſtellt, der ſein Leben der Aufſuchung des höchſten Gutes widmet (wodurch eben dieſe Bücher mit dem vorigen zuſammenhangen), auch den übrigen Perſo-

nen und einzelnen Ereigniſſen ein moraliſcher Sinn unter= gelegt wird. Ausgaben: Argentorat. 1508. fol. — Paris. 1511. 4. — Die meiſten ſeiner übrigen Schriften, theils in lateiniſcher, theils in italieniſcher Sprache, worunter ſich eine italieniſche Ueberſetzung der Naturgeſchichte des Plinius befindet, ſind nicht im Druck erſchienen. Von ſeinen lateiniſchen Gedichten hat Bandini (Specimen literaturae Florentinae, Tom. I.) mehrere mitgetheilt. —

Philipp Beroaldus der Aeltere, 1453 zu Bologna geboren, wurde ſchon in ſeinem 19ten Jahre daſelbſt als öffentlicher Lehrer angeſtellt, und in der Folge, nachdem er ſich einige Jahre im Auslande, ſelbſt in Paris, als Lehrer beſchäftigt hatte, wieder in ſeine Vaterſtadt zurück= gerufen, die er, ſowohl durch ſeine Vorleſungen, in de= nen er gegen 600 Zuhörer gehabt haben ſoll, als durch ſeine Ausgaben Römiſcher Schriftſteller, berühmt machte. Seine Vorleſungen erſtreckten ſich, außer der klaſſiſchen Literatur, auch auf Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft; auch diente er ſeiner Vaterſtadt in Geſandtſchaften, und ſtarb im Jahre 1504. — Seine ſchriftlichen Arbeiten be= ſtehen größtentheils in Anmerkungen über Römiſche Klaſſiker, unter denen die zum Suetonius die berühmteſten ſind. — Mit dieſen älteren, muſſ der jüngere Philipp Be= roaldus, ein Verwandter deſſelben, welcher zu Rom Bi= bliothekar der vatikaniſchen Bibliothek war, und die fünf erſten Bücher der Annalen des Tacitus zuerſt herausgab, nicht verwechſelt werden. —

Hermolaus Barbarus, aus einem vornehmen und um die Wiſſenſchaften ſehr verdienten Hauſe, zu Ve= nedig 1453 geboren, gab ſchon frühzeitig ſeine Beſtimmung

für die Wiſſenſchaften zu erkennen. Er ſtudirte in Verona, unter einem ältern Hermolaus Barbarus (mit dem er nicht zu verwechſeln iſt), und in Rom unter Pomponius Lätus. Nach ſeiner Zurückkunft in ſeine Vaterſtadt machte er ſich hier anfangs durch Vorleſungen über alte Schriftſteller bekannt, und wurde ſpäterhin zu wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, in denen er ſich anſehnliche Verbindungen erwarb. Im Jahre 1491 ernannte ihn Papſt Innocentius VIII. zum Patriarchen von Aquileja. Dafür beſtrafte ihn die Republik, die nicht dulden wollte, daß einer ihrer Bürger, ohne ihre Einwilligung, auswärtige Ehrenſtellen annehme, mit der Verbannung, und alle Verſuche ſeiner Verwandten und Freunde, ihn davon zu befreien, waren vergebens. Er lebte hierauf in Rom, ſtarb jedoch ſchon 1493, noch nicht völlig 40 Jahr alt, an der Peſt. — Für die Wiſſenſchaften war er einer der thätigſten Männer ſeiner Zeit, theils durch ſeine große Correſpondenz mit faſt allen gleichzeitigen Gelehrten oder Verehrern und Beſchützern der Gelehrſamkeit, theils durch ſeine eignen Schriften. Wichtiger als ſeine Ueberſetzungen des Themiſtius, des Dioſcorides und der Rhetorik des Ariſtoteles, und andre ſeiner Arbeiten, ſind ſeine Verbeſſerungen zur Naturgeſchichte des Plinius und zum Pomponius Mela. Erſtere (Castigationes Plinianae. Rom. 1492. fol. u. m. A.), ſein Hauptwerk, geben nicht nur die erſte kritiſche Bearbeitung jenes unſterblichen Werkes, ſondern auch das erſte größere Beiſpiel von kritiſcher Behandlung des Textes überhaupt. Er ging die bekannten, größtentheils höchſt fehlerhaften Handſchriften, Kapitel vor Kapitel, mit der größten Genauigkeit durch, und ſeine Verbeſſerungen liegen größtentheils den ſpäteren beſſeren Ausgaben zum Grunde. Auf ähnliche Art bearbei-

tete er auch den Pomponius Mela. (Castigationes in Pomponium Melam. Antverp. 1582. 4. u. a. A.) Nach ſeiner eignen Angabe hat er im Plinius über 5000 und im Mela 300 Fehler verbeſſert. —

Wir ſchließen dieſe Reihe der berühmten italieniſchen Humaniſten mit einem Manne, der zwar der Zeit nach der letzte, an Ruhm aber faſt der erſte unter allen iſt, Angelus Politianus. Den letztern Nahmen hatte er ſich nach ſeinem Geburtsorte Monte Pulciano beigelegt, wo er 1454 geboren war. Frühzeitig kam er nach Florenz, um den Unterricht der dortigen Gelehrten zu genießen, und ſein vorzüglichſter Lehrer war Landinus. Sehr jung (doch erſt nach dem Tode des Cosmus) kam er in die Bekanntſchaft des Mediceiſchen Hauſes, und ſchloſſ mit Lorenz dem Fürſtlichen eine vertraute Freundſchaft. Mit unglaublichem Eifer legte er ſich auf die Griechiſche und Römiſche Literatur, und erwarb ſich ſowohl hierdurch, als durch ſeine eignen lateiniſchen Gedichte, bald einen ungemeinen Ruhm. Lorenz von Medicis übergab ihm die Erziehung ſeiner Söhne, da ſich dieſe noch im zarteſten Alter befanden; und 1483 erhielt er zugleich ein öffentliches Lehramt, in dem er ſich, durch ſeinen Vortrag, ſo wie durch die Auswahl der Gegenſtände, den höchſten Ruhm erwarb. Freilich fehlte es ihm, wie den meiſten italieniſchen Gelehrten, auch nicht an Zudringlichkeit und Ruhmredigkeit, um ſeine Verbindungen zu vermehren, und ſeinen Ruhm ſelbſt auszubreiten. Gelehrte Streitigkeiten (z. B. mit Bartholomäus Scala, mit Georg Merula) waren in dieſen Verhältniſſen unvermeidlich, doch fehlte es ihm auch nicht an wahren Freunden, wie er ſich denn beſonders an den gelehrten und genialen Grafen Johann

Picus von Mirandola *) mit Innigkeit anſchloſſ. Als aber der Tod des Lorenz von Medicis (1492) nicht nur ſeinen größten Beſchützer und Freund aus ſeinen Armen geriſſen hatte, ſondern auch die Lage der öffentlichen Angelegenheiten Italiens ganz umzukehren, und die glänzenden Schöpfungen der Medicäer zu vernichten drohte, da fühlte Politian, daß die Sonne ſeines Lebens untergegangen ſei, und der Gram tödete ihn am 24. September 1494, in einem Alter von nicht mehr als 40 Jahren. Nach wenigen Wochen folgte ihm ſein noch jüngerer Freund Johann Picus. — Als Schriftſteller ſcheint Politian ſelbſt, ſo wie ſeine Zeitgenoſſen, den höchſten Werth auf ſeine lateiniſchen Gedichte gelegt zu haben, die er ſogar ſelbſt, neben den Werken der Klaſſiker, in öffentlichen Vorleſungen erklärte; mehr Werth für die Nachwelt haben indeſſen (ſeiner kleinen philoſophiſchen und philologiſchen Schriften nicht zu gedenken) ſeine Briefe, von denen er ſelbſt, auf Verlangen ſeines geweſenen Schülers, Peter von Medicis, 12 Bücher ſammelte; eins der wichtigſten Denkmaale des jüngeren mediäiſchen Zeitalters, aus dem man den damals herrſchenden Geiſt und das wiſſenſchaftliche Leben genau kennen lernt. — Unter ſeinen Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen iſt beſonders die des Herodian berühmt geworden. — Sein Hauptwerk endlich ſind ſeine Miscellanea, vermiſchte, größtentheils Sach-erklärende Bemerkungen über Stellen der alten Klaſſiker und andere damit verwandte Gegenſtände, die freilich in einem ſpäteren Zeitalter wohl nicht mit dem Enthuſiasmus aufgenommen ſein

*) Sein Leben beſchreibt Meiners, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus d. Zeit. d. Wiederherſtell. d. Wiſſenſch. 2. B.

würden, den ſie bei ihrer Erſcheinung erregten. — Seine Werke ſind nach ſeinem Tode mehrmals geſammelt erſchienen, z. B.: Angeli Politiani Opera omnia longe emendatius quam antehac expressa etc. Basil. 1553. fol. —

Bei der vielfachen, unmittelbaren Verbindung, welche damals zwiſchen Italien und Teutſchland, ſonſt mehrentheils zum Unglück, diesmal aber zum größten Gewinn unſeres Vaterlandes, ſtatt fand, konnte die Rückwirkung jener günſtigen Ereigniſſe von Italien auf Teutſchland nicht lange unterbleiben; und hier, in dem Lande, deſſen Bewohner von den Italienern nur für Barbaren gehalten wurden, hier ſollten die Kenntniſſe, die Italien nur prunkend zur Schau trug, erſt mit ernſtem Sinn aufgefaſſt und ergründet, dem innerſten Weſen angeeignet, und zur wahrhaften, höhern und allgemeineren Ausbildung der Menſchheit folgenreich benutzt und verarbeitet werden.

Auch hier waren ſchon in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts einige, ſcheinbar vereinzelte, aber in den ganzen großen Plan der Veredlung des wiſſenſchaftlichen Lebens herrlich mit einſtimmende Vorbereitungen eingetreten, zu deren Erwähnung hier der ſchicklichſte Ort iſt.

Der Zuſtand der Wiſſenſchaften, wie er in Teutſchland überhaupt, und beſonders auf den Univerſitäten, faſt allgemein war, litt, wie wir wiſſen, beſonders an drei Hauptmängeln, nehmlich an einer fehlerhaften Methode des Lehrens und Lernens überhaupt, an dem gänzlichen Mangel feinerer Geſchmacksbildung, welche nur durch ein gründliches Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und vor-

nehmlich der alten Klaſſiker zu erlangen geweſen wär, und an dem Mangel einer gründlichen, geſunden Philoſophie, als der Grundlage alles höheren, realen Wiſſens. Ehe dieſen Mängeln nicht abgeholfen wurde, war an keine durchgreifende Verbeſſerung des wiſſenſchaftlichen, und des, mit dieſem in ſo vielſeitiger Wechſelwirkung ſtehenden, religiöſen und ſittlichen Lebens zu denken.

Wie groß nun auch der Starrſinn war, mit welchem die meiſten der damaligen Lehrer bei dem hergebrachten Zuſtande beharrten, den ſie für den beſten und einzig denkbaren hielten, weil ſie ihn einmal ſo gewohnt waren, ſo fanden ſich doch einzelne vorurtheilsfreie Männer, die, wenn auch nicht durch tiefes Nachdenken, doch durch ihr richtiges und unverdorbenes Gefühl, auf jene großen Mängel und Verirrungen aufmerkſam gemacht wurden. Einen ſolchen Mann, der das, was ganze Hochſchulen, und ſo viele auf ihr eingebildetes Wiſſen ſtolze Gelehrte, nicht ſehen konnten oder wollten, in ſtillem Sinn erkannte, und in einem beſchränkten, aber ſichern Wirkungskreiſe übte, lernen wir ſchon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden, die man damals noch als einen Theil des nordweſtlichen Teutſchlands betrachtete, kennen, und mit dieſem müſſen wir uns hier etwas genauer beſchäftigen, denn er iſt die eigentliche Wurzel des großen Stammes, deſſen Zweige ſich im nächſten Jahrhundert über ganz Teutſchland verbreiteten und es mit ſo vielen herrlichen Blüthen und Früchten der Wiſſenſchaft beglückten.

Gerhard de Groote *) (nach dem damaligen Sprachgebrauche Gerhardus Magnus genannt) iſt der

*) Es iſt fehlerhaft, das de dieſes und ähnlicher Nahmen durch von überſetzen zu wollen; denn es iſt nicht das lateiniſche de

Mann, von dem wir hier ſprechen. Er war zu Deventer, um das Jahr 1340, aus einem angeſehenen Geſchlechte geboren, hatte zu Paris ſtudirt, und nach Vollendung ſeiner Studien in ſeinem Vaterlande mehrere einträgliche Präbenden erhalten, die er anfangs, nach der allgemeinen Sitte ſeiner Zeit, dazu benutzte, ſich ein bequemes und fröhliches Leben zu verſchaffen. So auf dem geradeſten Wege, im Getümmel ſinnlicher Vergnügungen ſein beſſeres Daſein zu verſchleudern, ward er von einem ſeiner Freunde, dem Prior eines Kartäuſer-Kloſters, auf das Thörichte und Verderbliche ſeines Treibens aufmerkſam gemacht, und durch deſſen Ermahnungen ſo erſchüttert, daß er von Stund an ſich ganz zu dem entgegengeſetzten Leben entſchloſſ. Er entſagte ſeinen Pfründen und allem bisher genoſſenen Ueberfluſſ, ohne die Verwunderung und den Spott ſeiner bisherigen Bekannten zu beachten, die da meinten, er ſei von zu großer Gelehrſamkeit verrückt geworden; und lebte drei Jahre lang in dem Kartäuſer-Kloſter, deſſen Prior ſein Freund war, unter ſtrengen geiſtlichen Uebungen und einſamen Nachdenken. Als er das Kloſter verließ, — das er nicht zum immerwährenden Aufenthalt, ſondern nur zur Vorbereitungsſtäte für ein thätigeres Leben gewählt hatte, — trat er als ein eifriger Prediger auf, nicht, wie man vielleicht vermuthen könnte, um die Köpfe mit myſtiſchen Schwärmereien einzunehmen, ſondern um thätiges Chriſtenthum, Beſſerung des Lebens und wahre Sittlichkeit zu begründen. Da er aber einſah, wie tief vornehmlich die Erziehung der Jugend darnieder lag, und wie alle wahre Beſſerung von dieſer ausgehen müſſe, ſo ſtiftete

---

(von), ſondern der teutſche Artikel der, in der weicheren niederteutſchen Mundart.

er zu Deventer eine Brůderſchaft oder Congregation, die ſich bald von einer ſo wohlthätigen Seite zeigte, daß mehrere nach ihrem Beiſpiel in den Niederlanden und in Weſtfalen, für beide Geſchlechter, ſich bildeten. Die Brůder und Schweſtern unterwarfen ſich den gewöhnlichen geiſtlichen Ordensgelůbden; außerdem aber wurde beſtimmt, daß ſie den geiſtlichen Obern des Sprengels, zu dem ſie gehörten, unterworfen ſein, und weder Gůter erwerben, noch ihren Mitbůrgern durch Betteln beſchwerlich werden, ſondern ſich von ihrer Hände Arbeit ernähren ſollten. Den Brůdern empfahl Gerhard beſonders das Abſchreiben nützlicher Bůcher, als ein ruhiges, den Geiſtlichen anſtändiges Geſchäft. Die Aſtrologie und andere wahrſageriſche Kůnſte waren ihnen gänzlich unterſagt, aber auch die erlaubten Wiſſenſchaften und Kůnſte ſollten ſie nie in der Abſicht lernen und ůben, um dadurch Reichthůmer und Ehrenſtellen zu erlangen, und nicht einmal eine geiſtliche Pfrůnde annehmen. Die ältern Brůder und Schweſtern wurden beſonders zur Erziehung der Jugend angewieſen, und zwar mit der ausdrůcklichen Beſtimmung, daß ſie nicht nur lehren, oder ihre Zöglinge mit Kenntniſſen bereichern, ſondern auch durch ein gutes Beiſpiel ihre Sitten bilden, und ſie zu einem frommen Lebenswandel anleiten ſollten. In Anſehung der gelehrten Bildung wurde beſonders beſtimmt, daß man die Disputationen, als unnůtze und ſogar ſchädliche Uebungen gänzlich unterlaſſen, dagegen aber fleißig die Bibel, die Schriften der alten Kirchenväter und der beſten heidniſchen Sittenlehrer leſen ſollte, und zwar das alles nicht um ſich durch Gelehrſamkeit ůber andere zu erheben, ſondern vielmehr um zur Kenntniſſ der eignen Schwachheit, und dadurch eben zur wahren Weisheit zu gelangen.

Hier haben wir ſchon, wenn gleich noch unvollkommen und nur in ſchwachen Grundzügen, den Anfang zu dem, was dem Zeitalter Noth that. Hier iſt eine Hinweiſung auf die Quellen der ächten Kenntniſſ, eine Verbannung des Unweſens, das mit der leeren Spekulation getrieben wurde, eine Beſchäftigung mit ernſten, wahrhaft nützlichen Gegenſtänden, und ein planmäßig überdachter Unterricht, beſtimmt zur Bildung der Sitten und zur Beſſerung des Herzens. Kein Wunder, daß die Mönche, mit deren Schulen und Lebenswandel jene Grundſätze den auffallendſten Widerſpruch bildeten, nichts unterließen, um die Brüder zu verleumden und zu verfolgen; ja man erhob ſogar auf dem Concilium zu Conſtanz die bitterſten Anklagen gegen ſie, als gegen Ketzer und Empörer wider die päpſtlichen Geſetze und kirchliche Ordnung. Aber der berühmte Kanzler der Univerſität Paris, Johann Gerſon, der mit dem Stifter der Brüder-Congregationen in vielen weſentlichen Grundſätzen übereinſtimmte, übernahm, unterſtützt von mehreren andern angeſehenen Theologen, ihre Vertheidigung mit ſo viel Muth und Glück, daß ihre Gegner gänzlich zu Schanden wurden, und die Brüder-Congregationen nicht nur eine ehrenvolle Beſtätigung, ſondern in der Folge noch eine Vermehrung ihrer Privilegien erhielten.

Gerhard de Groote ſelbſt hatte dieſes Ereigniſſ, und überhaupt die ausgedehntere Wirkſamkeit ſeiner Stiftung, nicht erlebt, denn er war ſchon 1384, in einem Alter von ohngefähr 44 Jahren, geſtorben; aber ſein Nachfolger, Florentius Radewyn, hatte in ſeinem Geiſte fortgewirkt und alles von ihm Begonnene vollendet. Unter den Schülern, welche dieſer zog, und welche, nach ſeinem (im Jahr 1400, ohngefähr dem 50ſten ſeines Al-

ters, erfolgten) Tode, die Stiftung der Brüder-Congregationen erhielten, iſt für uns hier keiner wichtiger, als Thomas von Kempen (gewöhnlich Thomas a Kempis), den Viele als den Verfaſſer des kleinen, aber hoch geſchätzten und häufig geleſenen Buches von der Nachfolge Chriſti, doch nur Wenige zugleich als einen für die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland höchſt einflussreichen Mann kennen.

Dieſer Thomas, mit ſeinem Familiennahmen eigentlich Hamerken (Malleolus) genannt, war zu Kempen in Ober-Yſſel im Jahre 1380 geboren, kam in ſeinem dreizehnten Jahre nach Deventer, in die Schule des Florentius, und ging, auf deſſen Rath, 1399 in die Congregation der Auguſtiner-Chorherrn auf dem Berge der Heil. Agnes bei Zwoll, wo er eben ſo, wie ſeine Vorgänger zu Deventer, lebte und lehrte. Er war für ſeine Zeit ein guter Redner und ein fruchtbarer Schriftſteller, deſſen Schriften, meiſtens theologiſchen Innhalts, durch einen moraliſchen Zweck und praktiſche Richtung ſich auszeichnen, wenn gleich auch die Anſichten des Kloſtermannes auf ſie nicht ganz ohne Einfluſſ geblieben ſind. Vor andern merkwürdig ſind ſeine Lebensbeſchreibungen des Gerhard Magnus, Florentius, und mehrerer ihrer Schüler; faſt die einzigen Quellen, aus welchen wir jene Stiftungen, ihren Zweck und ihren Erfolg kennen. Sein bekannteſtes, ſchon vorhin erwähntes Werk, die vier Bücher von der Nachfolge Chriſti (de imitando Christo et contemtu omnium vanitatum mundi) iſt ihm zwar ſtreitig gemacht, und bald dem Kanzler Gerſon, bald einem andern Verfaſſer zugeſchrieben, jedoch durch überwiegende Gründe für ihn behauptet worden, und durch dieſe Schrift, die ſich durch eine rein chriſtliche, von aller Schwärmerei eben ſo

ſehr wie von aller unnützen Spekulation und falſchen Werkheiligkeit freie Myſtik und religiöſe Lebensweisheit ſo ſehr über den herrſchenden Geiſt ſeines Zeitalters erhob, die einen ſolchen Beifall erhielt, daß ſie unzähligemal in jeder Geſtalt gedruckt, und faſt in alle, ſogar in orientaliſche Sprachen überſetzt wurde, und noch bis auf den heutigen Tag nicht ohne Nutzen geleſen wird, hat ſich ſein Nahme vorzüglich im Andenken erhalten. Aber ein nicht geringes Verdienſt um die Wiſſenſchaften erwarb er ſich dadurch, daß er, ſchon im höhern Alter, in ſeiner Schule ſechs, durch Liebe zu den Wiſſenſchaften und zum Theil durch vornehme Geburt ausgezeichnete Jünglinge unterrichtete, und ſo zu ihren nachmaligen Thaten den Grund legte. Dieſe Jünglinge waren: Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, und Antonius Liber, größtentheils aus Weſtfalen gebürtig. Jeder von ihnen machte ſich in der Folge um die Wiſſenſchaften verdient; einige glänzten unter ihren erſten Führern und Begründern; und wir werden daher noch weiter auf ſie zu ſprechen kommen. Thomas von Kempen erwarb ſich um ſie das Verdienſt, daß er ſie, anſtatt der, zu ſeiner Zeit noch gangbaren, elenden Schulbücher, mit den reineren Quellen der Sprachen und Wiſſenſchaften, ſo weit ſie ihm ſelbſt zugänglich waren, ſchon frühzeitig bekannt machte. Eine reine, zierliche Schreibart hatte er ſich ſelbſt noch nicht angeeignet, ſondern trug in dieſer Hinſicht noch einen Theil der Flecken ſeines Zeitalters an ſich; aber weit entfernt, ſeine Schüler auf das beſchränken zu wollen, was er ſelbſt ihnen geben konnte, rieth er ihnen vielmehr, zu ihrer höhern Ausbildung nach Italien zu reiſen, wo man eben damals ſchon ſo große Fortſchritte

machte, von denen der Ruf bereits Teutſchland durchdrung=
en, aber kaum noch einen Nachfolger erweckt hatte. Ei=
nige befolgten dieſen Rath, und Thomas erlebte noch
den Anfang ſeiner, für Teutſchland ſo erfreulichen Wir=
kungen; denn er ſtarb erſt am 25. Jul. 1471, in einem
Alter von 91 Jahren. —

Zu einer Bedingung des Beſſerwerdens im Reiche der
Wiſſenſchaft, nehmlich zu einer beſſern Erziehungs= und
Unterrichtsweiſe, war alſo durch Gerhard Magnus
und ſeine Nachfolger der Anfang gemacht, nur daß man
die Früchte derſelben noch nicht in einem größeren Um=
fange wahrnehmen konnte. Für die beiden andern Beding=
ungen wirkten jene Stiftungen zwar auch etwas in ih=
rem Kreiſe, aber mehr negativ, indem ſie zwar die ſchlech=
ten, geſchmackloſen Bücher, und die unnützen Wortge=
zänke der damaligen hohlen und unfruchtbaren Philoſophie
verbannten, aber noch nicht genug Beſſeres an dieſe Stelle
ſetzen konnten. Aber was hier noch fehlte, wurde bald
auf einem andern Wege herbeigebracht, denn nicht lange
mehr ſollte ſich die Aufklärung Teutſchlands verzögern.

Als Vorarbeiten zu der völligen Umgeſtaltung und Er=
neuerung des wiſſenſchaftlichen Lebens, die zwar für ſich
anfangs noch vereinzelt ſtanden und in unvollkommener Ge=
ſtalt auftraten, aber alle das Ihrige zur Erreichung des
großes Zieles vorbereiteten und beitrugen, müſſen wir jezt
noch dreierlei betrachten, nehmlich den Anfang einer gründ=
licheren, kritiſchen Bearbeitung der Geſchichte, die allmäh=
liche Verbreitung hellerer Anſichten im Religions= und
Kirchenweſen, und die Bemühungen zur Herſtellung einer
gehaltvolleren, vom Scholaſticismus unabhängigen Philoſo=
phie.

Den erſten, wenn auch noch ungenügenden Verſuch einer gründlicheren, kritiſchen Bearbeitung der Geſchichte verdanken wir einem, auch in anderer Hinſicht merkwürdigen und hell denkenden, noch zu wenig bekannten Manne, Gobelinus Perſona. *) Er war im Jahre 1358 in Weſtfalen geboren, und machte ſchon in ſeiner Jugend in den Wiſſenſchaften mehr als gewöhnliche Fortſchritte. Es iſt unbekannt, durch welche Umſtände er veranlaſſt wurde in ſeinen Jünglingsjahren nach Italien zu gehen; da die Reiſen nach Italien, welche nach einem Jahrhundert und etwas ſpäter faſt als nothwendig zur Bildung des Gelehrten betrachtet wurden, doch damals noch keineswegs zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehörten. Wie bekannt, war damals eben die Zeit eingetreten, wo unter der Leitung eines Petrarcha, Johann von Ravenna, und anderer geiſtreicher Männer, der Anfang gemacht wurde, die klaſſiſchen Studien wieder herzuſtellen, und einen beſſern Weg des Lehrens und Lernens einzuführen, und auch Gobelinus ſcheint von dieſen heilſamen Veränderungen ſchon Vortheil gezogen zu haben. Er durchreiſte faſt ganz Italien, verweilte jedoch am längſten in Rom, wo er ſich einfluſſreiche Bekanntſchaften erwarb, und im Jahre 1386 die Prieſterweihe empfing. Nach ſeiner Rückkehr nach Teutſchland, wurde er 1389 zum Rector der Kapelle zur heiligen Dreieinigkeit in Paderborn ernannt, womit nachher auch ein Predigtamt an einer Stadtkirche zu Paderborn

---

*) Sein Leben befindet ſich, meiſtens nach ſeinen eigenen Angaben, vor der nachher zu erwähnenden Meibomiſchen Ausgabe ſeines Cosmodromii, und hiernach in Adami vit. German. Theolog. pag. 1. — Seinen Aufenthalt in Erfurt habe ich zuerſt entdeckt.

verbunden wurde. Als im Jahre 1392 die Univerſität Erfurt zu Stande kam, begab er ſich hieher, und ließ ſich ſchon unter dem erſten Rector, Ludwig Mülner, als Mitglied der Univerſität aufnehmen. Daß er hier als Lehrer aufgetreten, iſt nicht zu bezweifeln, da er bereits ein ſo angeſehener Mann und Freund der Wiſſenſchaften war; wie lange er ſich aber in Erfurt aufgehalten, iſt unbeſtimmt, und nur ſo viel gewiſſ, daß er ſein voriges Amt darüber nicht aufgegeben, da wir ihn bald wieder als Prediger in Paderborn finden, wo er zugleich bei dem Biſchof zu großem Anſehen und Einfluſſ gelangte. Da er aber im Jahre 1405 gewiſſen Verordnungen des Raths zu Paderborn, die er für unverträglich mit den geiſtlichen und weltlichen Rechten hielt, ſich öffentlich widerſetzte, dagegen predigte, und die Abſtellung derſelben verlangte, ſo machte er ſich dadurch viele Feinde. Hierzu kam noch, daß er, als Official (Vicarius) des Biſchofs, eine ſtrenge geiſtliche Zucht auszuüben, und beſonders eine Reformation des Benedictiner-Kloſters zu Paderborn, der ſich die Mönche nicht unterwerfen wollten, durchzuführen ſuchte, wodurch er auch die Geiſtlichkeit gegen ſich aufbrachte. So von allen Seiten verfolgt, wobei er ſogar in Lebensgefahr gerathen ſein ſoll, indem die aufgebrachten Mönche Verſuche machten ihn zu vergiften, kam er nur dadurch wieder in Ruhe, daß er, mit Verzichtleiſtung auf ſein Predigtamt, Paderborn verließ, und ſeinen Wohnſitz, ohne jedoch an ſeiner Einwirkung auf den Biſchof merklich zu verlieren, nach Bielefeld verlegte, wo er das Decanat der S. Marien-Kirche (es iſt unbekannt, um welche Zeit) erhalten hatte, und wo er ſich nun ebenfalls bemühte, eine ſtrenge geiſtliche Ordnung aufrecht zu halten. Gegen das Ende ſeines Lebens (doch erſt nach 1416) verließ er Biele-

feld, und begab ſich in das Kloſter Bodekem, wo er ſich, die letzten Jahre ſeines Lebens hindurch, bloß mit den Wiſſenſchaften und mit geiſtlichen Betrachtungen beſchäftigte. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht genau bekannt; da er jedoch ſein ſogleich zu erwähnendes Geſchichtswerk bis auf das Jahr 1418 fortgeführt hat, ſo iſt wenigſtens ſo viel gewiſſ, daß er dieſes Jahr überlebt hat. *) Er erwarb ſich den Ruhm ausgebreiteter Kenntniſſe und eines ununterbrochen thätigen Lebens. In den Kirchenvätern, beſonders dem Auguſtinus, war er ſehr beleſen. Seine eignen Schriften beſtehen zum Theil aus Gedichten, hiſtoriſchen Innhalts, deren Form aber noch ſtarke Spuren der in ſeinem Zeitalter herrſchenden Barbarei an ſich trägt. Weit wichtiger iſt ſein größeres, proſaiſches Werk, das er Cosmodromium nennt; eine allgemeine Weltgeſchichte, vom Anfang der Dinge, bis auf das Jahr 1418. Dieſes Werk, an welchem er über 40 Jahre gearbeitet, hat freilich mit den älteren Geſchichtbüchern noch manche Fehler und Unbequemlichkeiten gemein, aber ſein lateiniſcher Styl iſt beſſer und reiner als er in ähnlichen früheren Werken zu finden war; er zeigt eben ſo vielen Fleiß beim Zuſammentragen, als Treue in der Erzählung, und eine mehr als gewöhnliche Beurtheilung in der Auswahl der Begebenheiten; überdies findet man bei ihm ſchon merkliche Beweiſe von beſonnener hiſtoriſcher Kritik, worinn er eine völlig neue Bahn brach, da man vor ihm gewohnt

---

*) In der Zeitſchrift: Weſtphalia, 1825, 16. Stück, (S. 32) wo ſich auch eine Lebensbeſchreibung des Gobelinus Perſona befindet, wird als ſein Todesjahr 1424 angegeben, doch ohne einen Grund für dieſe Behauptung zu bemerken.

geweſen war, in der alten Geſchichte das meiſte bloß auf Glauben anzunehmen. So ſtellt er unter andern ſehr gut gewählte Gründe auf, mit denen er gewiſſe Heiligen-Legenden, als von den elftauſend Jungfrauen und von der heiligen Katharina, zweifelhaft macht. Der einzige Mangel, den man ihm zur Laſt legen kann, iſt einige Parteilichkeit für die Päpſte; wiewohl er doch von dem Leben und Betragen einzelner derſelben ſehr freimüthig urtheilt. Bei dem bekannten Schisma, welches gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts die abendländiſche Kirche zerſpaltete, zeigt er ſich als ein eifriger Anhänger Urbans VI. Sein Werk iſt bald nach ſeinem Tode ziemlich bekannt geworden, und viele gute Geſchichtſchreiber, z. B. Albert Crantz, haben es benutzt; im Druck iſt es aber erſt durch Meibomius erſchienen: Doctoris Gobelini Personae, Decani Bilefeldensis etc. Cosmodromium, hoc est Chronicon universale etc. opus eruditum, copiosum et luculentum, a multis hactenus desideratum et nunc in lucem editum stud. et op. Henr. Meibomii. Francof. ap. And. Wecheli heredes 1599. fol. — Nachher in H. Meibomii Scriptor. rer. German. Tom. I. —

Gegen das herrſchende Kirchenſyſtem und einzelne in demſelben aufgenommene Lehren waren zwar, faſt ſeit der Begründung deſſelben, von Zeit zu Zeit durch einzelne Männer mehr oder weniger bedeutende Einwürfe gewagt worden, und wir haben auch ſchon im vorigen an Occam u. a., ja ſelbſt an Gobelinus Perſona, Männer kennen gelernt, die ihre freieren Anſichten in kirchlichen Dingen auszuſprechen kein Bedenken trugen; aber theils waren dieſe Aeußerungen in ſich ſelbſt nicht ſicher genug begründet, theils betrafen ſie nur einzelne, weniger weſentliche Dinge,

und hatten auf das Ganze, weder im eigentlichen Kirchenſyſtem, noch im bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Leben, einen ſehr merklichen Einfluſſ. Wichtiger waren die Bemühungen der Myſtiker, von denen wir ſchon in der Einleitung geſprochen haben, die, ohne das Beſtehende geradezu anzugreifen, und wahrſcheinlich meiſtens auch ohne dies zu wollen, die Menſchen dadurch, daß ſie dieſelben nur auf ein einfaches, Gott-ergebenes und tugendhaftes Leben hinzuführen und das religiöſe Gefühl in ihnen zu ſtärken ſuchten, indirect von der übertriebenen Verehrung der äußerlichen Satzungen abzogen; aber dieſer Weg war, begreiflich, ſehr ſchwierig und langſam. Directe, weiter ausſehende Unternehmungen gegen das herrſchende Kirchenſyſtem, wodurch hellere Anſichten in religiöſen und damit in Verbindung ſtehenden Gegenſtänden in einem allgemeineren Umfange und mit tiefer eindringenden Wirkungen angeregt wurden, finden wir in Teutſchland erſt ſeit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, und Johann Huſſ iſt hier der Erſte, der eine ſolche Bewegung verurſachte. *)

Johann Huſſ war zu Huſynec oder Huſſenetz, einem Dorfe im Prachiner Kreiſe in Böhmen, am 6. Jul. 1373 geboren. Seine Familie iſt gänzlich unbekannt, und es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, er ſei mit den

---

*) Wilh. Seyfridi Commentatio de Johannis Hussi martyris vita, fatis et scriptis, cum annot. Jo. Chr. Mylii; Praef. est F. A. Hallbauer. Hilperhus. 1743. 4. Eine fleißig zuſammengetragene, nur oft allzu weitläuftige Materialien-Sammlung mehr als eigentliche Biographie. — Der allgemeinen Werke über Kirchen-, Gelehrten- und Reformationsgeſchichte, worinn von Huſſ die Rede iſt, hier nicht zu gedenken.

Herren jenes Dorfs, die ſich auch von Huſſenetz ſchrieben, verwandt geweſen. Nachdem er in ſeinem Geburtsorte und in der benachbarten Stadt Prachetitz den erſten Unterricht erhalten hatte, ſtudirte er auf der Univerſität Prag, wobei er ſich, ſeiner Armuth wegen, als Famulus bei einem der dortigen Profeſſoren forthalf. Seine Studien hatten einen glücklichen Fortgang; er wurde 1393 Baccalaureus, und drei Jahre hernach Magiſter. Im Jahre 1400 erhielt er das Amt eines Predigers an der Bethlehems-Kapelle und Beichtvaters der Königinn von Böhmen. Zugleich war er ein fleißiger Lehrer bei der dortigen Univerſität, und zwar als Mitglied der theologiſchen Facultät, bei welcher er am 17. Oktober 1401 zum erſtenmale das Decanat übernahm.

Einige Zeit vorher waren in England merkliche Bewegungen im Kirchenthume von Johann Wiclef ausgegangen. *) Dieſer Mann, aus dem nördlichen Theile Englands gebürtig, hatte im Mertons College zu Oxford ſtudirt, und nachher als Doctor der Theologie eben daſelbſt gelehrt, bis er ein Predigtamt zu Lutterworth in der Grafſchaft Leiceſter übernahm. Sein eifriges Studiren hatte ihn auf viele Unordnungen in der Kirche aufmerkſam gemacht, und das anſtößige Betragen der Bettelmönche erregte vollends ſeinen Unwillen. Er widerſetzte ſich daher mit Eifer ihren Anmaßungen, ſo daß er dabei ſelbſt des Papſtes, der ihnen ſehr geneigt war, nicht ſchonte. Bei dieſer Gelegenheit deckte er auch viele andere Miſſbräuche und Irrthümer freimüthig auf, gab dem gemeinen Manne einen beſſeren Religionsunterricht, und überſetzte das neue

*) Ludw. Phil. Wirth, Nachrichten von Joh. Wiclefs Leben, Lehrſätzen und Schriften. Baireuth und Hof 1754. 4.

Teſtament (doch nur aus der Vulgata) ins Engliſche, um auch den Ungelehrten Gelegenheit zu verſchaffen, ſich aus den Urquellen der Religion zu unterrichten. Er beſtritt das Anſehen des Papſtes, das Mönchsweſen und den Ablaſſ, verlangte die Austheilung des Abendmahls unter beider Geſtalt, und ſtellte überhaupt ſchon manche Anſichten auf, zu welchen ſpäterhin auch Luther zurückkam. Je mehr ſeine Lehren ſich ausbreiteten, und ihm unter dem Volke Freunde und Anhänger erwarben, um ſo mehr wurde dadurch der größere Theil der Geiſtlichkeit gegen ihn aufgebracht, und der Erzbiſchof von Canterbury veranſtaltete 1377 eine Synode gegen Wiclef, auf welcher aber dieſer gleichfalls erſchien, und ſich unerſchrocken vertheidigte, auch, hauptſächlich durch den Beiſtand des Herzogs von Lancaſter und anderer Großen, der ihm von den Biſchöfen drohenden Gefahr glücklich entging. Auf einer zweiten Synode, 1382, wo ihm noch heftigere Verfolgung drohte, erſchien Wiclef nicht, weil er von den Nachſtellungen ſeiner Feinde unterrichtet war; doch nahm ſich die Univerſität Oxford ſeiner an, und ſo hatte auch dieſe Synode, obgleich 22 ſeiner Lehrſätze verdammt wurden, doch für ihn keine gefährlichen Folgen. Er verſah vielmehr ſein Predigtamt bis an ſeinen Tod, der am 31. December 1387 durch Schlagfluſſ erfolgte. Nach ſeinem Tode aber brach nicht nur über ſeine Anhänger die heftigſte Verfolgung aus, ſondern auch Wiclefs Gebeine wurden noch aus dem Grabe hervorgeholt und verbrannt. — Wiclefs Schriften ſind, außer der Ueberſetzung des neuen Teſtaments, die noch zu London 1731 in Fol. gedruckt wurde, und einigen kleineren Aufſätzen, theils in lateiniſcher, theils in engliſcher Sprache, hauptſächlich gegen die Bettelmönche, — vornehmlich: Dialogorum libri IV.; zuerſt durch Otto Brunfels

zu Baſel, doch ohne Benennung des Herausgebers und Druckorts, ans Licht geſtellt 1525. 4. nachher wieder durch L. Ph. Wirth (den Verfaſſer von Wiclefs Lebensbeſchreibung) Francof. et Lips. 1753. 4.

Einige Zeit nach Wiclefs Tode wurden ſeine Schriften durch einige ſeiner Schüler, die ſich nach verſchiedenen Gegenden zerſtreut hatten, auch nach Böhmen gebracht. Hier lernte Huſſ ſie kennen, und da er vieles darinn fand, was ihn anſprach und mit ſeinen eignen Anſichten zuſammen traf, ſo machte er ſich damit immer vertrauter; bald lehrte er ganz in Wiclefs Geiſte, und ließ ſich ſelbſt durch das Verdammungsurtheil, welches 1403 die Univerſität Prag über Wiclefs angeblich ketzeriſche Lehren ausſprach, in ſeinem Eifer nicht hindern.

Die Univerſität Prag wurde damals, auch ohne die Bewegungen, welche die neuen Lehren Huſſens verurſachten, durch innere Unruhen heftig erſchüttert. Dieſe Univerſität war, nach dem Vorbilde der Pariſer, in Nationen eingetheilt, von welchen die Böhmen eine, die Ausländer hingegen, welche man insgemein unter dem Nahmen der Teutſchen zu begreifen pflegte, drei ausmachten; denn Karl IV., von dem ſich dieſe Verordnung herſchrieb, hatte die Böhmen nicht als eine beſondere Nation, ſondern als einen Zweig der Teutſchen, wie denn Böhmen wirklich einen Beſtandtheil des teutſchen Reichs ausmachte, betrachtet. Da nun hiernach den Teutſchen auch um ſo viel mehr Rechte zuſtanden, ſo ſuchten die Böhmen, darüber eiferſüchtig, ſich beſtändig an ihnen zu reiben. Hierzu kamen noch die ſcholaſtiſchen Streitigkeiten des Realismus und Nominalismus, welche damals ſo tief in das innere Leben der Univerſitäten eingriffen. Huſſ war ein eifriger Realiſt, und die meiſten

Böhmen ſchloſſen ſich hierinn an ihn an; die meiſten Teutſchen hingegen folgten dem Nominalismus, und Johann Hoffmann von Münſterberg ſtand an ihrer Spitze. Als nun unter dieſen Umſtänden am 11. Mai 1408 eine neue Rectorwahl veranſtaltet wurde, brachten die Böhmen ihre Beſchwerden aufs neue zur Sprache, und wandten ſich an Huſſ, als den Angeſehenſten aus ihrer Mitte, mit dem Verlangen, ihren Wünſchen Befriedigung zu verſchaffen. *) Um nun die Unruhen zu beſeitigen, veranſtaltete Huſſ eine beſondere Verſammlung der angeſehenſten Lehrer aus der böhmiſchen Nation, und alle dieſe kamen überein, dem König vorzuſtellen, daß, nach dem Beiſpiel der Univerſitäten Paris und Bologna, wo die Innländer drei und die Ausländer zuſammen nur eine Stimme hätten, auch zu Prag ſich dieſes Verhältniſſ gebühre, beſonders da die böhmiſche Nation, welche zu Karls IV. Zeiten viel weniger zahlreich geweſen, nunmehr die ſtärkſte ſei. **) Sie ſetzten dies auch wirklich durch, denn 1409, am Sonnabend vor dem Feſte Mariä Reinigung (26. Januar) wurde den verſammelten Magiſtern der Prager Univerſität ein Königlicher Befehl vorgeleſen, welcher bei allen öffentlichen Verhandlungen, den Böhmen drei Stimmen, den drei teutſchen Nationen aber zuſammen nur eine, zuſprach. Die drei Nationen faſſten darauf, am S. Dorotheen Tage (6. Februar) deſſelben Jahres, ein Schreiben

---

*) Denn daß Huſſ die Böhmen zur Feindſeligkeit gegen die Teutſchen angereizt habe, iſt eine von Cochläus erdichtete Beſchuldigung.

**) Die Teutſchen theilten ſich in die Baiern, Sachſen und Schleſier, zu welchen man auch die Polen rechnete; zu den Böhmen aber gehörten auch alle Mähren, Ungarn und Slavonen.

an den König ab, worinn ſie ihn baten, die alte Ordnung nicht aufzuheben, weil ſonſt unfehlbar die Univerſität zu Grunde gehen müſſte, indem die drei Nationen genöthigt wären, ſie zu verlaſſen. Allein dieſe Vorſtellung war fruchtlos. Der Rector, welchen die drei Nationen durch ihre Stimmenmehrheit gewählt hatten, Nahmens Henning Boltenhagen, wurde genöthigt, ſein Amt niederzulegen, und da die drei Nationen ſich nicht in die Wahl der böhmiſchen fügen wollten, ernannte der König, in der Meinung den Streit dadurch beizulegen, ſelbſt einen Rector, Nahmens Sdenico von Labun.*) Dadurch wurde aber die Sache nur verſchlimmert, denn die drei Nationen verbanden ſich eidlich unter einander, Prag zu verlaſſen, und nicht eher wieder zurückzukehren, bis ſie in alle ihre Rechte wieder eingeſetzt ſein würden. **) Als nun auf ihre Vorſtellungen auch weiterhin keine Rückſicht genommen, vielmehr im Mai 1409 die wirkliche Rectorwahl nach der neuen Anordnung vollzogen, und Huſſ,

*) Nach der ſonſt gewöhnlichen Angabe ſoll König Wenzeslaus ſeinen Küchenmeiſter zum Rector ernannt haben. Wär dies auch gegründet, ſo würde doch das anſcheinend ſonderbare dieſer Wahl, welche man dem König oft zum Vorwurf gemacht hat, merklich verſchwinden, wenn man bedenkt, daß der Küchenmeiſter eine anſehnliche Hof-Charge war.

**) Sehr genaue, bisher noch unbekannte Nachrichten über dieſe Prager Unruhen (woraus die letztern obigen Angaben entnommen ſind) finden ſich, aus einer alten Handſchrift, in den Beiträgen zur vaterländiſchen Alterthumskunde; herausgeg. v. dem Sächſ. Vereine zur Erforſchung vaterländ. Alterthümer zu Leipzig; 1. B. (Lpz. 1826. 8.) S. 42 u. f.

durch die Stimmenmehrheit der Böhmen, zum Rector erwählt wurde, machten wenige Tage nachher, (am 16. Mai 1409 und in den folgenden Tagen), die Teutſchen ihre Drohung wahr, und verließen Prag zu mehrern Tauſenden, vielleicht in der Hoffnung, man werde ſie ehrenvoll zurückrufen, und die zu ihrem Nachtheil gefaſſten Beſchlüſſe ſogleich abſtellen, welches aber nicht erfolgte. Sie ſammelten ſich daher in Leipzig, wo ſie, noch in demſelben Jahre, die Gründung einer neuen Univerſität veranlaſſten.

Nach dem Abgange der Teutſchen, welche damals weit feſtere Anhänger des Römiſchen Stuhls und des herrſchenden Kirchenſyſtems waren, als die Böhmen, lehrte nun Huſſ mit ſeinen Anhängern viel freier als vorher; muthig beſtritt er einen herrſchenden Irrthum nach dem andern, und durch ſeine Beredſamkeit gewann er ſich auch bei den Ungelehrten immer mehr Freunde. Dagegen widerſetzte ſich nun der Erzbiſchof von Prag, Sbinco von Haſenberg, der nicht nur mit Huſſens Lehren unzufrieden war, wie er denn ſchon vorher gegen 200 Wicleſ'ſche Bücher hatte verbrennen laſſen; ſondern ihm auch nun die Verödung der Prager Univerſität, wiewohl unbillig, zur Laſt legte. Er forderte ihn daher am 15. Jul. 1410 vor eine Synode, und verbot ihm, Wiclefs Lehren weiter zu verbreiten, und da ſich Huſſ nicht daran kehrte, ſo berichtete der Erzbiſchof die Sache nach Rom, und bewirkte eine päpſtliche Bulle, daß, bei Strafe der Excommunication, in den Kapellen, auch wenn ſie vorher dies Recht gehabt hätten, nicht mehr gepredigt werden ſollte; denn hierdurch glaubte man auch Huſſens Predigten, der keiner Pfarrkirche, ſondern einer bloßen Kapelle vorſtand, am ſicherſten Einhalt zu thun. Da nun aber ſowohl die

Univerſität Prag als der böhmiſche Adel hierinn eine Verletzung ihrer Privilegien fanden, und ſich dagegen auflehnten, ſo wurde der Streit nur mehr angeregt, als gehemmt, und da Huſſ ſich weigerte, einer perſönlichen Vorladung nach Rom zu folgen, — unter dem Vorwande, daß es ihm, als einem einzelnen, wehrloſen und verleumdeten Manne, unmöglich ſei, eine ſo weite Reiſe, mitten durch ſeine Feinde (die Teutſchen, die ihn noch von den Prager Univerſitäts-Händeln her haſſten) zu unternehmen, — ſo wurde er endlich in den Bann gethan, und zugleich die ganze Stadt Prag, ſo lange Huſſ daſelbſt verweilen würde, mit dem Interdict belegt. Um nun der Stadt Prag nicht um ſeinetwillen ſo große Leiden, als daraus erfolgen konnten und muſſten, zuzuziehen, entfernte ſich Huſſ, im Jahre 1413, von Prag, und begab ſich an ſeinen Geburtsort, wo ihm der Gerichtsherr, Nicolaus von Huſſenetz, eine Zeitlang Schutz gewährte, und von da weiter nach Krakau, fuhr aber immer fort, zu predigen und zu ſchreiben. Inzwiſchen wurde das Concilium zu Conſtanz veranſtaltet, und da hier alle in der Kirche herrſchende Streitigkeiten beigelegt werden ſollten, ſo ward auch Huſſ auf daſſelbe vorbeſchieden, und, um deſto ſicherer ſich einfinden zu können, mit einem kaiſerlichen Geleitsbrief in beſter Form verſehen. Er kam hierauf am 3. November 1414 in Conſtanz an, und während er hier noch 14 Tage auf die wirkliche Eröffnung des Conciliums warten muſſte, verwandten ſich einige angeſehene Männer beſonders für ihn bei dem Papſte, welcher ihnen auch die beſten Verſicherungen ertheilte. Nichts deſto weniger wurde Huſſ, bald nach Eröffnung des Conciliums, auf Veranſtaltung der Kardinäle, hinterliſtiger Weiſe in Verhaft genommen, und im Dominicaner-Kloſter ins Gefängniſſ geworfen, wo

er zugleich in eine gefährliche Krankheit verfiel. Die Böhmen beſchwerten ſich über dies widerrechtliche Verfahren, wandten ſich an den Kaiſer und beriefen ſich auf deſſen Geleitsbrief; allein weder ihre Vorſtellungen, noch ſelbſt die Verwendung des Kaiſers war von Erfolg, denn die Kardinäle behaupteten, es ſei nicht nöthig, einem Ketzer Wort zu halten; und gegen Huſſ vereinigte ſich alles, da, außer den eigentlichen Römiſchen Curialiſten, auch ſeine Prager Feinde, und manche Männer, die ſeit jener Spaltung der Univerſität Prag ſeine Feinde waren, wie z. B. der Biſchof Johann von Meißen, jezt einen großen Einfluſſ ausübten. Am meiſten aber ſchadete ihm ein Mann, der, vermöge ſeiner bei andern Gelegenheiten dargelegten Geſinnungen und Einſichten, beſſere Erwartungen von ſeinem Benehmen erregen durfte, und hier ſeinem Leben einen Flecken anhing, der viele ſeiner ſonſtigen Verdienſte verdunkelt.

Dieſer Mann war Johann Charlier, nach ſeinem Geburtsorte gewöhnlich Gerſon genannt, im Sprengel des Biſthums Rheims 1363 geboren. Er hatte in Paris, vornehmlich unter Peter d'Ailly (Petrus de Ayliaco), ſtudirt, in der Folge aber dieſer Univerſität als Lehrer und bei andern Gelegenheiten wichtige Dienſte geleiſtet, bis er 1393 dem Peter d'Ailly in dem Amte eines Kanzlers der Univerſität nachfolgte, dem er unter den Beſchwerden, welche die damaligen verwirrten Zeitumſtände in Frankreich verurſachten, rühmlich und mit Nutzen vorſtand. Seine Gelehrſamkeit, Klugheit und Frömmigkeit machte ihn nicht nur in Frankreich, ſondern in der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit ſo berühmt, daß er bei den wichtigſten Angelegenheiten zugezogen, und faſt nichts ohne ſeinen Rath ausgeführt wurde. Auf dem Concilium zu Conſtanz, dem

er im Nahmen des Königs von Frankreich beiwohnte, war er eine Zeitlang das Orakel der ganzen chriſtlichen Kirche. Er verkannte das Verderben der Kirche und die Nothwendigkeit kräftiger Bemühungen zur Abhilfe desſelben nicht, und wiewohl er ſich nicht ganz von allen Vorurtheilen und irrigen Anſichten ſeiner Zeit losmachen konnte, ſo ſprach er doch gegen viele Thorheiten und abergläubiſche Meinungen mit Eifer. Aber in der Philoſophie war er ein entſchiedener Nominaliſt, und dies war die Urſache, warum Huſſ, als ein Realiſt, ihm ſo verhaſſt war, daß er ſelbſt zu ſeinem Untergange mitwirkte. Mit außerordentlicher Heftigkeit eiferte er beſonders gegen die Ueberſetzung der Bibel in Volksſprachen und das Leſen derſelben von den Laien, ſo wie gegen den Gebrauch des Abendmahls unter beider Geſtalt. — Vom Concilium zu Conſtanz kehrte Gerſon nicht wieder nach Frankreich zurück, weil inzwiſchen eine gegen ihn feindlich geſinnte Partei dort ans Ruder gekommen war; er lebte daher einige Jahre in Baiern und Oeſtreich im Exil, während deſſen er auf einige Zeit auch auf der Univerſität Wien lehrte, und hier den Nominalismus noch feſter begründete; bis er 1419 in einem Kloſter zu Lyon einen ſichern Aufenthalt fand, wo er 1429 ſein Leben beſchloſſ. — Unter den Scholaſtikern der ſpäteren Periode war Gerſon nicht nur der Gelehrteſte und Geſchmackvollſte, ſondern er zeichnete ſich auch dadurch aus, daß er die Richtung auf das Praktiſche in der Theologie nicht vernachläſſigte, und ſich dadurch einigermaßen an die Myſtiker anſchloſſ. Gegen die Gewohnheit der Scholaſtiker, welche meiſtens ihren Ruhm darinn ſuchten, große, voluminöſe Syſteme zu ſchreiben, ſchrieb Gerſon zwar viele, aber meiſtens kleine Schriften, unter denen (— vorausgeſetzt, daß das, ihm von Einigen zwar

zugeſchriebene, aber ſicherer dem Thomas von Kempis angehörige Buch de imitatione Christi nicht unter die ſeinigen gerechnet werden darf —) das Werk vom Troſte der Theologie (de consolatione theologica libri IV.), eine Nachahmung des Boethius vom Troſte der Philoſophie,. das größte und berühmteſte iſt. Seine Werke ſind nicht nur einzeln, ſondern auch geſammelt, ſehr oft (die neuſte Ausgabe, mit mehrern verwandten Schriften anderer gleichzeitiger Schriftſteller, und andern Zugaben: op. et stud. Lud. Ellies Du Pin. Antverp. 1706. 5 Voll. fol.) herausgegeben worden.

Auch an Gerſons Benehmen gegen Huſſ finden wir alſo ein Beiſpiel, wie ſehr die Eingenommenheit für ein gewiſſes Lehrgebäude ſelbſt einen ſonſt ſo hell und billig denkenden Mann verblenden und zu einem widerrechtlichen Verfahren hinreißen konnte, auf das er bei den folgenden Prüfungen ſeines Lebens gewiſſ nicht ohne Reue zurückgeſehen haben wird. Er half beſonders eine Reihe von Sätzen aus Huſſens Schriften ausziehen, welche dem Concilium als irrthümlich und verderblich vorgelegt wurden; aber es waren theils ſehr richtige und beſonders, ſo weit ſie das Verderben des geiſtlichen Standes in damaliger Zeit betrafen, nur allzu gegründete Sätze, theils waren ſie nur oberflächlich betrachtet und daher falſch verſtanden, theils abſichtlich verdreht und verfälſcht worden; und hauptſächlich hatte man ſolche Aeußerungen ausgehoben, worinn der Papſt und die Geiſtlichkeit angegriffen wurden, um dieſe deſto mehr gegen ihn aufzubringen. Huſſ beantwortete nun zwar ſchriftlich alle die einzelnen ihm zugefertigten Artikel, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß ihm erlaubt wurde, ſich vor dem verſammelten Concilio zu vertheidigen; vielmehr brachte man ihn, der auch körperlich

krank war, aus einem Gefängniſſ in ein anderes, immer noch härteres. Auf dringendes Anhalten der Böhmiſchen Stände, verwandte ſich zwar der Kaiſer bei den Kardinälen und dem Concilio dahin, daß Huſſ milder behandelt und zu öffentlicher Vertheidigung vorgelaſſen werden ſollte; aber auch dies war umſonſt; denn erſt, nachdem am 5. Juni 1415 die Kardinäle bereits Huſſens Tod völlig beſchloſſen hatten, wurde Huſſ endlich am 7. Juni, unter kriegeriſcher Bedeckung, vorgeführt, um über gewiſſe Artikel, die ihm vorgelegt wurden, ſeine Erklärung abzugeben. Unerſchrocken vertheidigte er ſich nun gegen falſche Anſchuldigungen; aber ſtandhaft beharrte er bei dem, was er für wahr erkannte; und als man ihm unter andern zum Vorwurf machte, Wiclefs Lehren, ohngeachtet des darüber ausgeſprochenen Verdammungsurtheils, angenommen und verbreitet zu haben, ſcheute er ſich nicht, Wiclefs Tugenden und Verdienſte zu rühmen, und ſetzte hinzu: er wünſche, daß ſeine Seele einmal an den Ort komme, wo Wiclef jezt ohne Zweifel ſich der ewigen Seligkeit erfreue. Die Einwendungen ſeiner Gegner konnten zwar ſo wenig als ihre Drohungen, ihn von ſeiner Ueberzeugung abwendig machen; aber es war eben ſo wenig der Wille ſeiner Gegner, ſich von ihm belehren zu laſſen; daher ließen ſie ſich auf Hauptſachen faſt gar nicht ein, geſtatteten ihm kaum auszureden, hörten ihn nicht an, verſpotteten ihn, oder unterbrachen ihn durch immerwährende Vorwürfe der Ketzerei, oder durch unbegründe Widerſprüche; und ſo war der Ausgang dieſes Geſprächs, eben ſo, wie des letzten, welches am 8. Juni mit noch größerer Feierlichkeit gehalten wurde, fruchtlos, wiewohl Huſſ ſeine Vertheidigung mit dem edelſten männlichen Anſtand, kräftiger Beredſamkeit, inniger Ueberzeugung und würde-

voller Beſcheidenheit führte. Das Ende war, daß man ihm unumwunden erklärte, es ſei von den Kardinälen und dem ganzen Concilio unabänderlich beſchloſſen, er ſolle, ohne weitere Zwiſchenreden, ſeine Irrlehren für irrig und ketzeriſch erkennen, ſich eidlich verbinden, dieſelben künftig nicht anzunehmen noch zu lehren, und alles, was er bisher gelehrt habe, widerrufen. Hierauf antworte Huſſ: er unterwerfe ſich zwar allem, was das Concilium über ihn beſchließen werde; aber er bitte, daß man ihn nicht in ewiges Verderben ſtürzen wolle; er könne eben ſo wenig die im Worte Gottes begründeten Wahrheiten widerrufen, als Irrthümer, die er niemals gelehrt habe; man möge ihm nur erlauben, ſeine Meinung vollſtändig zu erklären, ihn dabei ohne Leidenſchaft anzuhören, und ihn nicht unſchuldig verdammen. Aber das Concilium wollte ſich auf nichts mehr einlaſſen; Huſſ ward ins Gefängniſſ zurückgebracht, und es wurde nun ſchon beſtimmt von ſeinem Tode geſprochen. Zwar beſuchten ihn in den folgenden Tagen mehrere Biſchöfe, Doctoren und andere Mitglieder des Conciliums, und ſuchten ihn noch zum Widerruf zu bereden; aber ſeine Standhaftigkeit blieb unerſchüttert. Mehrere Briefe, die er aus dem Gefängniſſ an ſeine Freunde ſchrieb, ſind Beweiſe ſeines heldenmüthigen Glaubenseifers, ſeines Vertrauens auf Gott, und ſeiner frommen, duldenden Ergebung. Als er nun noch am 5. Jul. 1415, zum letztenmale von einer Deputation des Conciliums zum Abſchwören ſeiner Lehren aufgefordert, ſich ſtandhaft geweigert hatte, die von ihm erkannte Wahrheit zu verleugnen, ward am folgenden Tage, den 6. Juli, eben an ſeinem Geburtstage, ſein Todesurtheil vollzogen, und Huſſ ſtarb auf dem Scheiterhaufen, in voller Glaubensfreudigkeit und Gottergebung, ſtandhaft bis zum Tode, und mit

der Hoffnung einer beſſern Zukunft jenſeit des Grabes. Seine Aſche, und ſogar die Erde, worauf ſein Scheiterhaufen geſtanden, die man drei Fuß tief ausgrub, wurde in den Rhein geſchüttet. Was aber aus dieſer Aſche nachmals für ein Feuer des verderblichſten Bürgerkrieges aufging, den die empörten Böhmen, freilich nicht im Geiſte ihres frommen Lehrers, deſſen Tod ſie zu rächen ſuchten, entzündeten, das iſt hier kein Gegenſtand einer weitern Erzählung.

Huſſ war ohne Zweifel, ja ſelbſt nach dem Zeugniſſ ſeiner Feinde, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, und beſonders in der Bibel, mit deren Grundſprachen er vertraut war, ungewöhnlich beleſen. Er hatte keine eigentlich neuen Lehren aufgeſtellt, ſondern es waren Wiclefs Lehren, die er verkündigte; aber er hatte das Verdienſt, ſie weiter auszubilden, kräftiger und ſchärfer darzuſtellen, und mit eben ſo viel Freimuth als hinreißender Beredſamkeit in einem größeren Umfange zu verbreiten. Durch exemplariſche Frömmigkeit und Gewiſſenhaftigkeit vermehrte er das Gewicht ſeiner Lehren. Die Rauhigkeit, die ſeinem Betragen, ſo wie ſeiner Schreibart noch anhing, muſſ ihm nachgeſehen werden, als eine unvermeidliche Einwirkung ſeines Zeitalters, die ſeinen höheren Eigenſchaften keinen Abbruch that. Seine zahlreichen Schriften wurden zwar nach ſeinem Tode, wie begreiflich, ſo viel als möglich unterdrückt, aber dennoch erhielten ſie ſich im Verborgenen, und wurden, als Luthers Reformation begann, und das ausführte, was Huſſ nur geahnet hatte, ſorgfältig hervorgeſucht und bekannt gemacht. Zuerſt erſchien: Liber egregius de unitate ecclesiae, cujus autor periit in concilio Constantiensi. Am Ende: Explicit tractatus Magistri Joannis Hus, quem collegit an-

no dni 1413, et est pronunciatus publice in civitate Pragensi. Excudebatur typis hoc opus mense Augusto an. 1520. — 4. Aus der Beſchaffenheit des Drukkes iſt zu ſchließen, daß dies Werk zu Mainz bei Schäffer gedruckt worden, und vielleicht iſt Ulrich von Hutten der Herausgeber. Späterhin wurden mehrere Werke Huſſens durch Otto Brunfels und Johann Agricola ans Licht geſtellt; ſo auch: Epistolae quaedam piissimae et eruditissimae Johannis Hus, quae solae satis declarant papistarum pietates esse Satanae furias. Addita est D. Mart. Lutheri praefatio. Wittenb. 1537. 8. — Nachher erſchienen ſeine ſämmtlichen Werke: Joannis Hus et Hieronymi Pragensis, Confessorum Christi, Historia et monumenta, partim annis superioribus publicata, partim nunc demum in lucem prolata et edita, cum scriptis et testimoniis multorum nobilitate, eruditione atque pietate praestantium etc. Pars I. II. Norimb. 1558. fol. — und neu aufgelegt: Norimb. 1715. fol. —

Nach Huſſens Tode trat zwar lange Zeit hindurch kein Mann wieder auf, der eine ſo allgemeine Bewegung in der Kirche veranlaſſte, und das Volk für ſeine Lehren ſo zu gewinnen wuſſte; doch fehlte es nicht an einzelnen gelehrten und freimüthigen Männern, die durch Lehren und Schriften auf viele Irrthümer und Miſſbräuche in Religion und Kirche aufmerkſam machten, und freiere Grundſätze ausſprachen, die nun in einem mehr oder weniger bedeutenden Umfange wirkten. Sie alle zogen ſich zwar dadurch Verfolgung und zum Theil den Tod zu; aber der Same, den ſie ausſtreuten, ging darum doch nicht verloren.

Einer dieſer einſichtsvollen Männer war Felix Hämmerlein (Malleolus), zu Zürich 1389 geboren. Er ſtudirte das kanoniſche Recht, beſonders auf der Univerſität Erfurt, reiſte hierauf, um ſeine Kenntniſſe noch mehr zu erweitern, nach Italien, und erhielt zu Bologna 1425 die Doctorwürde. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland, gelangte er zu mehrern geiſtlichen Präbenden; er wurde Canonicus zu Zürich und Zofingen, und Propſt zu Solothurn. Auch in Zürich hatte er die Anwartſchaft auf die Propſtei vom päpſtlichen Hofe erhalten, kam aber nicht zum Beſitz, ſondern ließ ſich mit der Cantorſtelle abfinden. Seine Einkünfte verwandte er größtentheils darauf, ſich gute Bücher zu verſchaffen; eine Neigung, die er wahrſcheinlich in Italien angenommen hatte; und er beſaß eine der größten Bibliotheken, die man bei Privatperſonen zu jener Zeit antreffen konnte. Daß er hierbei nicht eine bloße Liebhaberei befriedigte, ſondern fleißig und mit Erfolg darinn fortſtudirte, beweiſt ſeine ungemeine Gelehrſamkeit, durch die er ſich ein großes Anſehn erwarb. Da er aber hierdurch zu beſſern Einſichten über die Kirchenverfaſſung und den übrigen Zuſtand ſeiner Zeit gelangte, und ſich darüber freimüthig, und oft nicht ohne Bitterkeit ausſprach, da er beſonders das unordentliche Leben der Geiſtlichen angriff, und gegen die Bettelmönche heftig eiferte, ſo zog er ſich dadurch ſchwere Verfolgungen zu, in denen ihn ſelbſt ſeine größten Gönner verließen. Der Ausgang war, daß der nächſte und mächtigſte ſeiner Verfolger, der Vicarius des Biſchofs von Conſtanz zu Zürich, Nikolaus Gundelfinger, ihn im Jahre 1454 zu Zürich verhaften und anfänglich auf das biſchöfliche Schloſſ Gottlieben, und als er ſich von hier durch die Flucht zu retten ſuchte, nach Conſtanz in einen Thurm gefangen ſetzen ließ. Nach ſieben

Monaten erfolgte gegen ihn das Urtheil, welches ihn ſeiner geiſtlichen Würden verluſtig erklärte, und ihm lebenslängliche Gefangenſchaft in einem Kloſter zuerkannte. Er wurde deshalb nach Lucern gebracht, aber, gegen den Innhalt des Urtheils, nicht in ein Kloſter, ſondern in einen Thurm geſteckt, und aus dem benachbarten Franciscaner-Kloſter kümmerlich verſorgt. In der Folge genoſſ er zwar etwas mehr Freiheit, ſo daß ihm auch das Schreiben noch erlaubt wurde; aber er muſſte doch ſein Leben im Gefängniſſe beſchließen. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt; nur weiß man, daß er um Pfingſten 1457 noch lebte; dies iſt aber die letzte Zeitbeſtimmung, welche in den Nachrichten von ſeinem Leben vorkommt. — Seine Schriften, welche mit eben ſo viel Freimüthigkeit als Witz geſchrieben, und nicht ohne ſcharfe ſatyriſche Züge ſind, geben ſchätzbare Beiträge zur Kenntniſſ des, freilich ſehr verdorbenen und entarteten, ſittlichen und religiöſen Zuſtandes ſeiner Zeit. Das größte ſeiner Werke iſt das vom Adel und Bauernſtande (de nobilitate et rusticitate), worinn er einen Edelmann und einen Bauer im Geſpräch einführt, aber freilich gegen die Form des Dialogs darinn gefehlt hat, daß er dem natürlichen Charakter der unterredenden Perſonen nicht treu blieb. Ein Kapitel dieſes Werks iſt der ältern Geſchichte der Schweiz gewidmet, und wird in einigen Ausgaben als ein beſonderer Traktat (de Switensium ortu, nomine, confoederatione, moribus et quibusdam gestis) betrachtet. — Hämmerlins Schriften ſind gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von dem berühmten, und ihm an Geiſte ſo nahe verwandten Sebaſtian Brant geſammelt und herausgegeben worden: Clarissimi viri juriumque Doctoris Felicis Hemmerlin variae oblectationis opuscula et tractatus.

S. l. e. a. fol. u. a. A.; gehören aber zu den literariſchen Seltenheiten. —

Gregorius von Heimburg, aus einem alten adlichen Geſchlechte, war zu Würzburg geboren; doch iſt das Jahr ſeiner Geburt unbekannt. Nachdem er die Rechte ſtudirt, und darinn zu Baſel im Jahre 1430 die Doctorwürde angenommen hatte, wurde er, zur Zeit des Conciliums zu Baſel, Secretär bei dem berühmten Aeneas Sylvius, und kämpfte damals ſchon mit Eifer wider die Gewalt des Papſtes. Er kam nachher als Stadt-Syndicus nach Nürnberg, und verwaltete dieſes Amt dreißig Jahre lang; doch fehlt es an einer genauern Beſtimmung dieſes Zeitraumes. Heimburg diente während dieſer Zeit auch auswärtigen Fürſten in verſchiedenen wichtigen Angelegenheiten; denn er wurde, wegen ſeiner Einſicht und Beredſamkeit, außerordentlich geſchätzt. So befand er ſich unter andern 1459, im Nahmen des Erzherzogs Sigismund von Oeſtreich, auf der Verſammlung zu Mantua. Sein vornehmſtes Beſtreben ging dahin, ſich der übermäßigen Ausdehnung der päpſtlichen Gewalt zu widerſetzen, und die Rechte der weltlichen Fürſten gegen jene zu vertheidigen. Geſtützt auf die Ausſprüche der wahren Religion, ſo wie der Vernunft und Geſchichte, ging er darinn eben ſo freimüthig als folgerecht zu Werke; da es aber in jenem Zeitalter, wie Flacius ſagt, weniger gefährlich war, die Gewalt Gottes, als die des Papſtes zu beſtreiten, ſo war es natürlich, daß er ſich durch dieſen Eifer heftigen Verfolgungen ausſetzte, und ſelbſt den Haſſ ſeines ehemaligen Gönners Aeneas Sylvius, der inzwiſchen unter dem Nahmen Pius II. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, und hiermit ſeine vorigen Anſichten und Grundſätze gänzlich aufgegeben hatte, im höchſten Grade

zuzog. Dieſer Haſſ brach aus, als Heimburg die Beſtätigung des neuen Erzbiſchofs zu Mainz, Diether, am päpſtlichen Hofe zu ſuchen hatte; denn der Papſt wollte dieſe nicht anders ertheilen, als gegen das eidliche Gelöbniſſ, daß der neue Erzbiſchof und ſeine Nachfolger, als Reichs-Erzkanzler, die Reichsſtände niemals ohne Bewilligung des Papſtes zuſammen berufen ſollten. Da ſich Heimburg zu dieſer Verletzung der höchſten Rechte des Erzbiſchofs und des ganzen Reichs nicht verſtehen wollte, ſo muſſte er nicht nur unverrichteter Sache von Rom abziehen, ſondern der Papſt that ihn auch 1461 in den Bann, und forderte nicht nur die Republik Nürnberg auf, ihn aus ihrer Stadt zu verweiſen und ſeine Güter einzuziehen, ſondern erregte auch den Biſchof von Würzburg zu einem förmlichen Kriegszuge gegen Heimburg, und ſchickte einen Kardinal nach Würzburg, der hier ausdrücklich gegen ihn predigen muſſte. Heimburg aber, der den Ausbruch dieſes Ungewitters vorher ſah, hatte die Vorſicht angewandt, ſchon vor der Ankunft der päpſtlichen Bulle an den Rath zu Nürnberg, ſeine Güter, durch eine donatio inter vivos, ſeiner Frau und Kindern zu überweiſen, und flüchtete ſich mit einem Theile ſeines beweglichen Vermögens nach Böhmen, wo ihn der König Georg Podiebrad gern aufnahm und zu ſeinem Rath ernannte. Als die für ihn vortheilhafte Lage der Dinge in Böhmen ſich geändert hatte, wandte er ſich nach Dresden, erlangte hier vom Papſt Sixtus IV. die Befreiung vom Banne, ſtarb aber bald nachher, im Auguſt 1472. — Seine Schriften ſind noch nicht alle gedruckt; der größte Theil derſelben iſt aber, nebſt einigen auf ſeine Geſchichte und Zeitverhältniſſe bezüglichen Gegenſtänden, in folgender Sammlung erſchienen: Jurisconsulti acutissimi et oratoris

omnium suo tempore facundissimi Gregorii de Heimburg D. Scripta nervosa, juris justitiaeque plena etc. ex Mss. nunc primum eruta. Francof. 1608. 4. Man kann mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß Melchior Goldaſt dieſe Sammlung beſorgt hat. —

Johannes Rucherath (oder, wie er, nach ſeiner Vaterſtadt, gewöhnlich genannt wird, Johannes von Weſel) war nicht aus der Stadt Weſel im Herzogthum Cleve, ſondern vielmehr aus Ober-Weſel, zwiſchen Mainz und Coblenz, gebürtig, ſtudirte auf der Univerſität Erfurt, und trat in den geiſtlichen Stand, ohne jedoch einen Orden anzunehmen. Im Jahre 1445 erhielt er zu Erfurt die Magiſter-Würde, und 1456 die Würde eines Doctors der Theologie, und machte ſich ſowohl durch Vorleſungen als durch Predigten außerordentlich berühmt und verdient, ſo daß er zu ſeiner Zeit, wie Wimpheling anführt, der Univerſität Erfurt zu einer nicht geringen Zierde gereichte. Wie lange er eigentlich in Erfurt gelebt hat, iſt nicht genau zu ſagen; ſo viel iſt nur gewiſſ, daß er von da zum Prediger an der Domkirche nach Mainz berufen wurde, in der Folge aber, bei Gelegenheit einer Peſt, Mainz verließ, und zu Worms wieder ein ähnliches Predigtamt erhielt. Vermuthlich hatte ſchon ſein Anſehen als Prediger die Mönche gegen ihn aufgebracht, ſo daß ſie nur eine Gelegenheit erwarteten, ihm zu ſchaden; überdies hatte er ſich auch dadurch, daß er dem Scholaſticismus nicht huldigte, den Haſſ der Thomiſten zugezogen; denn er verachtete die ſcholaſtiſchen Speculationen, und drang deſto mehr auf ein thätiges Chriſtenthum. Dabei hatte er durch fleißiges Leſen der Bibel und gründliches Nachdenken, ſich zu mancher freieren Anſichten über Gegenſtände des Glaubens und der Kirchenordnung erhoben, die er nicht unterließ, ſowohl in

Predigten als in Schriften, zu verbreiten. Flacius (in Catal. testium veritatis) gedenkt unter andern einiger von ihm ausgeſprochnen Grundſätze, die, wie man ſieht, auffallend mit denen übereinſtimmen, welche früher ſchon Wiclef und Huſſ vorgetragen hatten, und welche, funfzig bis ſechzig Jahre nach ihm, die teutſchen Reformatoren aufs neue lehrten. Die Gnade Gottes, ſagte er: wird nicht durch Werke verdient; nur der Glaube an Chriſtum allein macht ſelig. Nur dem Worte Gottes muſſ man unbedingt glauben, aber keiner menſchlichen Auslegung oder Autorität; denn auch die Kirche kann irren; in der Bibel aber iſt alles zum Heil nothwendige vollkommen enthalten. Die heilige Schrift muſſ nur aus ſich ſelbſt, durch gegenſeitige Vergleichung der verſchiedenen einzelnen Stellen, erklärt werden. Der Primat des Papſtes iſt keine göttliche Einſetzung, ſondern eine bloße menſchliche Erfindung. Den Oberhäuptern der Kirche (den Prälaten) ſteht für ſich allein kein geſetzgebendes Recht in der Kirche zu, noch weniger ſind ſie berechtigt, die Erklärung der Bibel durch geſetzliche Ausſprüche zu beſtimmen. Die menſchlichen Anordnungen, als Faſten, Ablaſſ, Kirchenfeſte, lange Gebethe, Wallfahrten, u. dgl. m. erklärte er theils für unnöthig, theils für verwerflich; die Faſten, meinte er, würden ganz gegen den Sinn und die Abſicht der alten Kirchenväter, die ſie eingeführt hätten, gebraucht; und ſo oft den Menſchen hungert, ſagte er: mag er eſſen. Den Ablaſſ erklärte er für einen frommen Betrug, wodurch man das Volk mehr habe zum Almoſengeben anreizen wollen. Ueberhaupt erklärte er: was in der heiligen Schrift nicht als Sünde ſtehe, wolle er auch nicht dafür gehalten wiſſen. Die letzte Oelung, die Firmelung und die Beichte wollte er nicht für Sacramente gelten laſſen; eben ſo erklärte er ſich gegen die herrſchende

Lehre von fremder Genugthuung; dagegen ſoll er ſchon die Ehe der Geiſtlichen und die Austheilung des Abendmahls unter beider Geſtalt gebilligt haben. — Dieſe und ähnliche von ihm vorgetragene Lehren waren für ſeine Zeit allzu freimüthig, als daß er in Teutſchland, welches ſich damals in geiſtlichen Dingen noch ganz dem Joche des Papſtthums hingab, nicht um ſo mehr Widerſpruch und Verfolgung hätte finden ſollen, da er ohnehin ſchon die Mönche und die Scholaſtiker, zwei mächtige Corporationen, zu Gegnern hatte. Durch eine lächerliche, aber zu jenen Zeiten nicht ſeltene Verleumdung, gab man ihm Schuld, er habe zu Worms häufigen Umgang mit den Juden gehalten, und ſei durch dieſe auf ſeine Irrlehren gebracht worden. Dieſe Beſchuldigung gründete ſich vielleicht darauf, daß Johann von Weſel, nach dem Beiſpiele verſchiedener gleichzeitiger und etwas ſpäterer Gelehrten, (man denke an Weſſel, Agricola, Reuchlin u. a. in der Folge weiter zu erwähnende), ſich des Unterrichts der Juden in der hebräiſchen Sprache bediente, um die heilige Schrift in der Urſprache gründlicher ſtudiren zu können; wiewohl über dieſen Umſtand nichts genaueres bekannt iſt; übrigens war er um ſo thörichter, da die Lehren des Johann von Weſel gar keine Spur von Annäherung an das Judenthum zeigten, überhaupt gar nicht dem Chriſtenthum, ſondern nur dem damaligen Papſtthum widerſtrebten. Es war aber, bei dem damals ſo allgemeinen und tief eingedrungenen Haſſe gegen die Juden, der größte Schimpf, den man einem chriſtlichen Lehrer anthun konnte, und der ſicherſte Weg, ihn bei dem Volke verhaſſt zu machen, wenn man ihn der Gemeinſchaft mit den Juden und der Hinneigung zu ihren Lehren beſchuldigte. — Aber der Haſſ ſeiner Feinde begnügte ſich nicht damit, leere Beſchuldigungen gegen ihn

auszuſtreuen, und ihn bei dem Volke verhaſſt zu machen; ſie gingen noch weiter, verklagten ihn, wegen ſeiner angeblichen Irrlehren, bei dem Kurfürſten von Mainz, und nöthigten dieſen, ein gerichtliches Verfahren gegen ihn anzuordnen. Der damalige Kurfürſt Diether, aus dem Hauſe Iſenburg, ſonſt ein kräftiger und aufgeklärter Mann, der aber ſchon früher mit dem päpſtlichen Hofe, und durch dieſen ſelbſt mit dem Kaiſer, in heftige Streitigkeiten gerathen war, wobei er Abſetzung, Eroberung und Verwüſtung ſeiner Hauptſtadt Mainz und Verrheerung ſeines ganzen Erzſtiftes erfahren hatte, mochte vielleicht nicht Luſt haben, um eines einzelnen Mannes willen, abermals mit dem Papſte zu brechen, und ſich und ſein Erzſtift ähnlichen Gefahren vom neuen auszuſetzen, oder er mochte ſich vielleicht einen günſtigern Ausgang der Sache verſprechen; genug, er rief 1479 zu Mainz eine Verſammlung von Doctoren zuſammen, in welcher der Ketzerrichter, Johann von Elten, den Vorſitz führte, und vor welcher Johann von Weſel über ſeine Lehren befragt und zur Verantwortung gezogen wurde. Das eilfertige, unordentliche und ſtürmiſche Verfahren, mit welchem dieſes Gericht zu Werke ging, machte den alten, noch dazu durch Krankheit geſchwächten Mann ſo beſtürzt, daß er ſich in ſeinen Antworten verwirrte, und ſeinen Richtern die Ausführung des ſchon vorher gefaſſten Beſchluſſes ſeiner Verdammung dadurch noch mehr erleichterte. Durch Drohungen und Schreckniſſe zwangen ſie ihn, ſeine Lehren zu widerrufen, und verurtheilten ihn hierauf zu lebenslänglicher Gefangenſchaft im Auguſtinerkloſter zu Mainz, die er aber nicht lange aushielt, indem er ſchon 1481, durch Kummer und Krankheit aufgerieben, im Gefängniſſe ſtarb. So beſtätigte er alſo durch ſein eignes Beiſpiel, was er vorher

oft geſagt hatte, daß es ſchwer ſei, ein Chriſt zu ſein. — Seine Schriften, ſo viel man davon auffinden konnte, wurden verbrannt, und daher iſt wenig mehr von denſelben zu finden. Man hat die Vermuthung geäußert, daß in Erfurt noch Handſchriften von ihm vorhanden ſein möchten; ich habe aber, nachdem alle vormaligen Kloſterbibliotheken in der jezigen Königlichen Bibliothek zu Erfurt vereinigt worden, dieſe Vermuthung nicht gegründet gefunden.

Wie groß aber auch damals die Macht des Papſtthums und des Scholaſticismus in Teutſchland noch war, ſo fehlte es doch nicht an Männern, welche für die Unſchuld des Johannes von Weſel zeugten. Einer der berühmteſten Theologen ſeiner Zeit, und ſelbſt ein großer Scholaſtiker, Eggelingus Becker von Braunſchweig (gewöhnlich Eggelingus de Brunsvico), der früher, mit Johann von Weſel gleichzeitig, ſeit 1445 in Erfurt Philoſophie und Theologie gelehrt hatte, dann zu Mainz und Straßburg im Predigtamte ſtand und 1481 ſtarb, trug kein Bedenken, öffentlich zu erklären, es ſei dem Johann von Weſel Unrecht geſchehen, und viele ſeiner Sätze ließen ſich vertheidigen; und auf ähnliche Weiſe erklärte ſich auch ſpäter ein Schüler des Eggelingus, der berühmte und beliebte Kanzelredner Johann Geiler von Kaiſersberg. — So konnte es, auch unter den ungünſtigſten Umſtänden, der Wahrheit nicht ganz an Freunden und Vertheidigern fehlen. —

Als Vorſpiel zu der gänzlichen Umgeſtaltung der teutſchen Philoſophie kann man die Verſuche des Nicolaus von Cuſa betrachten, die freilich nicht ganz gelungen zu nennen ſind, auch wenig allgemeinen Einfluß

gewannen, ſondern ihrem Urheber eigenthümlich blieben, aber doch, als die erſte, geiſtvoll und tief aufgegriffene Oppoſition gegen den herrſchenden Scholaſticismus, Aufmerkſamkeit verdienen.

Nicolaus von Cuſa war aus einem Dorfe Nahmens Kuß oder Kuſel, im Erzſtift Trier, an der Moſel, gebürtig, und bildete danach den Nahmen, mit welchem er gewöhnlich benannt wird, denn der Familiennahme ſeines Vaters war Krebs, und deshalb führte Nicolaus auch in ſeinem ſpäteren hohen Stande einen Krebs im Wappen. Die Zeit ſeiner Geburt fällt in das Jahr 1401. Sein Vater, ein Schiffer, hielt ihn ſehr ſtreng, und dieſe rauhe Behandlung brachte ihn, verbunden mit ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, zu dem Entſchluſſe, ſeinem Vater zu entfliehen. Er fand ſein Unterkommen bei dem Grafen von Manderſcheid, der ſich ſeiner annahm, ihn unterrichten ließ, und ihn in den Stand ſetzte, einige der damaligen Univerſitäten in Teutſchland, und nachher auch in Italien, zu beſuchen. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und erhielt zu Padua die Doctorwürde im kanoniſchen Rechte; daß er aber in einen geiſtlichen Orden getreten ſei, iſt ungegründet. Nach ſeiner Rückkehr nach Teutſchland wurde er Dechant zu S. Florin in Coblenz und Archidiaconus zu Lüttich. Im Jahr 1431 wohnte er dem Concilium zu Baſel bei, und ging anfänglich auf die Seite derer, welche die Autorität der Kirchenverſammlungen über den Papſt behaupteten; trat aber nachher zur Gegenpartei über. Papſt Eugenius IV. ernannte ihn hierauf zum Biſchof zu Brixen, er kam aber niemals zum Beſitz; denn der Erzherzog Sigismund von Oeſtreich war ihm zuwider, ließ ihn, als er ſich dennoch in ſeinem Biſthum einfand, gefangen nehmen, und ſetzte ihn nur unter ſehr harten Be-

dingungen wieder in Freiheit. Dagegen ſtand er bei den Päpſten Eugenius IV., Nikolaus V. und Pius II. in großem Anſehen, wie ihn denn auch der zweite zum Kardinal erhob. Er wurde von ihnen zu wichtigen Geſandtſchaften und andern Geſchäften gebraucht, und ließ ſich während ſeiner Legation in Teutſchland beſonders angelegen ſein, die äußerſt verfallene Kirchenzucht wieder herzuſtellen, wie er denn unter andern auf einer im Jahr 1451 in dieſer Abſicht gehaltenen Provincial-Synode zu Magdeburg mehrere dahin einſchlagende Verordnungen zu Stande brachte. Pius II. ernannte ihn zum Gouverneur von Rom. In ſeinem Geburtsorte ſtiftete er 1458 ein Hoſpital, das er mit reichen Einkünften verſah, und dem er auch ſeine Bibliothek und mathematiſchen Inſtrumente vermachte. Er ſtarb endlich zu Tadi in Umbrien, im Jahre 1464.

Ohngeachtet ſeiner vielen und wichtigen Kirchen- und Staats-Geſchäfte ließ ſich Nikolaus von Cuſa doch von einem fleißigen Umgange mit den Wiſſenſchaften nicht abhalten. Seine Kenntniſſe waren für ſeine Zeit ſehr groß, denn er verſtand die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache, war in den Schriften der Philoſophen und Theologen außerordentlich beleſen, und beſaß eine vorzügliche Stärke in der Mathematik, beſonders der Aſtronomie. Sowohl dieſe vertraute Bekanntſchaft mit der Mathematik, als die in ſeinem Charakter vorherrſchende Neigung zum Myſticismus, und endlich die Kenntniſſ der Original-Schriften des Ariſtoteles und der Philoſophie des Petrarcha, die er in Italien erworben hatte, machte ihm den Scholaſticismus verhaſſt, und bewog ihn, ſich ein eignes, jenem entgegen geſetztes philoſophiſches Syſtem zu erbauen. Urſprünglich hatte er ſich zwar nach der Ariſto-

teliſchen Philoſophie gebildet, war aber doch, bei der Ausführung ſeines Syſtems, in Folge ſeiner eigenthümlichen Anſichten, von derſelben beträchtlich abgewichen. Die Gewohnheit mathematiſcher Studien, und die Ueberzeugung von der Gewiſsheit der mathematiſchen Begriffe, brachte ihn auf den Gedanken, eben dieſe mathematiſchen Begriffe auf metaphyſiſche Gegenſtände anzuwenden, und ſeinen philoſophiſchen Speculationen einen mathematiſchen Anſtrich zu geben, alſo gewiſſermaßen die Mathematik in die Philoſophie einzuführen; da aber in Anſehung der Gegenſtände ſeiner philoſophiſchen Erkenntniſs alles auf dunkle Gefühle, auf die Unzulänglichkeit des menſchlichen Verſtandes zur reinen Anſchauung der erſten Gründe der Wiſſenſchaft, und die Einwirkung eines übernatürlichen Lichtes hinauskömmt, ſo kann man nicht umhin, ihn den Myſtikern beizuzählen, und ſeine Philoſophie einen mathematiſchen Myſticismus zu nennen. Während er den Scholaſtikern vornehmlich ihre Sucht, jeden Gegenſtand, auch wenn er die Schranken der menſchlichen Vernunft noch ſo ſehr überſteige, in das Gebiet ihrer Disputationen hinein zu ziehen, zum Vorwurfe machte, hat er ſelbſt das Extrem nicht vermieden, jede menſchliche Kenntniſs nur für eine mehr oder weniger wahrſcheinliche Vermuthung zu erklären, und die Durchführung dieſes Grundſatzes macht ihn zugleich zum Skeptiker. Die Miſchung ſo verſchiedenartiger Elemente war aber ſeinem Syſtem um ſo ungünſtiger, da er nicht genug Stärke des Geiſtes beſaß, um ſie ganz zu beherrſchen und zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen. Seine Begriffe ſind daher häufig eben ſo dunkel, als ſeine Darſtellung unverſtändlich, und dem Ganzen fehlt es eben ſo ſehr an innerem Zuſammenhang als an Klarheit. — Seine Schriften, von welchen die vollſtändigſte Ausgabe

zu Paris in aedib. Ascensianis 1514, (3 Voll. in fol.) erſchienen iſt, ſind ſehr zahlreich, und theils theologiſchen, theils mathematiſchen, theils eigentlich philoſophiſchen Innhalts; obwohl die theologiſchen von den philoſophiſchen nicht ſtreng zu ſondern ſind, da er, nach der Gewohnheit ſeiner Zeit, nicht ſelten Sätze der einen und der andern Wiſſenſchaft mit einander vermiſcht. Von den theologiſchen Schriften ſind die wichtigſten: die Erweckungen (Excitationum libri X.) und von der Uebereinſtimmung des katholiſchen Glaubens (de concordantia catholica libri III.) In andern hat er theils die Mohamedaner, theils die Huſſiten bekämpft. — Seine mathematiſchen Schriften (Reparatio Calendarii; Collectio tabularum Alphonsi; de transmutationibus geometricis; de arithmeticis complementis; de mathematicis complementis; de perfectione mathematica; u. a. m.) ſind nicht ohne neue Entdeckungen. — Die merkwürdigſten ſeiner philoſophiſchen Schriften ſind: Von der gelehrten Unwiſſenheit (de docta ignorantia libri III.), und die dazu gehörige Vertheidigung der gelehrten Unwiſſenheit (Apologia doctae ignorantiae); von den Wahrſcheinlichkeiten (de conjecturis libri II.), und von der Weisheit (de sapientia libri III.), letztere in Geſprächsform, die aber ziemlich unbeholfen iſt. Die Titel dieſer Bücher ſind ſo ſeltſam gewählt, daß man daraus ihren Innhalt nicht vermuthen dürfte; denn die Bücher de docta ignorantia enthalten eigentlich eine Metaphyſik, und die Bücher de conjecturis eine Theorie des menſchlichen Erkenntnißvermögens. Er gründet nehmlich ſeine Metaphyſik auf die Idee der unbedingten höchſten Größe, die auch zugleich die abſolute Einheit iſt; da aber, nach ſeiner Meinung, das Mittel aller Erkenntniß durch

eine Zahl gegeben ſein muſſ, die abſolute höchſte Größe ſich aber über alle Zahl erhebt, ſo iſt ſie an ſich unerkennbar, und deshalb nennt er die Wiſſenſchaft, welche ſich auf dieſes Princip gründet, eine gelehrte Unwiſſenheit. Uebrigens ſtimmt die Metaphyſik des Nicolaus von Cuſa mit der neuern Identitäts-Philoſophie auffallend überein. Er ſagt: das unbedingt Höchſte (Maximum), oder die abſolute Einheit, iſt Gott; die Welt iſt das zuſammengezogene oder endlich gewordene Maximum, und durch die verſchiedenen Arten und Grade dieſer Zuſammenziehung entſteht die Mannichfaltigkeit der Dinge. Die merkwürdigſte Anwendung, die er von ſeinem Syſteme macht, iſt die, daß er es auf die chriſtliche Dogmatik überträgt, und die Geheimniſſe der Dreieinigkeit und der Erlöſung daraus zu erklären ſucht. Nur wer ſeinen Verſtand noch nicht hinlänglich von den Begriffen des Körperlichen geläutert hat, ſagt er: wird nicht einſehen, daß die Einheit Gottes nothwendig zugleich eine Dreieinigkeit ſein muſſ. Wenn wir vom menſchlichen Verſtande ausgehen, ſo liegt in der Einheit deſſelben das Denkende, das Gedachte und das Denken. Erheben wir uns nun von dieſem zu dem Maximum (dem unendlich Denkenden), ſo müſſen wir einſehen, daß das höchſte Denkende zugleich das höchſte Denkbare und das höchſte Denken ſein muſſ, und erſt durch die Vorſtellung dieſer Dreiheit bekommen wir von der höchſten Einheit einen richtigen Begriff. Das höchſte Denkende (Gott der Vater) denkt ſich ſelbſt — oder die höchſte Einheit wiederholt ſich ſelbſt — es entſteht das höchſte Denkbare, oder die Einheit erzeugt die Gleichheit mit ſich ſelbſt (Gott den Sohn); und zugleich entſteht die Combination der Einheit mit ihrer Gleichheit — das höchſte Denken (der heilige Geiſt). Auch in der Welt, als dem

ſinnlich wahrnehmbaren Abbilde des Ur-Maximums, zeigt ſich eine ſolche Trinität; ſie beſteht nehmlich in der Materie, der Form, und dem Geiſte, der alle Dinge, ſo wie das Ganze, belebt. — Um die Menſchwerdung Gottes zu erklären, ſagt er: Die Gottheit wollte ihr Werk, den Innbegriff der Creaturen, zur Vollkommenheit erheben, und das konnte nur geſchehen, wenn ſie ſelbſt Creatur wurde; ſie wählte aber hierzu die Menſchheit, weil dieſe die mittlere Stelle in der Reihe der Weſen, zwiſchen der niederen lebloſen, vegetabiliſchen und thieriſchen, und der höheren Geiſter-Welt, einnimmt, und dadurch das Band ihres Zuſammenhanges zum Ganzen iſt; die Gottheit, die allgegenwärtig in Allem exiſtirt, nahm alſo die perſönliche Menſchheit an. — Mit dieſen Grundſätzen ſtimmt nun ſeine Erklärung des menſchlichen Erkenntnißvermögens zuſammen. So wie das abſolute Maximum unendlich hoch über allen Zahlen und Formen ſteht, und daher unerkennbar iſt, ſo kann der Menſch auch die abſolute Wahrheit nie erreichen; alle menſchliche Erkenntniß iſt alſo bloß wahrſcheinlich, und eine Unterſuchung des menſchlichen Erkenntnißvermögens iſt weiter nichts, als eine Unterſuchung der Art, wie dieſe Wahrſcheinlichkeiten (Conjecturen) im menſchlichen Geiſte ſich bilden. Daher betitelt er die Bücher, in welchen er dieſes Geſchäft vornimmt, von den Conjecturen. Die Anfangsgründe aller Erkenntniß ſind ihm die Zahlen.

Es würde zu weitläuftig ſein, das Syſtem des Nicolaus von Cuſa noch weiter zu entwickeln, da ſich der Charakter deſſelben im allgemeinen ſchon aus den mitgetheilten Grundzügen genügend erkennen läſſt. Es herrſcht darinn, wie man ſieht, ein ausnehmender Scharfſinn, gepaart mit einer lebhaften Phantaſie und einer ernſten Rich-

tung auf das Ueberſinnliche und Göttliche. Aber bei alle dem erſcheint es uns als ein verfehlter Verſuch, weil es den Bedürfniſſen ſeiner Zeit nicht angemeſſen war, und daher auch auf ſeine Zeit faſt gar nicht wirkte. Der Grund davon liegt einmal in ſeiner dunkeln Sprache; denn wie ſehr auch Nicolaus dahin eifert, daß man ſich von den Gegenſtänden, die er darſtellt, ganz reine und richtige Begriffe machen, den Geiſt von allen Vorſtellungen der Formen befreien und alle ſinnlichen Merkmale gänzlich entfernen ſoll, ſo wenig war es ihm doch ſelbſt gelungen, ſich zu der nöthigen Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks zu erheben; zweitens aber auch in der unzweckmäßigen Tendenz des Ganzen. In einer Zeit, wo, durch den Miſsbrauch der Spekulation, eine ſo große Zerrüttung in der Philoſophie und allen Wiſſenſchaften eingeriſſen war, konnte dadurch keine Beſſerung erreicht werden, wenn man an die Stelle der befehdeten Spekulation nur eine neue ſtellte, die eben ſo wenig einen feſten Boden und ein ſicheres Ziel hatte, wie die alte; ſondern es muſste jener ausgearteten Wiſſenſchaft für das erſte nur der einfache, klare Menſchenverſtand, die ſichere Erfahrung und die praktiſche Lebensweisheit entgegen geſtellt werden, wie ſie den Wiſſenſchaften jener Zeit fehlte, und aus welchen erſt allein wieder ein richtiges, höheres philoſophiſches Denken hervorgehen konnte. Von dieſen dringend nothwendigen Erforderniſſen aber enthielt das Syſtem des Nicolaus von Cuſa, bei allen ſeinen ſonſtigen glänzenden Eigenſchaften, gar nichts; was er vortrug, gründete ſich auf Subtilitäten und führte zu Subtilitäten; den Fehler, welchen er den Scholaſtikern mit Recht vorwarf, daß ſie nehmlich Gegenſtände, die ganz außer den Grenzen menſchlicher Vernunft lägen, zum Gegenſtande philoſophiſcher Discuſſionen machten, be-

ging er ſelbſt; der einfache Menſchenverſtand konnte ſein künſtliches Lehrgebäude nicht faſſen, und für praktiſche Lebensweisheit wurde daraus nichts gewonnen. Alles dies gereicht freilich dem gelehrten Kardinal eigentlich nicht zum Vorwurfe; denn man kann ſagen, das, was hier verlangt wird, wollte er nicht geben, und fühlte ſich nicht dazu berufen; auch iſt ſein Syſtem, gegen das Treiben der Scholaſtiker betrachtet, allerdings eine erfreuliche Erſcheinung; aber in dem Erwähnten liegt doch ohne Zweifel der Grund, warum es, ohngeachtet des hohen Standes und großen Ruhmes ſeines Urhebers, auf ſein Zeitalter ohne bedeutende Einwirkung blieb, und faſt ſpurlos vorüberging. —

Nach ganz andern Grundſätzen und mit beſſerem Erfolg bemühte ſich, faſt um dieſelbe Zeit, der Niederländer Johann Weſſel, ein Zögling jener Schule der Chorherrn zu Zwoll, eine geſündere Philoſophie aus den Werken der Alten, die er in den Urſprachen geleſen hatte, darzuſtellen, und zur beſſern Begründung derſelben, das Studium der alten Sprachen und Schriftſteller ſelbſt unter den Teutſchen zu befördern.

Die Kenntniſſ dieſer neu erwachten Studien hatte bis um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, und etwas ſpäter, in Teutſchland noch äußerſt geringe Fortſchritte gemacht. Eigne Lehrer derſelben hatten ſich hier noch nicht erhoben; die wiſſenſchaftlichen Reiſen nach Italien waren noch nicht ſo lebhaft in Gang gekommen, als wir einige Jahrzehente ſpäter ſie wahrnehmen; nicht alle beſaßen dazu Vermögen und Zeit, und nur bei wenigen war das Verlangen nach einer ſolchen Ausbildung geweckt worden. Auch dieſem Mangel wurde nun, wenigſtens für einige

Zeit, abgeholfen, denn aus Italien kamen Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften nach Teutſchland.

Hier müſſen wir wieder einen Blick auf Erfurt richten, denn auf dieſer Univerſität finden wir (was vielleicht noch keiner vor mir bemerkte) die erſten Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften in Teutſchland. Man pflegte im funfzehnten und zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts dieſe Lehrer Rhetores et Poëtae (Redner und Dichter, oder vielmehr Lehrer der Rede- und Dichtkunſt) zu nennen, weil ſie die Rede- und Dichtkunſt, die man bisher nur als einen Anhang zur Grammatik betrachtet hatte, beſonders lehrten, wobei ſie jedoch vornehmlich die Werke der alten Klaſſiker, als die beſten Muſter in jenen Künſten, erklärten. In Erfurt finden wir nun ſchon um das Jahr 1460, als öffentlichen Lehrer der Dichtkunſt, einen gewiſſen Petrus Luderus, deſſen Herkunft jedoch unbekannt iſt, und deſſen Nahme ſich ſpäterhin aus der Gelehrtengeſchichte ganz wieder verloren hat; und ſechs Jahr ſpäter den bekannteren Jakob Publicius aus Florenz, der zu ſeiner Zeit für einen guten Redner und Dichter galt, und die Kenntniſſ der neuerwachten klaſſiſchen Literatur, mit der er in ſeinem Vaterlande bekannt geworden war, nach Teutſchland verpflanzte. Der Erſtere findet ſich in der Erfurter Univerſitäts-Matrikel 1460, unter dem Rector Rudolf von Suthwold (der auch als Stifter eines Stipendiums bekannt geblieben iſt) mit den Worten: Petrus Luderus, poësin publice professus; und zwar, ehrenthalber, unentgeltlich eingeſchrieben. Der Andere iſt zu Erfurt 1466 unter dem Rector Jodocus Sartoris von Herborn, als Poëseos professor, und zwar ebenfalls ob reventiam sui (aus beſonderer perſönlicher Hochachtung) unentgeltlich in die Matrikel eingeſchrieben. Sonſt

iſt von ſeinen Lebensumſtänden faſt gar nichts bekannt; auch ſeine Schriften, die übrigens von wenig Bedeutung ſind, finden ſich äußerſt ſelten. Mir iſt von ihm bekannt: Artis oratoriae epitome; ars epistolandi, und ars memoriae. — Daß die Bemühungen dieſer Männer, — wie wenig ſie auch gerade zu den Ausgezeichnetſten ihres Zeitalters gehörten, — doch nicht fruchtlos blieben, davon iſt dies wohl der ſicherſte Beweis, daß, gleichzeitig mit ihnen, Rudolf Lange (den wir ſchon unter den Schülern des Thomas von Kempen kennen lernten) und Johann von Dalberg in Erfurt den Wiſſenſchaften oblagen; zwei Männer, die unter den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften in Teutſchland den erſten Rang einnehmen. Ohne Zweifel iſt alſo Erfurt unter den teutſchen Univerſitäten als die Mutter des humaniſtiſchen Studiums zu betrachten.

Um dieſelbe Zeit hatte Teutſchland bereits durch eine höchſt wichtige, und ihm ganz eigne Erfindung, nehmlich die Buchdruckerkunſt, ein neues, unſchätzbares Hilfsmittel zur Erweiterung und Beförderung der Wiſſenſchaften dargeboten. Durch dieſe Kunſt war es erſt möglich geworden, die Bücher, als die wichtigſten Hilfsmittel des Unterrichts, hinlänglich zu vervielfältigen, und allgemein zu verbreiten. Bisher hatte man ſich mit Handſchriften behelfen müſſen, die zum Theil, beſonders in den letzten Zeiten, äußerſt fehlerhaft, unleſerlich, und dabei doch ſo theuer waren, daß nur wenige Gelehrte Geld genug hatten, ſich einen etwas anſehnlichen Büchervorrath anzuſchaffen. Eine Sammlung von 300 Büchern galt damals ſchon für ſehr beträchtlich, und manchmal wurde über den Kauf eines einzelnen Buches ein förmlicher Kaufkontrakt, wie über ein Haus oder einen Acker, abgeſchloſſen. Angehende

Studirende, die bei wenig Mitteln waren, muſſten ſich mit den nothdürftigſten Schulbüchern behelfen, und auch dieſe wohl erſt ſich ſelbſt abſchreiben, und daß Bücher unter den Bürgerſtand verbreitet worden wären, daran war natürlich gar nicht zu denken. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt wurde dies alles anders. In derſelben Zeit und mit nicht größerer Mühe, als man vormals ein Buch abſchrieb, konnten jezt viele tauſend Exemplare gedruckt werden; der Abdruck war ungleich ſauberer, konnte weit richtiger dargeſtellt werden, als die meiſten der damaligen Manuſcripte waren, und doch konnte man jedes einzelne Exemplar zu einem außer allem Vergleich wohlfeileren Preiſe liefern. Jezt war es alſo leicht, ſich mit geringem Aufwand und ohne große Mühe die beſten Bücher zu verſchaffen; mit der Vervielfältigung der Bücher wuchs auch die Wiſſbegierde, und was vorher nur das Eigenthum Weniger war, wurde nun unter viele verbreitet. Dieſe Erfindung kam alſo den wiederauflebenden Wiſſenſchaften trefflich zu ſtatten.

Es herrſchte damals in Teutſchland Kaiſer Friedrich IV. aus dem Hauſe Oeſtreich, *) der Stammvater aller, nach ihm in ununterbrochener Reihe folgenden, öſtreichiſchen Kaiſer, ein Fürſt, weder ohne guten Willen, noch ohne gründliche Einſichten in das Weſen der Regierungskunſt,

---

*) Die meiſten Schriftſteller nennen ihn zwar den Dritten, aber da, außer Friedrich I. und II. aus dem Schwäbiſchen Hauſe, auch Friedrich der Schöne, von Oeſtreich, Ludwigs von Baiern Mitregent (1314 — 1330), in der Reihe der teutſchen Könige und Kaiſer mitzurechnen iſt, ſo haben die öſtreichiſchen Geſchichtſchreiber vollkommen Recht, den, von welchem hier die Rede iſt, den Vierten zu nennen.

aber an Kraft und Feſtigkeit des Charakters dem vielfach bewegten, ſtürmiſchen Treiben ſeiner Zeit nicht gewachſen. Während er mit äußern Feinden vielfältig, und meiſtens unglücklich kämpfte, war Teutſchland faſt ohne Haupt; Fürſten, Ritter und Städte befehdeten einander faſt unaufhörlich, das Fauſtrecht wurde in ſeiner ganzen Stärke geübt, jeder ſuchte ſich ſelbſt, ſo gut er konnte, zu ſchützen oder zu vergrößern, und jeder handelte nach ſeinem Gefallen, ohne viel nach dem Kaiſer zu fragen, der in der That zuweilen gute Vorkehrungen zu treffen ſuchte, aber nicht im Stande war, ſie durchzuführen. Hierbei war zwar das Gute, daß Friedrich keiner geiſtigen Entwickelung hemmend in den Weg trat, ſondern vielmehr, für ſeine Perſon, die Wiſſenſchaften liebte und begünſtigte; dennoch aber wär es unbegreiflich, wie mitten in dieſer Verwirrung, in dieſem unaufhörlichen Gewühl von Fehden, Wegelagerungen, Empörungen und andern Unordnungen, wo kein Richter im Volke war, und jeder that was ihm gut dünkte, wie bei dieſem allen die Wiſſenſchaften ſo eifrig bearbeitet und ſo ſchön empor gebracht werden konnten; wenn es nicht Männer gegeben hätte, die entweder von aller Einmiſchung in die Welthändel gänzlich zurückgezogen, lediglich in der Wiſſenſchaft lebten, und, im Streben nach unbeſchränkter Freiheit, ſich nicht einmal an einen beſtimmten Aufenthaltsorte banden, ſo daß ſie den ſelbſt gewählten Wohnplatz alsbald verlaſſen konnten, wenn ihnen daſelbſt Gefahr oder Unruhe drohte; oder die, bei thätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten, ſich noch Freiheit des Geiſtes genug zu erhalten wußten, um von jenen trockneren Geſchäften ſich im heitern Umgange der Muſen zu erholen, und in dieſer Erholung Werke, der Unſterblichkeit würdig, zu begründen.

Zwei Männer ſind es vorzüglich, denen zuerſt der Ruhm gebührt, die Vortheile, die ihnen hoher Rang und Reichthum, verbunden mit großen Kenntniſſen, darboten, zur Förderung der Wiſſenſchaften mit Eifer und Liebe benutzt zu haben; dies war im nördlichen Teutſchland Rudolf Lange, im ſüdlichen Johann von Dalberg, die wir beide bereits, und zwar als Zöglinge der Erfurter Hochſchule, genannt haben. Beide waren mit den größten Gelehrten ihrer Zeit durch vertraute Freundſchaft verbunden. Während Lange ſich bemühte, in Weſtfalen den gelehrten Schulunterricht zu verbeſſern, machte Dalberg die Univerſität Heidelberg zu einem Sitze des reineren Geſchmacks und der ſchönen Künſte, und ein vertrauter Freund von beiden, Rudolf Agricola, erſt unter Thomas von Kempen, dann weiter in Italien gebildet, brachte von da zuerſt die Schätze der griechiſchen Literatur mit nach Teutſchland und verpflanzte ſie dieſſeit der Alpen, lehrte, nach dem Beiſpiel der Alten, eine beſſere Art des Studirens im allgemeinen, und zeigte beſonders den Werth der Sprachſtudien für alle Wiſſenſchaften, nahmentlich für die Philoſophie; während ſein Freund Alexander Hegius, ganz in demſelben Geiſte, durch praktiſchen Jugendunterricht reichlichen Saamen ausſtreute. Bald folgte darauf ein Größerer, Johann Reuchlin, der nicht nur die griechiſche Sprache noch weiter kultivirte, ſondern auch die, bisher ganz vernachläſſigten, orientaliſchen Sprachen in Teutſchland bekannt machte, den Werth derſelben für das Verſtändniſſ der Bibel zeigte, und dadurch zugleich, wie ſehr auch dies bei ihm, als einem Rechtsgelehrten weltlichen Standes, auffallen muſſte, auf die nothwendige Verbeſſerung der Religionswiſſenſchaften hinwies, überhaupt aber, an uneigennütziger, aufopfernder Liebe zu den Wiſſenſchaf-

ten und zur Wahrheit, alle, die vor ihm geweſen waren, weit übertraf. Neben ihm ſuchte Jacob Wimpheling die Wiſſenſchaften vornehmlich zur Bildung feinerer Sitten, beſonders bei der Jugend, zu benutzen; noch höher aber erhob ſich Conrad Celtes, der ſich vorzüglich als eleganter Dichter hervorthat, durch ſeine Reiſen viel zur Verbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften beitrug, zuerſt ein gründliches Studium der Geſchichte, beſonders der vaterländiſchen, einführte, und ſeine weitläuftige Bekanntſchaft mit gelehrten Männern zur Stiftung des erſten freien Gelehrten-Vereins in Teutſchland (der Societas Rhenana) benutzte. Auf dem Grunde, welchen dieſe Männer bereitet hatten, baute, vielſeitiger, umfaſſender und glücklicher als irgend einer unter ſeinen Zeitgenoſſen, Erasmus von Rotterdam fort; zwar kein vorzüglich kühner Geiſt, aber ein Mann, der mit ſo ausgebreiteter Kenntniſſ, wie man bisher kaum noch ein Beiſpiel gekannt hatte, den gebildetſten Geſchmack und den feinſten kritiſchen Scharfſinn verband, ſein Leben ausſchließlich den Wiſſenſchaften widmete, und als Schriftſteller eben ſo fruchtbar als klaſſiſch erſchien. Mit ihm gleichzeitig, zwar mehr im Stillen und auf einem engern Schauplatze, doch nicht ohne reichliche Frucht, ſuchte Johann Murmelius vorzüglich den Unterricht der Jugend zu verbeſſern, während Hermann Buſch, unverkennbar nach dem Vorbilde des Celtes geartet, vornehmlich durch Reiſen und mündlichen Vortrag im nördlichen Teutſchland, Heinrich Bebel hingegen an einem feſten Wohnſitz, auf einer der blühendſten Hochſchulen im Süden Teutſchlands, eben ſo durch gründliche Lehren, wie durch geſchmackvolle Schriften, mitwirkten, richtigere Kenntniſſe zu verbreiten, und den Geſchmack zu veredeln. Eitelwolf vom Stein gab ein glänzend vor-

leuchtendes Beiſpiel, daß Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftliche Thätigkeit auch mit dem ritterlichen Stande ſich als eine vorzügliche Zierde deſſelben vertrage. Vor allen aber zeigte ſich Wilibald Pirckheymer, in geiſtvoller und umſichtiger Benutzung aller Vortheile der günſtigſten Verhältniſſe, gleich groß in aufmunternder Freundſchaft für die Gelehrten und in edelmüthiger Beförderung nützlicher Unternehmungen, wie in eignem unermüdlichen Wirken und Forſchen.

Das Beiſpiel, welches dieſe Männer, als die vornehmſten Häupter im geſammten wiſſenſchaftlichen Leben, ſo rühmlich aufſtellten, blieb nicht unbenutzt, und faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens war bald ein reges Leben, ein Erheben über das alte, geiſtloſe Herkommen, ein Eröffnen neuer Bahnen, ein Erbeuten neuer Beſitzthümer, wenn auch im Anfange nur unvollkommen und im Kleinen, zu bemerken.

Ohngeachtet nun damals die Beförderung der Wiſſenſchaften im Allgemeinen weit mehr von gelehrten und edelgeſinnten Privatmännern, als von Fürſten und Obrigkeiten ausging, ſo fanden ſich doch auch unter Teutſchlands Fürſten nicht wenige, die, obgleich noch nicht im Lichte der Wiſſenſchaften herangebildet, doch ihren Werth erkannten, und ſie mit Wort und That, theils durch Auszeichnung einzelner Gelehrter, theils durch Begünſtigung größerer wiſſenſchaftlicher Anſtalten, unterſtützten. Dies geſchah beſonders mit Lebhaftigkeit, ſeitdem Maximilian I. den Kaiſerthron, an ſeines Vaters Stelle, beſtiegen hatte. Ein kühner, durchdringender, ſcharf blickender, kräftiger Geiſt, wuſſte er wohl, was ſeinem teutſchen Vaterlande Noth that, und mit der Kenntniſſ des Guten verband er

eben ſo viel redlichen Willen, als entſchloſſene Kraft und beſonnenen Eifer, ihm den Eintritt ins wirkliche Leben zu bahnen. Als (1496) der von ihm gegründete ewige Landfriede die lange vermiſſte Ruhe nach Teutſchland zurückführte, als er ſelbſt, durch Ermahnung und Beiſpiel, die Fürſten auf den Werth der Wiſſenſchaften für das Wohl des Vaterlandes und auf das Bedürfniſſ größerer Anſtalten zu ihrer Verbreitung und Vervollkommnung hinwies, da ward auch die Vorliebe für die Wiſſenſchaften immer reger unter den Fürſten; manche von ihnen verſammelten Gelehrte in ihrer Umgebung, gründeten neue Hochſchulen, und nahmen ſelbſt an ihren Angelegenheiten den thätigſten Antheil. War nun gleich dieſe regere Theilnahme der Fürſten an wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten erſt eine Folge der vermehrten Ausbreitung der Wiſſenſchaften, und war damals für ihre Begründung nahmentlich der erſte Anfang, als das ſchwerſte, ſchon längſt überſtanden, ſo war doch noch ſo viel zu thun übrig, daß eine Vermehrung der Werkſtätten wiſſenſchaftlicher Bildung höchſt erwünſcht war.

Im nördlichen Teutſchland war noch immer Erfurt der angeſehenſte Wohnſitz der Wiſſenſchaften, obgleich aus den letzten Jahrzehenten des funfzehnten Jahrhunderts wenig genaueres über die fortſchreitende Kultur der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften in Erfurt bekannt iſt. Nach Publicius ſcheint Conrad Celtes einer der Erſten geweſen zu ſein, der ſie (1485) wieder in Anregung brachte; ſein Aufenthalt in Erfurt war aber von zu kurzer Dauer, und erſt gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts lernen wir in Maternus Piſtorius von Ingweiler einen Mann nahmentlich kennen, der ſich (ſeit 1494) das Verdienſt erwarb, jene Studien in Erfurt aufs neue zu be-

gründen und ihre Fortdauer für immer zu ſichern. Wenn hier in der Zwiſchenzeit im Stillen die Mittel zu einer edleren Geiſtesbildung ſich neben den unfruchtbaren ſcholaſtiſchen Studien erhalten und ihre Freunde gefunden zu haben ſcheinen, ſo wurden ſie dagegen in Leipzig und Cöln offen bekämpft; hier konnte vor dem Uebergewicht der Scholaſtiker kein Lehrer der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften aufkommen, und ſelbſt der große Einfluſſ eines Grafen Hermann von Neuenaar war nicht im Stande, ihnen in Cöln ein beſſeres Loos zu bereiten. — Die Geſchichte der übrigen nordteutſchen Hochſchulen liegt, in Beziehung auf unſern Gegenſtand, faſt ganz im Dunkel. — Heiterer war die Geſtalt der Dinge im ſüdlichen Teutſchland. Während unter der Leitung des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, und unter der Mitwirkung ſeiner gelehrten Räthe und wahren Freunde, Johanns von Dalberg und Dietrichs von Plenningen, die alte Univerſität Heidelberg vorzügliche Gelehrte in ihrem Schoße verſammelte, und für einige Zeit gleichſam den Mittelpunkt des Strebens für höhere geiſtige Bildung im ſüdlichen Teutſchland darſtellte, — während auch die Univerſität Wien ſich zu einem ehrenvollen Wetteifer mit jener, unter Maximilians unmittelbarer Beſchützung erhob, — gründeten die Herzoge von Baiern eine neue Hochſchule zu Ingolſtadt, die ſich bald nach ihrer Stiftung, einige Zeit hindurch, mehrerer thätiger und kenntniſſreicher Lehrer erfreute; und in einem damals noch unbedeutenden Staate bildete ſich die Univerſität Tübingen, der unter allen teutſchen Hochſchulen, als einer der erſten und thätigſten Pflegerinnen gereinigter Kenntniſſe, und als der Erzeugerinn großer und um die Kultur von ganz Teutſchland unſterblich verdienter Männer, ein vorzüglicher und unvergeſſlicher Rang gebührt,

weshalb wir auch ihres Stifters und ihrer erſten Gründung hier ausführlicher gedenken.

Eberhard, Graf zu Würtemberg, ein Sohn des Grafen Ludwig zu Würtemberg, und Mechtildens, einer gebornen Pfalzgräfinn am Rhein, war am 11. December 1445 geboren. Drei Jahre vor ſeiner Geburt hatte eine Theilung der damaligen Grafſchaft Würtemberg zwiſchen den beiden Brüdern Ludwig und Ulrich ſtatt gefunden, in welcher dieſer den untern Theil des Landes, mit der Hauptſtadt Stutgard, jener hingegen den obern Theil, mit der Hauptſtadt Tübingen, erhielt, und hier, im Jahre 1451, ſeinen Sohn Eberhard zum Nachfolger hatte. Dieſem ward in ſeiner Jugend, nach den herrſchenden Sitten jener Zeit, keine wiſſenſchaftliche Bildung zu Theil; denn ſein Lehrer, Johann Naucleruſ, der ihm eine ſolche zu geben beabſichtigte, wurde daran verhindert, ihn, wie man ſagte, lateiniſch zu machen; denn es wär genug, wenn er ſeine Mutterſprache leſen und ſchreiben könnte. Aber ſein richtiger und klarer Verſtand ließ ihn, als er herangewachſen war, nicht nur dieſe Vernachläſſigung ſehr bereuen, ſondern erfüllte ihn überhaupt mit der innigſten Achtung für die Wiſſenſchaften, und mit der lebhafteſten Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe und ihrer großen Wichtigkeit für das allgemeine Beſte. Nachdem er 1468 eine Ritterfahrt in das gelobte Land, damals den Stolz und höchſten Ruhm des teutſchen Adels, und darauf 1469, mit Kaiſer Friedrich IV., eine Reiſe nach Italien gemacht, und hier wahrſcheinlich einige, wenigſtens äußerliche, Bekanntſchaft mit den dort aufgeblühten Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Anſtalten erworben hatte, vermählte er ſich 1474 mit Bar-

bara, einer Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua, und gründete wenige Jahre nachher, aus reiner Liebe zu den Wiſſenſchaften und dem allgemeinen Beſten, die Univerſität Tübingen, ein Werk, welches ihm um ſo mehr zum Ruhme gereicht, als er dadurch manchen viel größeren und angeſehneren Ständen des teutſchen Reichs zuvorkam, während er noch nicht einmal die Fürſtenwürde beſaß, und nur die Hälfte des eigentlichen Würtembergiſchen Landes beherrſchte; denn erſt 1482, als ſein Vetter, Graf Eberhard, der Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, durch den Münſingiſchen Vertrag ſeinem Landesantheil entſagte, ward er Herr des Ganzen, und befeſtigte die Einheit deſſelben dadurch, daß in demſelben Vertrage die Untheilbarkeit des Landes und die Primogenitur-Erbfolge beſtimmt wurde. In demſelben Jahre machte Graf Eberhard, begleitet von einigen Gelehrten (worunter Gabriel Biel und Johann Reuchlin) eine Reiſe nach Rom, die auch für die Förderung der Wiſſenſchaften nicht vergebens war. Indeſſen hatte ſeine Klugheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit ihm ein hohes Anſehen im ganzen teutſchen Reiche erworben, ſo daß bei den wichtigſten Veranlaſſungen ſein Rath geſucht wurde. Als Erzherzog Philipp von Oeſtreich im Jahre 1492 den Orden des goldnen Vließes wiederherſtellte, war Eberhard einer der erſten, die er in dieſen Orden aufnahm; und im Jahre 1495 erhob ihn Kaiſer Maximilian I., auf dem Reichstage zu Worms, ohne ſein Geſuch, aber mit allgemeinem Beifall der verſammelten Reichsſtände, zum erſten Herzog von Würtemberg; und ſo legte Eberhard I. zugleich den Grund zu der nachmaligen Größe dieſes jezt Königlichen Hauſes. Geachtet im Auslande, und geliebt von ſeinen Unterthanen, die er als ein weiſer und wohlthätiger Vater beherrſchte,

ſtarb er, allgemein bedauert, ſchon am 24. Februar 1496. Als einſt Kaiſer Maximilian I. ſein Grab erblickte, rief er aus: Hier liegt ein ſo kluger und tapferer Fürſt, als ich keinen andern im Reiche gehabt; ich habe mich ſeines Rathes oft mit Nutzen bedient! —

Dieſem Fürſten hat die Univerſität Tübingen, ausgezeichnet als die erſte, wo gleich mit ihrer Stiftung ein beſſerer, freierer Geiſt der Wiſſenſchaften einzog, ihre Gründung zu verdanken. *) Den Stifter unterſtützte bei dieſem Unternehmen beſonders ſeine vortreffliche Mutter, die ſchon im Jahre 1457, bei ihrem zweiten Gemahl, Erzherzog Albert VI. von Oeſtreich, die Stiftung der Univerſität zu Freiburg im Breisgau thätig befördert hatte, und auch bei der Aufrichtung der Tübinger Hochſchule nicht nur durch ihren Rath, ſondern auch durch eine beträchtliche Schenkung mitwirkte. Dazu bediente er ſich des Rathes erfahrner und ſachverſtändiger Männer, beſonders des berühmten Theologen Gabriel Biel und des Rechtsgelehrten Johann Naucleros, ſeines ehemaligen Jugendlehrers, zu denen in der Folge beſonders Johann Reuchlin hinzukam. Da die Errichtung einer neuen Univerſität, nach den damals herrſchenden Begriffen, zunächſt von dem Papſte abhing, ſo ſuchte auch Graf Eberhard am päpſtlichen Hofe die Erlaubniſſ zur Ausführung ſeines Vorhabens. Papſt Sixtus IV. ließ nun, am 13. November 1476, eine Bulle ausfertigen, welche ſich anfängt: Copiosus in

*) Den hier folgenden Angaben über den Urſprung der Univerſität Tübingen liegt hauptſächlich zum Grunde: A. F. Böks Geſchichte der herzoglich Würtembergiſchen Eberhard-Carls-Univerſität zu Tübingen im Grundriſſe. Tübing. 1774. 8. — wo auch die Urkunden, welche die Stiftung betreffen, beigefügt ſind.

misericordia dominus etc. und worinn er nicht nur, auf die Bitte des Grafen Eberhard, die Errichtung der beabſichtigten neuen Univerſität zu Tübingen, wegen der vortheilhaften Lage und Beſchaffenheit dieſes Ortes, bewilligte, ſondern auch erlaubte, daß mehrere unter das Patronat des Grafen gehörige Kirchen mit ihren Einkünften, nach Abzug deſſen, was die Unterhaltung der nöthigen Geiſtlichen erforderte, zur Erhaltung der neuen Univerſität beſtimmt, das Collegiat-Stift S. Martini zu Sindelfingen aber auf die S. Georgen-Kirche zu Tübingen übergetragen, und mit allen ſeinen Präbenden der Univerſität einverleibt werden, der Propſt dieſer Kirche aber jederzeit Kanzler der Univerſität ſein ſollte; auch ertheilte er der neuen Univerſität die Berechtigung, in allen Facultäten zu lehren, und die Doctor-, Magiſter-, und andere akademiſche Würden in der Theologie, beiden Rechten, der Medicin und den Künſten, mit den gewöhnlichen Gebräuchen zu verleihen, und bewilligte der Univerſität im Ganzen, ſo wie ihren einzelnen Mitgliedern, alle Rechte, Privilegien, Freiheiten und Begünſtigungen anderer Univerſitäten, nahmentlich der Univerſität Bologna; dem Abt zu Blaubeuren und den Pröpſten zu Sindelfingen und Herrenberg trug er aber auf, die Vollziehung aller dieſer Vorſchriften und Beſchlüſſe zu beſorgen. Der Abt Heinrich zu Blaubeuren veranſtaltete hierauf am 5. März 1477 einen Tag zu Urach, auf welchem er die päpſtliche Bulle bekannt machte, die darinn gegebenen Vorſchriften ins Werk ſetzte, und ſo die Univerſitat wirklich begründete. Hierauf ward am 14. September deſſelben Jahres die Univerſitäts-Matrikel eröffnet, am 1. Oktober der Anfang mit den Vorleſungen gemacht, und am 9. Oktober die erſte Senats-Verſammlung gehalten, wobei zugleich die Univerſität von dem Abt Heinrich zu

Blaubeuren, als päpſtlichem Commiſſarius, ihre Statuten, von dem Grafen Eberhard aber einen ausführlichen Freiheitsbrief über alle ihr zugeſtandenen Rechte und Privilegien erhielt, welchen der Stadtrath zu Tübingen mit ihm zugleich beſtätigen und beſiegeln muſſte. Im Eingange dieſer Urkunde ſagt der Graf: er habe, in der guten Meinung, graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unerſichtlich möge geſchöpft werden tröſtliche und heilſame Weisheit zu Erlöſchung des verderblichen Feuers menſchlicher Unvernunft und Blindheit, ſich auserwählt und vorgenommen, eine hohe allgemeine Schule oder Univerſität in ſeiner Stadt Tübingen zu ſtiften. — Der erſte Rector der neuen Univerſität war Johann Nauclerus. — Im Jahre 1481, nachdem die Herſtellung der akademiſchen Gebäude und anderer nöthiger Einrichtungen noch einigen Aufenthalt verurſacht hatte, errichtete der Stifter der Univerſität, mit Zuziehung des Abtes von Blaubeuren, als päpſtlichen Commiſſarius, des Rectors der Univerſität und des Propſtes und Kapitels zu Tübingen, die erſte förmliche Ordnung und Verfaſſung der Univerſität, worinn auch die Anzahl ihrer ordentlichen Profeſſoren feſtgeſetzt wurde, und zwar auf drei in der Theogie, zwei im geiſtlichen und zwei im weltlichen Rechte, zwei in der Medicin und vier in den Künſten. Das Jahr darauf (1482) ſtiftete Graf Eberhard das mit der Univerſität verbundene Pädagogium, theils zu einem Collegium, oder gemeinſchaftlicher Wohnung für eine gewiſſe Anzahl von Magiſtern und Studirenden, wie man ſie auf den ältern Univerſitäten für unentbehrlich hielt; theils aber auch zu einer Art von Vorſchule für die Univerſität, wo diejenigen, die nicht etwa ſchon von Univerſitäten kamen, erſt in den Sprachen und freien Künſten den nöthigen Vorbe-

reitungsunterricht erhalten ſollten, ehe ſie zu den eigentlichen akademiſchen Vorleſungen zugelaſſen werden durften. Dieſe Schule war in vier Klaſſen getheilt, und hatte eigne Lehrer, welche Classici genannt wurden. Die Lehrer der erſten Klaſſe waren zugleich Mitglieder der philoſophiſchen Fakultät. Sie führten, nebſt dem Propſt und Dechant der Stiftskirche, die oberſte Aufſicht über die Anſtalt, und waren vorzüglich zur Erklärung der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker angewieſen. Dieſe eigenthümliche und für die Zeit ihrer Stiftung höchſt wohlthätige Anſtalt iſt beſonders ein Beweis von der Anerkennung, welche der Werth des Studiums der alten Sprachen und die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Vorbereitung auf die höhern akademiſchen Studien, bei einſichtsvollen Männer ſchon gefunden hatte. — In eben dem Jahre, in welchem dies Pädagogium zu Stande kam (1482), erließ auch Papſt Sixtus IV. noch ein beſonderes Breve, worinn er der mediciniſchen Facultät zu Tübingen die Zergliederung der Körper von hingerichteten Miſſethätern erlaubte. — Um dieſelbe Zeit traf zwar die kaum begründete Univerſität ſchon eine beträchtliche Störung, indem ſie ſich, wegen einer zu Tübingen ausgebrochenen Peſt, in den Jahren 1482 und 1483, nach Rotenburg, Waiblingen, Dornſtetten und Urach zerſtreute; doch unterließ ſie auch in dieſer Zerrüttung nicht, ihre Beſchäftigungen fortzuſetzen, ſo weit es die Umſtände erlaubten. — Nachdem nun die Univerſität Tübingen ſchon einige Jahre beſtanden hatte und ein glückliches Gedeihen zeigte, gab ihr auch der Kaiſer Friedrich IV. ſeinen Beifall zu erkennen. Die Urkunde, welche er zu Gräz am 21. Februar 1484, unter ſeinem großen und prachtvollen Majeſtätsſiegel, zu dieſem Behuf ausſtellte, iſt um ſo merkwürdiger, da kaiſerliche Beſtätigungen neu errichteter Uni-

verſitäten damals weder gewöhnlich noch nöthig waren, alſo die ſeinige lediglich als ein Beweis ſeiner unaufgeforderten Theilnahme und Zuneigung zu betrachten iſt. Indem er darinn erklärt, daß er die Veranſtaltung des Grafen von Würtemberg nicht nur für deſſen Unterthanen, ſondern für das ganze Römiſche Reich nützlich und heilſam achte, und daher einen immer zahlreicheren Zufluſſ von Studirenden zu derſelben zu befördern wünſche, beſtätigt er der Univerſität insbeſondere die uneingeſchränkte Freiheit, die kaiſerlichen und alle andern im Römiſchen Reiche angenommenen Rechte und Geſetze zu lehren und zu lernen, und in dieſem Studium akademiſche Würden zu ertheilen, mit der Beſtimmung, daß diejenigen, welche ſich mit dieſen Gegenſtänden als Lehrende oder Lernende beſchäftigten, gleiche Rechte, Freiheiten und Ehren, wie ſie auf andern hohen Schulen im Römiſchen Reiche gebräuchlich, genießen ſollten.

Eine Buchdruckerei muſſte Tübingen, ohngeachtet die Univerſität bereits nach der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunſt geſtiftet war, noch lange Zeit entbehren, denn erſt im Jahre 1498 verlegte Johann Othmar, ein Reutlingiſcher Bürger, der ſchon 1488 Gabriel Biels Lectura super canone missae gedruckt hatte, ſeine Druckerei von Reutlingen nach Tübingen, und Conrad Summenharts Leichenrede auf Herzog Eberhard I., war eins der erſten in Tübingen gedruckten Bücher. *)

*) Oratio funebris et luctuosa, per Magistrum Cunradum Summenhart de Calw, Sacrae Theol. Professorem, habita ad universitatem Tubing. in officio exequiarum, quod eadem universitas pro illustri principe Domino Eberhardo, primo Duce in Wurtemberg et Teck, tanquam suo

Die Univerſität Tübingen erhielt unmittelbar nach ihrem erſten Auftreten vortreffliche Lehrer in allen Fächern. Zwar folgte ſie auch der auf den Univerſitäten noch immer vorherrſchenden Richtung; denn durch den berühmten Scholaſtiker Gabriel Biel, den wir bereits kennen gelernt haben, und durch ſeinen Collegen, den eifrigen Scotiſten Paul Scriptoris, wurde der Scholaſticismus in ſeinem ganzen Umfange eingeführt; die ſcholaſtiſche Philoſophie erſchien als die Krone der Wiſſenſchaften, und die unfruchtbaren Streitigkeiten der Nominaliſten und Realiſten wurden über ein halbes Jahrhundert auch hier noch unterhalten. Da von den beiden oben genannten Männern der eine zur Partei der Nominaliſten, der andere zur Partei der Realiſten gehörte, ſo theilte ſich dieſe Spaltung auch den Schülern mit, pflanzte ſich in die folgenden Zeiten nicht allein fort, ſondern nahm immer mehr überhand, und veranlaſſte nicht nur die leidenſchaftlichſten Disputationen, ſondern manchmal ſogar thätliche Kämpfe, welche die ganze Univerſität mit dem Untergange bedrohten. *) Erſt mit der Reformation (im Jahre 1536) wurde dieſen Streitigkeiten ein Ende gemacht. Schönere, wahrhaft nützliche Kenntniſſe muſſten daher nicht ſelten von ſolchen eitlen Spitzfindigkeiten verdrängt werden. Dagegen gab es aber unter den tübingiſchen Gelehrten viele Männer, die durch gründliche Kenntniſſe, durch Eifer für Wahrheit und durch auf-

---

patrono et fundatore, VII. Idus Martii a. C. MCCCCXCVI. pie peregit etc. — Impressa in oppido Tubingensi per Magistrum Johannem Othmar. A. C. MCCCCXCVIII. — 4.

*) Camerarius, in vita Melanchthonis, pag. 21.

geklärteres Denken, in ihrem Kreiſe ein helleres Licht an⸗zündeten, und die Verbreitung eines beſſern Geſchmacks und eines gemeinnützigern Wiſſens bewirkten. Selbſt der obengenannte Paul Scriptoris iſt von dieſen Männern nicht auszuſchließen. Er war aus der ehemaligen freien Reichsſtadt Weil in Schwaben gebürtig, trat in den Fran⸗ciscaner⸗Orden, ſtudirte auf der Univerſität Paris, und kam dann nach Tübingen, wo er Guardian ſeines Kloſters und Lehrer bei der Univerſität wurde. In ſeiner Philoſo⸗phie und Theologie hielt er ſich zwar feſt an die Lehrſätze des Scotus, und ſtand von dieſer Seite dem Fortſchrei⸗ten der Wiſſenſchaften um ſo mehr im Wege, je mehr er durch ſein perſönliches Anſehen auf ſeine zahlreichen Zuhö⸗rer wirkte; aber er hatte nichts deſto weniger auch in der Mathematik und in den alten Sprachen gute Fortſchritte gemacht, und dieſe Kenntniſſe, die er ſich ohne Zuthun eines Lehrers angeeignet hatte, machten ihn zu einem wahr⸗haft nützlichen Manne. Bei ſeinen Vorleſungen über die Kosmographie des Ptolemäus waren faſt alle tübingi⸗ſche Lehrer ſeine Zuhörer; auch hielt er Vorleſungen über den Euklides. Er war nicht nur der griechiſchen, ſon⸗dern auch der hebräiſchen Sprache, wiewohl nicht in vor⸗züglichem Grade, kundig. Von einer Reiſe, die er mit ſeinem vertrauteſten Schüler, Conrad Pellicanus, ge⸗macht, und auf welcher er beſonders ſeine Neigung zu die⸗ſen Sprachen zu befriedigen geſucht hatte, brachte er ei⸗nen hebräiſchen Codex mit nach Tübingen, der hier, als die größte Seltenheit, allgemeines Aufſehen machte. — Als ein geſchätzter Redner, predigte er oft und bei den feierlichſten Gelegenheiten; aber die Freimüthigkeit, mit welcher er hier ſprach, machte ihm Feinde; er ward bei dem Provincial ſeines Ordens angeklagt, und endlich ſei⸗

nes Amtes entſetzt. Nach verſchiedenen widrigen Schickſalen und Reiſen öffnete ſich ihm die Ausſicht zu einem Lehramt in Toulouſe; aber im Begriff dahin zu reiſen, ſtarb er unterwegs, im Jahre 1502, im Kloſter Kaiſersberg in der Schweiz. Unter ſeinen Schriften befindet ſich ein Kommentar über die Sentenzen, und ein Lehrbuch der Logik. — Noch mehr praktiſches Verdienſt hatte Conrad Summenhart aus Calw, welcher ebenfalls in Paris ſtudirt hatte, und zu Tübingen ſeit 1478 die freien Künſte, ſeit 1484 aber Theologie lehrte. Er war zwar in der Theologie und Philoſophie ſeiner Zeiten wohl unterrichtet, aber ein Feind aller ſcholaſtiſchen Zänkereien, indem er vielmehr das Praktiſche, was im Leben anwendbar iſt und das Herz veredelt, hervorhob; und wenn er, nothgedrungen, ſich in die herrſchenden Streitigkeiten miſchen muſſte, rief er oft aus: Wer wird mich Unglücklichen doch endlich von dieſer ſtreitſüchtigen Theologie befreien? — Er hatte ſich auch in der, zu ſeiner Zeit noch höchſt ſeltenen, hebräiſchen Sprache einige Kenntniſſ erworben. Der Werth ſeiner Gelehrſamkeit wurde durch die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens ſehr erhöhet, und er genoſſ deshalb allgemeine Hochachtung. Unter ſeinen Schülern hat ihm beſonders der berühmte Johann von Staupitz Ehre gemacht. Seine Schriften beſtehen, außer der ſchon erwähnten Rede auf Herzog Eberhard I., in mehreren einzelnen Abhandlungen aus dem Gebiete der Philoſophie, der Theologie und des kanoniſchen Rechts. — Von dem berühmten Rechtsgelehrten und Vater der neuern Geſchichtſchreibung, Ludwig Nauclerus, ſo wie von den erſten eigentlichen Lehrern der alten Sprachen zu Tübingen, werden wir in der Folge noch Gelegenheit finden, mit mehrerem zu ſprechen. —

Bei allen dieſen Vorzügen und günſtigen Umſtänden, deren ſich die damaligen alten und neuen Univerſitäten erfreuten, iſt es indeſſen doch auffallend, daß von allen jenen ſo bedeutenden Fortſchritten der Wiſſenſchaften, die wenigſten urſprünglich auf den Univerſitäten gemacht wurden, oder ihnen frühzeitig und bleibend zu Gute kamen; denn ſelbſt das Wirken Dalbergs und ſeiner Genoſſen zu Heidelberg war im Ganzen nur eine vorübergehende Erſcheinung. Die Urſachen hiervon ſind in den damaligen Zeitverhältniſſen ohne Mühe zu finden. Auf der einen Seite waren die meiſten der oben genannten eifrigen Arbeiter im Felde der Wiſſenſchaften zu freiſinnig, als daß ihnen das beſchränkende Formenweſen der damaligen Univerſitäten hätte zuſagen können; zum Theil verſahen ſie es aber auch darinn, daß ſie, ſelbſt an unentbehrliche Formen, zu wenig ſich binden wollten, und nicht dahin ſtrebten, die Gegenſtände ihres Fleißes mit denen, die man bisher zu lehren gewohnt war, allmählich zu verſchmelzen, und dieſe dadurch ohne einen auffallenden Kampf zu verbeſſern, ſondern vielmehr das Neue, was ſie für gut erkannten, plötzlich und unvorbereitet, mit allzu offen erklärter Geringſchätzung und gänzlicher Verwerfung des Alten, gleichſam eindrängten, und dadurch die ältern Lehrer und ihre Anhänger gegen ſich erbitterten. Auf der andern Seite waren aber auch die meiſten Lehrer an den damaligen Univerſitäten ſo ſehr in ihrem gewohnten Formenweſen erſtarrt, daß ſie weder Fähigkeit noch Willen hatten, ſich mit den neuen Veränderungen und Fortſchritten der Wiſſenſchaften bekannt zu machen, und, was die nothwendige Folge davon geweſen wär, wie ſie auch ſelbſt fühlen mochten, den größten Theil ihrer bisherigen angeſtaunten Gelehrſamkeit, als unnütz, aufzuopfern. In einigen Fällen kam nun noch

offenbar böſer Wille und perſönlicher Haſſ der Anhänger des Alten gegen die Begründer des Neuen hinzu. Beſonders aber ſahen die meiſten Geiſtlichen, vorzüglich die in den Klöſtern, den Umſchwung der Wiſſenſchaften höchſt ungern. Erſtlich ſtand ihre Theologie, die ſie gern für unfehlbar erklärten, mit ihrer Philoſophie in der engſten Verbindung, und muſſte mit dieſer ſtehen und fallen; zweitens konnte es nicht ausbleiben, daß durch die Verbeſſerung der Sprachſtudien viele Fehler, die ſie bisher in der Erklärung der Bibel und Kirchenväter begangen hatten, aufgedeckt wurden, wodurch ihre behauptete Unfehlbarkeit gleichfalls einen tödlichen Stoß erlitt; drittens, je mehr die Aufklärung in Sprachen und Wiſſenſchaften ſich verbreitete, beſonders ſeitdem auch Männer weltlichen Standes, wie Reuchlin, anfingen, ſich näher um die theologiſchen Wiſſenſchaften zu bekümmern, um ſo mehr wurde auch die bisherige Unwiſſenheit ſo vieler Glieder des geiſtlichen Standes immer deutlicher erkannt, und das Urtheil über ihre geiſtige und ſittliche Unwürdigkeit immer freier und ſchärfer; durch dies alles aber wurde ihr Anſehen ſehr geſchwächt, ihr Einfluſſ vermindert; und ſie ahneten wohl, wohin das in der Folge weiter führen konnte. So entſtand alſo, anſtatt der gehofften allgemeinen Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, ein langer Parteikampf, in welchem ſich erſt nach vielfältigen ſchweren Anfechtungen und drohenden Gefahren, der Sieg endlich für das Gute vollkommen erklärte. Dieſer Kampf war es, in welchem vor allen der heldenmüthige Jüngling Ulrich von Hutten, der mit gleicher Kraft und Gewandtheit das Schwerd wie die Feder zu führen verſtand, ſich den unverwelklichen Lorbeer erkämpfte.

Während es nun in dieſem Kampfe den neu aufblühenden Wiſſenſchaften ſchwer fiel, ſich auf den Univerſitäten

ſchon frühzeitig einen bleibenden Wohnſitz zu erringen, gelang es ihnen deſto mehr, ſich auf einzelnen niedern Schulen zu befeſtigen, und von hier aus zu verbreiten. Dieſes Verdienſt erwarben ſich beſonders die Schulen einiger Collegiat-Stifter im nördlichen Teutſchland, welchen die Schule des Hochſtifts Münſter, unter Rudolf Langens umſichtiger und kraftvoller Leitung, mit rühmlichem Beiſpiel voranging. Die Wirkſamkeit dieſer Schulen war zwar darum weniger beſchränkt, als bei den Univerſitäten, weil ſie größtentheils nur von einzelnen Männern ausging, die, wenn ſie auch mit ihren Umgebungen manche Kämpfe zu beſtehen hatten, doch wenigſtens innerhalb ihres nächſten Wirkungskreiſes keinen feindlichen Gegenſatz fanden; aber eben darum, weil ihr Charakter und ihre Blüthe meiſtens auf der Perſönlichkeit einzelner Männer beruhte, waren ſie auch ſo ſchwankend und vergänglich, und manche ſchöne Frucht wurde, bei der veränderlichen Beſchaffenheit jener Zeiten, entweder ſchon vor der Reife zerſtört, oder bald nach ihrer völligen Entwickelung wieder vernichtet. — Auch die größeren Städte ſuchten gute Schulen in ihrer Mitte zu gründen, und bei dem Freiheitsſinne, der ſich in ihnen regte, war von dem glücklichen Gedeihen ſolcher Schulen nicht wenig zu erwarten. Aber meiſtens lenkten bürgerliche Unruhen und politiſche Streitigkeiten, welche damals faſt überall obwalteten, die Aufmerkſamkeit der ſtädtiſchen Obrigkeiten zu früh von jenen heilſamen Unternehmungen ab, und ſo muſſte auch hier manche gute, viel verſprechende Anſtalt im Keime wieder erſticken. — Ein anderes Verdienſt erwarben ſich, beſonders im Anfange, einzelne Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften dadurch, daß ſie auf ihre eigne Hand Schulen anlegten, wo dann fähige und wiſſbegierige Jünglinge ihren Unterricht benutzten. Von

dieſer Art war unter andern die Schule des Hegius zu Deventer, und Dringenbergs Schule zu Schlettſtadt, aus welchen beiden eine Reihe der vorzüglichſten Männer hervorging.

Die Anſicht dieſer Privat-Schulen, die, wenn auch, ihrer Natur nach, nicht von dauernder Exiſtenz, doch von ausgebreitetem Nutzen waren, führt uns wieder auf die ſchon oben ausgeſprochene Bemerkung zurück, daß überhaupt, in den frühern Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, das meiſte und wichtigſte, was in dieſer Hinſicht geleiſtet wurde, von der Wirkſamkeit einzelner Gelehrten ausging. Daß aber dieſe Wirkſamkeit nicht ganz vereinzelt daſtand, ſondern ſich doch wenigſtens einigermaßen ſammelte und concentrirte, dies war das Werk der perſönlichen freundſchaftlichen Verhältniſſe, die zwiſchen vielen jener gelehrten Männer ſo glücklich beſtanden. Dieſes freundſchaftliche Verhältniß bedingte nicht nur eine gleichmäßige Theilnahme an allen allgemeinen frohen und traurigen Begegniſſen, und zwar vorzugsweiſe an denen, welche ſich auf das wiſſenſchaftliche Leben bezogen; ſondern auch eine Mittheilung aller von dem Einzelnen gemachten Fortſchritte, aller aufgefaſſten neuen Anſichten und Bemerkungen, aller entworfenen oder ausgeführten Unternehmungen und aller beſtandenen Kämpfe. Daraus entſtand nun ein eben ſo lebhafter und herzlicher als innhaltreicher Briefwechſel, deſſen Reliquien für uns noch immer von der höchſten Wichtigkeit ſind, indem ſie uns über den Zuſtand des geſelligen und wiſſenſchaftlichen Lebens in Teutſchland, über die Geſinnungen und Schickſale der vorzüglichſten Männer jener Zeit, über ihre Anſichten und Bemühungen, und über die zu ihrer Zeit gangbaren und durch ſie weiter ausgebildeten Kenntniſſe, eben ſo ange-

nehm als gründlich belehren. Wie nun dieſer Briefwechſel zu jener Zeit ſchon als ein weſentliches Beförderungsmittel der Wiſſenſchaften zu betrachten war, ſo gilt daſſelbe auch von den öfteren Reiſen der damaligen Gelehrten. Viele von ihnen feſſelten ſich gar nicht an einen beſtimmten Wohnort, ſondern führten eine lange Reihe von Jahren hindurch ein wanderndes Leben, wodurch ſie eine noch engere Verbindung der zerſtreut lebenden Gelehrten unterhielten, und an vielen Orten zur weitern Verbreitung der Wiſſenſchaften, wenn auch eben nicht zu ihrer Befeſtigung, wirkten. Andere, die ſich zu einem beſtimmten Amt und Wohnplatze bequemten, fanden doch darinn ein beſonderes Glück, wenn ſie ſich dann und wann von ihren gewöhnlichen Geſchäften losreißen konnten, um einen oder den andern der gleichzeitigen, großen, von ihnen entfernt lebenden Gelehrten zu beſuchen. Dieſes geiſtige Band, welches die Beförderer und Freunde der Wiſſenſchaften unſichtbar vereinte, verſinnlichte ſich dann auch wohl durch geſchloſſene Vereine der Gelehrten, in denen ſie ſich auch durch äußerlich feſtgeſetzte Formen zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit nach gewiſſen Grundſätzen verbanden. Die durch Conrad Celtes geſtiftete und durch ganz Teutſchland verbreitete rheiniſche Geſellſchaft, nach welcher ſich bald eine ähnliche an der Donau bildete, gab hiervon das erſte und glänzendſte Beiſpiel, und noch ſpäter entſtanden an verſchiedenen Orten ähnliche Vereine, deren Andenken ſich aber zum Theil verloren hat, weil ſie ihre Wirkſamkeit mehr durch eigne Vervollkommnung und freundſchaftliche Unterhaltung ihrer Mitglieder, als durch eine nach außen gerichtete Thätigkeit übten.

Es iſt nun leicht einzuſehen, wie ſehr es, bei dieſer löblichen, aber in ihrem Ziel und ihrer Dauer zu wenig

geſicherten Thätigkeit einzelner Gelehrten immer noch wünſchenswerth blieb, einen feſten und ruhigen Sammelplatz der Wiſſenſchaften zu finden, wo man dieſe mit Benutzung aller neuen Fortſchritte, in Eintracht und allgemeinem Streben nach dem Wahren und Beſſeren, lehrte, und gegen alle Angriffe von außen eben ſo ſehr wie gegen die Zufälligkeiten, welche ſo oft das Streben und Wirken einzelner Männer vereitelten, bewahrte. Nach dem damaligen Stande der wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe konnte dies nur auf einer angeſehenen Hochſchule geſchehen; aber wir haben uns auch ſchon oben von den Gründen überzeugt, warum keine der damals beſtehenden Hochſchulen hierzu vollkommen geſchickt war. Sollte ſich ein feſter Verein gleichgeſinnter, thätig für das Beſſere durch Wort und Lehre wirkender Männer, unangefochten von Widerſpruch, Neid und Eiferſucht, auf einer Univerſität geſtalten, und überhaupt ein neuer, beſſerer Geiſt im Univerſitätsleben erwachen, ſo war dazu eine ganz neue, gar nicht von den alten Unreinigkeiten angeſteckte Hochſchule nothwendig, und dieſe ſah der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts aufkeimen; denn der Univerſität Wittenberg, der Schöpfung Friedrichs des Weiſen, (geſtiftet 1502) war es vorbehalten, durch Vollendung des großen Gebäudes, zu welchem alle bisherige Vorarbeiten dienten, ſich ſelbſt in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft und der geſammten höheren Bildung der Menſchheit ein unvergängliches Gedächtniſſ zu begründen. —

Drei Dinge fehlten hauptſächlich noch, um aus der neu erwachten Morgenröthe den hellen Tag vollends herbeizuführen. Zuerſt muſſte gleichzeitig mit der Bildung der Gelehrten auch die Erziehung des Volks verbeſſert, — ſodann die Verbeſſerung der gelehrten Bildung ſelbſt vornehm-

lich auf die Religionswiſſenſchaften ausgedehnt, — und endlich die teutſche Mutterſprache zu einer geſchmackvollen und ſchriftmäßigen Ausbildung gefördert werden. Die beiden erſten Zwecke waren, ſo wie die Mittel, welche zu ihnen führen konnten, auf das innigſte vereinigt; denn wer hatte mehr Beruf, und durch eine lange Gewohnheit mehr Recht, an der Volksbildung zu arbeiten, als die Lehrer der Religion? und welcher Gegenſtand war für den Volksunterricht wichtiger und einflußreicher, als die Religion? — Der dritte aber war nicht weniger wichtig; denn es läſſt ſich ohne Vermittelung der Mutterſprache überhaupt keine ächt volksthümliche Bildung, weder bei Gelehrten noch bei Ungelehrten denken, und doch kann nur eine wahrhaft volksthümliche Bildung auf tiefere Begründung im Volke, und daher auf glücklichen Fortgang und feſte Dauer rechnen. — Für alle dieſe Gegenſtände war aber, bei allen bisherigen Fortſchritten im Reiche der Wiſſenſchaften, doch noch ſehr wenig geleiſtet worden. Die großen Männer, welche wir hier in vorzüglicher Thätigkeit erblikken, dürfen wir wegen dieſer Verſäumniſſ nicht anklagen; denn nicht alle können wir alles. Sie wurden, theils durch die Richtung, welche ihre Studien nahmen, theils durch ihre vereinzelte Stellung, theils auch durch andere Geſchäfte, in denen ſie verwickelt waren, davon abgehalten, ihr Augenmerk auf die Bildung des Bürgerſtandes zu richten; ja, es läſſt ſich auch wohl nicht ganz ableugnen, daß manche unter ihnen, bei aller Erweiterung und Berichtigung ihrer Kenntniſſe, doch noch zu ſehr in den herrſchenden Vorurtheilen befangen waren, um es nicht unter ihrer Würde zu halten, ſich auch um die geiſtigen Bedürfniſſe der Ungelehrten oder der erſten Anfänger zu bekümmern; und auch da, wo es Schulen gab, welche man

mit Recht zu den beſſeren rechnen konnte, waren die Begriffe über das, was eigentlich der Jugend gelehrt werden müſſe, und über den nothwendigen Unterſchied in der Bildung der Jugend, nach Maßgabe ihrer künftigen Lebensbeſtimmung, noch nicht hinlänglich gereinigt; der Unterricht war zu einſeitig auf bloße gelehrte Bildung berechnet, und bot dem, der ſich nicht eigentlich den Wiſſenſchaften widmen wollte, neben einer Menge Kenntniſſe, die für ſein künftiges Leben ganz fruchtlos waren, faſt gar nichts, was ihn in Hinſicht auf ſeine Beſtimmung anſprach; denn man lehrte nur die alten Sprachen, zwar etwas beſſer und nutzbarer als vormals, aber auch faſt ausſchließlich; und ſelbſt für die Bildung des künftigen Gelehrten wurde noch zu wenig eine methodiſche Stufenfolge beobachtet. Die weit größere Zahl der Schulen blieb aber noch immer den Mönchen überlaſſen, die, mit wenigen Ausnahmen, von ihrem alten Herkommen nicht abwichen, ſondern daran nur um ſo feſter hingen, je mehr ſie es von außen bedroht und gefährdet ſahen. — Die teutſche Sprache wurde zwar häufig zu Schriften gebraucht; es wurden ſogar die Bibel und Werke der Klaſſiker in ſie überſetzt, aber meiſtens eben ſo ſehr ohne Sprach- und Sachkenntniß, als ohne Geſchmack und Würde; denn gerade die Männer, welche durch ihre Geiſtesbildung am meiſten dazu berechtigt waren, ſchrieben in teutſcher Sprache nur wenig und ungern, und gefielen ſich mehr im Lateiniſchen, denn in dieſer Sprache glaubten ſie ſich den von ihnen ſo hoch verehrten Klaſſikern um ſo mehr zu nähern; oder ihre für Sprachbildung wahrhaft ergiebigen Werke fanden keinen bedeutenden Wirkungskreis, ja ſie wurden wohl nicht einmal bekannt, und blieben lange ungenutzt in den Bibliotheken verſchloſſen. Die Nahmen

eines Dietrich von Plenningen und Johann von Staupitz (auch in anderer Hinſicht unvergeſſlich) können freilich hier mit Ehren genannt werden; aber was ſie leiſteten war doch nicht von durchgreifender Wirkung. — Was endlich den Verfall der Religion betraf, ſo fehlte es zwar, auch nach den oben ſchon ausführlicher Erwähnten, nicht an muthigen und einſichtsvollen Männern, welche darüber öffentlich ſprachen; aber ihre Angriffe waren meiſtens entweder nur gegen die äußeren Formen des Kirchenweſens und die politiſchen Verhältniſſe der Geiſtlichkeit gerichtet, ohne den innern Zuſtand und den wahren Zweck der Religion vorzugsweiſe ins Auge zu faſſen; oder ſie gingen dabei mit einem gewiſſen leichtfertigen Spott zu Werke, der die Gegner noch mehr erbittern, und überdies die Achtung vor der Religion ſelbſt, welche durch Verbeſſerung des Kirchenthums vermehrt werden ſollte, nur noch mehr vermindern, mithin die Theilnahme an religiöſen Angelegenheiten ſchwächen, und die nothwendigen Verbeſſerungen immer weiter hinausſchieben muſſte; und diejenigen endlich, welche dieſen Abweg vermieden, und mit gebührendem Ernſt über ſo ernſte Gegenſtände ſprachen, berührten faſt nur gelegentlich einzelne Gegenſtände, entweder nach Art der gelehrten Streitfragen, oder in Geſtalt frommer Wünſche, ohne den tieferen Grund zu erfaſſen, und zur Ausführung ſelbſt Hand anzulegen. Indeſſen häuften ſich doch nach und nach dieſe Anregungen; die Aufmerkſamkeit auf die Mängel der Religion und Kirche wurde dadurch immer geſpannter, und die Sehnſucht nach ihrer Abſtellung immer allgemeiner; bis endlich, unter ſolchen Vorbereitungen, der rechte Zeitpunkt herbeikam. Da, als man es am wenigſten erwartete, und mancher vielleicht die im Stillen gehegte Hoffnung ſchon aufgegeben hatte, trat

mit einmal der Mann aus dem Dunkel hervor, der alle jene Miſſverſtändniſſe glücklich zu löſen, der teutſchen Sprache einen höhern Aufſchwung zu geben, das Volk zu einer beſſern Geiſtesbildung und wahren Aufklärung hinzuleiten, und dem großen Werke der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, durch die Wiederherſtellung eines gereinigtern Chriſtenthums, gleichſam den Schluſsſtein einzufügen beſtimmt war; — Luther betrat ſeinen erhabenen Schauplatz.

Geſchichte
des
Wiederaufblühens
wiſſenſchaftlicher Bildung,
vornehmlich in Teutſchland
bis zum Anfange der Reformation.

Zweiter Theil.

Lebensbeſchreibungen der Männer, welche die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland vornehmlich bewirkten.

(Erſte Abtheilung.)

Zweiter Theil.

Lebensbeſchreibungen der Männer, welche die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Teutſchland vornehmlich bewirkten.

1. Johann Weſſel.*)

Johann Weſſel, auch, nach einer griechiſchen Umgeſtaltung ſeines Nahmens, Baſilius, nach ſeinem Vater, Hermanni, und nach ſeinem Geburtsort, einem Dorfe bei Gröningen, Gansfort genannt, war im Jahre 1419 von angeſehenen Aeltern geboren, die er aber frühzeitig verlor, worauf ihn eine Verwandte ſeiner Mutter, in Gröningen, erziehen ließ. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung empfing er in dem Collegium der Auguſtiner-Chorherrn zu Zwoll, wo damals Thomas von Kempen lebte

*) Ich habe mich bemüht, die ſchwankenden und zum Theil widerſprechenden Nachrichten von dieſem merkwürdigen Manne, die man bei Adam, Bayle, Brucker, Hamberger u. A. findet, in dieſer Lebensbeſchreibung möglichſt in Ordnung zu bringen. Unbenutzte Quellen waren mir dabei, leider, nicht zugänglich.

und lehrte, ſo daß er ohne Zweifel mit dieſem bekannt wurde, wenn es auch nicht ausgemacht iſt, ob er gerade ihn ſelbſt zum Lehrer hatte. Durch den Unterricht, der ihm hier, beſſer als es die herrſchende Gewohnheit jener Zeiten mit ſich brachte, zu Theil werden konnte, wurden ſeine natürlich guten Anlagen geweckt, und er wurde mit den reineren Quellen der alten Literatur bekannt gemacht. Durch dieſe Bekanntſchaft erhielt ſein ganzes folgendes Leben die beſtimmende Richtung; denn als er das Collegium verließ, und die Univerſität Cöln bezog, wurde er hier zwar mit der damals herrſchenden Philoſophie bekannt, aber dieſe ſtand mit ſeinen bisher eingeſammelten Kenntniſſen und mit den bisher gewohnten Beſchäftigungen ſeines Geiſtes in ſo auffallendem Widerſpruche, daß er bald den größten Widerwillen dagegen empfand, und ſich nach einer beſſern, mit ſeinen früher empfangenen Eindrücken mehr übereinſtimmenden Grundlage ſeines Denkens umſah. Da ihm dieſe nun noch auf keiner teutſchen Univerſität geboten werden konnte, ſo ging er nach Italien, wurde hier mit dem Cardinal Beſſarion (von dem er den Nahmen Baſilius erhielt) und andern ausgewanderten gelehrten Griechen bekannt, und lernte durch dieſe nicht nur die griechiſche Sprache, welche damals noch keiner in Teutſchland lehren konnte, ſondern auch die wahre griechiſche Philoſophie, aus den Schriften des Platon und Ariſtoteles, die er nun in der Urſprache leſen konnte. — Daß er, wie einige ſeiner Biographen vorgeben, nach Griechenland ſelbſt gereiſt, und dort mit der griechiſchen Literatur bekannt geworden ſei, iſt unter den bekannten damaligen Zeitverhältniſſen, wo die griechiſchen Gelehrten ihr Vaterland verließen, nicht glaublich; es hätte ihm auch in der That wenig genützt, da der beſſere Theil Griechenlands

wirklich ſchon nach Italien verpflanzt war. — Hier fand Weſſel auch Gelegenheit, die hebräiſche und andere orientaliſche Sprachen zu erlernen, in welchen er Juden zu Lehrern gehabt haben ſoll. — Damals machte er auch die Bekanntſchaft des nachherigen Papſtes Sixtus IV. (vorher Franciscus Roverius genannt), der in ſeinen jüngern Jahren ſich eifrig mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte, und verſchiedene italieniſche Univerſitäten, ſowohl des Lernens, als des Lehrens wegen, beſuchte. Daß Weſſel mit dieſem nach Teutſchland gereiſt ſei, und das Concilium zu Baſel beſucht habe,*) iſt an ſich nicht ganz unwahrſcheinlich, obgleich die beſtimmteren Nachrichten darüber fehlen; doch kann es, der Zeit nach, wohl nicht eher, als gegen das Ende des Conciliums (gegen 1447) geſchehen ſein.

Ueber Weſſels ſpätern Lebensumſtände herrſcht viel Dunkel und Ungewiſſheit; doch iſt es wahrſcheinlich, daß er an mehrern Orten als Lehrer auftrat, aber nirgends ein feſtes Lehramt annahm, ſondern, wie viele Gelehrte des funfzehnten Jahrhunderts, ein wanderndes Leben führte. Zuerſt ſcheint er ſich, nach ſeiner Rückkehr aus Italien, nach Heidelberg begeben zu haben. Hier ſuchte er die theologiſche Doctorwürde zu erlangen, ſie ward ihm aber aus dem Grunde verweigert, weil er noch nicht Prieſter war. Wir finden ihn hierauf abermals zu Cöln, wo er Doctor der Theologie wurde, ſo daß er alſo entweder inzwiſchen die Prieſterwürde erlangt, oder die Univerſität Cöln jenes Statut, welches ihm in Heidelberg hinderlich war, nicht gehabt haben muſſ; und ſpäter zu Löwen. Nach einigen Nachrichten ſoll er ſich ſo ausgebreitete Kennt-

*) Emmius, eſſig. et vit. profeſs. Groening. pag. 12.

niſſe zu eigen gemacht haben, daß er auch die Doctorwürde in allen übrigen Facultäten erhielt; doch iſt es nicht bekannt, wo und zu welcher Zeit er dieſe Würden angenommen. Die längſte Zeit ſeines Lehrerlebens ſcheint er außerhalb Teutſchlands, nehmlich auf der Univerſität Paris zugebracht zu haben. Hier lernten ihn Rudolf Agricola und Johann Reuchlin, als Jünglinge, kennen, und genoſſen ſeinen Unterricht. Er fand nicht nur als Lehrer großen Beifall, ſondern disputirte auch fleißig, aber nicht, wie es vor ihm gewöhnlich war, bloß in leeren Wortſtreitigkeiten, ſondern mit ächtem, gründlichem Eifer für die Wahrheit, und mit durchdringendem Scharfſinn.

Von Paris begab ſich Weſſel wieder auf einige Zeit nach Rom, wo er ſeinen Jugendfreund, Franz Roverius, als Kardinal wiederfand. Während derſelben Zeit geſchah es (1471), daß der letztere zum Papſt erwählt wurde, wo er den Nahmen Sixtus IV. annahm. Weſſel ſtattete ihm ſeinen Glückwunſch ab, und der neue Papſt ſtellte ihm frei, ſich ein Geſchenk nach eigner Wahl zu erbitten. Der Papſt hatte ihm irgend eine einträgliche geiſtliche Würde zugedacht, und rechnete darauf, daß ſeine Bitte dahin gehen werde; allein Weſſel erbat ſich nichts als eine hebräiſche und eine griechiſche Bibel aus der Vaticaniſchen Bibliothek. Als nun der Papſt dieſe Bitte allzu beſcheiden fand, und ihn fragte, warum er nicht lieber ein Bisthum oder eine Abtei verlangte? antwortete Weſſel: Weil ich deren nicht bedarf! — Ohngeachtet der perſönlichen Zuneigung des Papſtes, ſah er ſich doch in Rom Verfolgungen ausgeſetzt, und kehrte daher nach Paris zurück.

Wenn wir auch nur auf Weſſels Sprachkenntniſſe ſehen, ſo iſt es einleuchtend, daß er hierinn alle, die vor ihm

in Teutſchland gelebt hatten, übertraf, ſo wie er an Scharfſinn und gründlichem Denken weit über ſeine Zeitgenoſſen hervorragte. Daß er dabei von vielen herrſchenden Meinungen abwich, iſt leicht zu erachten, und während ihn daher ſeine Freunde und Verehrer das Licht der Welt (lux mundi) nannten, hieß er bei ſeinen Feinden nur der Meiſter im Widerſprechen (magister contradictionum). In der Philoſophie ſchätzte er am meiſten den Platon, und rühmte von dieſem beſonders, daß ſeine Philoſophie erhabener ſei und dem Chriſtenthume näher komme, als die des Ariſtoteles. Indeſſen hatte er ſich auch mit dem Ariſtoteles genau bekannt gemacht, und die Werke deſſelben, vielleicht als der einzige ſeiner Zeit in Teutſchland, in der Grundſprache geleſen. Daher ſagte er auch oft: er habe ſich unbeſchreiblich gewundert, ſo vieles im Urtexte des Ariſtoteles ganz anders zu finden, als er es von den Lehrern auf Univerſitäten zuvor gehört hatte. Dabei hielt er auf eignes Denken, ohne ſich an die herrſchenden großen Nahmen zu kehren, vor deren allein geltendem Gewicht ſich damals alles freie Nachdenken zurückzog. Wenn ihn, bei einer Disputation, jemand durch die bloße Autorität eines Thomas von Aquino, oder eines andern der ſogenannten großen Lehrer, zu widerlegen ſuchte, ſo antwortete er: Thomas war ein Doctor; nun gut; auch ich bin Doctor; aber Thomas verſtand kaum lateiniſch, und konnte nur eine Sprache; ich bin in drei Hauptſprachen bewandert; Thomas hatte kaum den Schatten des Ariſtoteles geſehen; ich habe den Ariſtoteles griechiſch und unter den Griechen ſelbſt geleſen! *) — Bei dieſen Anſichten iſt es um ſo uner=

*) Aus dieſen eignen Worten Weſſels hat man ſeinen Aufenthalt in Griechenland beweiſen wollen; es iſt aber keinem

warteter und trauriger, daß Weſſel ſich gleichwohl in die zu ſeiner Zeit herrſchenden, eben ſo trocknen als unfruchtbaren Streitigkeiten der Philoſophen einließ, viele, beſſer zu benutzende, Zeit darauf verwandte, und durch ſeine Theilnahme der ſcholaſtiſchen Philoſophie, die er anfangs bekämpfen wollte, nur noch mehr Nahrung gab. — Auch in der Theologie ſtellte er manche Sätze auf, welche den allgemein verbreiteten Meinungen, beſonders von der unumſchränkten Obergewalt und Unfehlbarkeit des Papſtes, vom Ablaſſ und fremder Genugthuung, und ähnlichen Gegenſtänden, widerſprachen. Der Papſt, ſagt er unter andern: darf in Glaubensſachen nichts aus eigner Macht gebieten, ſondern er muſſ die Wahrheit und Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche beweiſen, wenn ſie für andere Chriſten verbindliche Kraft haben ſollen. Er ſprach mit Schärfe gegen die ſchlechte Verwaltung des Kirchenthums, gegen die Unwiſſenheit und die verdorbenen Sitten der Geiſtlichen, beſonders der ſogenannten Bettelmönche, und drang darauf, die Bibel jeder menſchlichen Lehre, unter den Kirchenlehrern aber die alten, dem apoſtoliſchen Zeitalter zunächſt ſtehenden, den neuern, die mehr ihren eignen Meinungen gefolgt waren, unbedingt vorzuziehen.

Es iſt ungewiſſ, ob der Anſtoß, den er mit ſeinen Lehren erregte, oder die Eiferſucht auf den größeren Beifall, den er als Lehrer erhielt, Urſache war, daß er, von Haſſ verfolgt, Paris verlaſſen muſſte. Er lebte hierauf eine Zeitlang in Baſel, wo ihn (1474) Reuchlin wiederfand, und von ihm zum eifrigen Studium der griechiſchen

---

Zweifel unterworfen, daß er damit bloß auf ſeinen Umgang mit den gelehrten Griechen in Italien zielte.

Sprache ermuntert wurde. *) Doch ſcheint es, er habe ſich hier nicht lange aufgehalten, und nicht als Lehrer beſchäftigt, da in den Univerſitäts-Nachrichten von Baſel ſein Nahme nicht vorkommt. **)

Nicht lange nachher (1476) kam Kurfürſt Philipp in der Pfalz zur Regierung, und da dieſer, als ein großer Freund der Wiſſenſchaften, die Abſicht hatte, ſeiner Univerſität Heidelberg zu höherer Blüthe zu verhelfen, ſo erhielt Weſſel von ihm die Einladung, nach Heidelberg zu kommen und dort zu lehren. Er nahm dieſen Ruf an, und blieb einige Jahre zu Heidelberg. Wenn er hier nicht ſo lebhaft, wie die gleichzeitigen und nachfolgenden jüngeren Gelehrten, für die Aufnahme der Wiſſenſchaften wirkte, ſo war daran wohl zum Theil ſein höheres Alter und die damit vermehrte Schüchternheit Schuld, zum Theil aber auch das Fach, in welchem er lehrte; denn er ſcheint ſich nicht, wie ſeine jüngern Zeitgenoſſen, auf die Erklärung klaſſiſcher Schriftſteller des Alterthums eingelaſſen, ſondern vornehmlich der eigentlichen Philoſophie und der Theologie gewidmet zu haben, in welchen für eine allgemeine und erfolgreiche Umbildung die Zeit damals noch nicht gereift, und Weſſel ſelbſt, bei allen richtigern Einſichten, doch noch zu ſchwankend war. Indeſſen ging der von ihm ausgeſtreute Same doch nicht verloren, ſondern keimte im Stillen bei manchem geiſtreichen Manne, der ſpäterhin auf demſelben Grunde mit größerem Glück fortbaute.

Damals lebte der berühmte Theolog, Johann Rucherath von Weſel (gewöhnlich Johannes de Wesalia

---

*) Melanchthon, in vita Capnionis.

**) Brucker, hist. crit. philos. T. IV. P. I. pag. 360.

genannt, und mit unſerm Weſſel nicht zu verwechſeln), *) der früher, als Doctor der Theologie, auf der Univerſität Erfurt mit Beifall gelehrt, nachher als Prediger in Mainz und in Worms gelebt, und während dieſer Zeit, ſowohl mündlich als ſchriftlich, ſehr freimüthige, von den damals herrſchenden Lehrmeinungen weit abweichende theologiſche Sätze vorgetragen hatte. **) In dem Streite, der ſich darüber entſpann, hatte Weſſel, deſſen Lehren den ſeinigen ſehr nahe kamen, ſich für ihn erklärt und ihm ſeinen Beifall bezeugt. Aber jener wurde 1479 zu Mainz, hauptſächlich auf Anregung des Dominikaner-Ordens, vor ein geiſtliches Gericht geſtellt, und ohngeachtet des ihm gewaltſam abgedrungenen Widerrufs, zu einem immerwährenden Gefängniß verurtheilt, in welchem er zwei Jahre nachher ſtarb. — Als Weſſel die Nachricht von der Gefangennehmung dieſes Mannes hörte, glaubte er einem gleichen Schickſal entgegen ſehen zu müſſen; doch wagten ſeine Feinde nicht, ihn offen anzugreifen, weil er, außer dem Kurfürſten von der Pfalz, auch an dem Biſchof zu Utrecht, David von Burgund, ***) einen mächtigen Beſchützer hatte. Wahrſcheinlich bewog ihn der Wunſch des Letztern, um das Jahr 1481 oder 1482, ſeinen Wohnſitz wieder in die Niederlande zu verlegen. Er hielt ſich hier meiſtens in Gröningen auf, wo ihm der Biſchof

---

*) Wie unter andern in Chr. Saxii Onomast. literar. P. II. pag. 431. geſchehen iſt, wo es heißt: Johannes Wesselus sive de Wesalia etc.

**) Oben, im erſten Theile dieſes Buches, (S. 299.) iſt von ihm ausführlicher die Rede geweſen.

***) Er war ein natürlicher Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, und ein Halbbruder Herzog Karls des Kühnen.

in einem Nonnenkloſter Wohnung und Unterhalt verſchafft hatte, und verwandte die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſtilles Forſchen in den Wiſſenſchaften, und auf den ununterbrochnen Briefwechſel mit dem genannten Biſchof und andern gelehrten Männern, wobei er äußerlich mit jedermann in Frieden zu leben ſuchte. Nach einigen Nachrichten, ſoll ſich der Biſchof auch ſeines Rathes als Arzt bedient haben. — Von Gröningen aus beſuchte er öfters das Kloſter zu Zwoll, wo er in ſeiner Jugend erzogen worden war. Hier fiel es einigen auf, daß man ihn niemals mit dem Brevier, oder mit dem Roſenkranze ſah; und er wurde gefragt, ob er denn niemals bethe? Er antwortete: Ich bemühe mich zwar, durch Gottes Gnade, zu jeder Zeit bethen zu können; doch bethe ich täglich nur einmal, und glaube eben durch dieſes ſeltnere Bethen Gott zu gefallen.

Zu Gröningen lebte er im vertrauten Umgange mit einem, damals noch jungen Manne, Johann Oeſtendorp, der nachher Canonicus zu Deventer wurde. Dieſer erzählte noch in ſpäteren Jahren, wie ſehr ihn Weſſel ermahnt habe, bei ſeinem Studiren ſich nur an die alten Schriftſteller zu halten, und wie er ihm vorausgeſagt habe, daß nun bald die Zeit kommen werde, wo Thomas, Bonaventura, und andere dieſer neuern, ſogenannten unwiderlegbaren Lehrer, bei allen Freunden der Wahrheit ihr Anſehen verlieren würden.

Als ein kleiner Beitrag zur Beurtheilung ſeines Charakters mag ſchließlich ſein Brief an Jacob Hoeck, in einer treuen Ueberſetzung hier ſtehen. *)

---

*) Dieſer Brief findet ſich in der nachher zu erwähnenden Wittenberger Ausgabe ſeiner Schriften, fol. LXXXV. Die Zeit,

„Schon durch die erſte Zuſammenkunft mit dir, und durch den guten Nahmen, den du unter guten Menſchen haſt, erfreut, wünſche ich mir Glück, an dir einen aufrichtigen Verehrer der Wahrheit gefunden zu haben, beſonders da du mir ſo ehrenvoll verſprochen haſt, mein Schreiben jedesmal zu erwiedern. Ich freute mich über dies Verſprechen, gleichſam als hätte ich zu meinem alten Kampfplatze noch einen Uebungsplatz gefunden. Nicht als wenn mich noch, wie vormals, eitler Wortwechſel erfreuen könnte; ſondern weil ich jezt, nach einem geſünderen Rathſchluſſe, entweder mir oder meinem Nächſten zu nützen hoffe. Ich habe von dir gehört, daß du an einigen meiner Lehren Anſtoß genommen, und dich dadurch bewogen gefunden haſt, deshalb nach Cöln zu ſchreiben. Ich mache dir darüber keinen Vorwurf; doch halte ich es für paſſender, und der Richtſchnur des Evangeliums angemeſſener, daß du mich, als deinen gegen dich fehlenden Bruder, zuerſt insgeheim zurecht gewieſen, wenn ich darauf nicht gehört hätte, zwei oder drei zuverläſſige und angeſehene Zeugen zu Hilfe genommen, und erſt wenn ich darauf noch nicht hörte, mich öffentlich angeklagt hätteſt. Da du indeſſen keine Perſon nahmentlich angezeigt haſt, ſo iſt es noch immer Zeit, dieſe evangeliſche Vorſchrift zu befolgen. Deine anerkannte, und auf vielfache Weiſe ausgezeichnete Aufrichtigkeit, mein vortrefflicher Freund, fordere ich auf, und bitte dich bei deinem eignen, mir freiwillig gegebenen Verſprechen, mir auf jedes Schreiben Antwort zu geben: ſchreibe mir, wenn dich irgend etwas von meinen

---

in welcher er geſchrieben wurde, iſt zwar nicht angegeben, er ſcheint aber in Weſſels letzte Lebensjahre zu gehören.

Worten beleidigt hat. Ich geſtehe, daß ich in vielen meiner Aeußerungen, und öfters, abweichend erſcheine; ich habe mich auch ſelbſt im Verdacht ſolcher Abweichungen, und fürchte ſehr, daß ich irre. Weil aber die Gründe, die mich zu ſolchen Schlüſſen bewegen, wie es ſcheint, aus dem Glauben und der heiligen Schrift entſpringen, ſo ſuche ich ſie bei mir ſelbſt zu Tage zu fördern, und breche zuweilen auch damit nach außen durch, in der Hoffnung, durch dich oder andere dir ähnliche Männer, die weiſer ſind als ich, zurecht gewieſen und gebeſſert zu werden. Es iſt dir aber nicht unbekannt, was es heißt, zurecht weiſen und beſſern; nehmlich durch möglichſt kräftige und offenbare Gründe jemanden zur Wahrheit führen. Du wirſt alſo deinen Bruder dir zu eigen machen, wenn du mich über meinen Fehler, welcher dich ärgert, belehrſt. Ich wär nie hartnäckig, nicht einmal in Kämpfen, die bloß auf den Schein berechnet waren; um ſo mehr würde ich jezt Urſache haben, mich zu ſchämen, wenn ich wider die offne Wahrheit ſtreiten wollte. Ich bin auf vielen Univerſitäten umher gezogen, wo ich gelehrte Kämpfe ſuchte, und viele Gegner fand, die zuweilen auch in Sachen des Glaubens bei mir Anſtoß fanden, aber niemals im Aergerniſſ von mir ſchieden; denn wenn ſie meine Gründe angehört und reiflich erwogen hatten, ſo ſtimmten ſie mir entweder bei, oder konnten ſie doch wenigſtens nicht für unvernünftig erklären, und hierdurch ſtellte ich ſie ſo zufrieden, daß ſich am Ende niemand über mich beklagte.“ —

Weſſels äußere Bildung ſchien nicht den ausgezeichneten Geiſt zu verſprechen, der in ihm wohnte; denn er ſoll von unanſehnlicher Geſtalt, dabei lahm und einäugig ge-

weſen ſein, wobei doch ſein Geſicht ſo ſcharf und dauerhaft war, daß er, bis an ſein Ende, nicht nöthig hatte, ſich beim Leſen oder beim Schreiben einer Brille zu bedienen. Er ſtarb endlich in einem Alter von 70 Jahren, am Tage S. Franciſci (4. Oktober) 1489, und wurde in dem Kloſter, in welchem er ſeine letzten Lebensjahre zugebracht hatte, begraben.

Er hatte viele Bücher, größtentheils theologiſchen Innhalts geſchrieben, die aber, wie ſich Suffridus Petri *) ausdrückt, von den Katholiſchen nicht gebilligt wurden. Man ſuchte ſie daher, nach ſeinem Tode, abſichtlich zu unterdrücken, doch haben ſich einige handſchriftlich erhalten. D. Luther hatte ſie entweder ſchon vor dem eigentlichen Anfange der Reformation, oder doch in der erſten Periode derſelben, kennen gelernt und mit ſeinen eignen Anſichten ſehr übereinſtimmend gefunden. Von ihm veranlaſſt, beſorgte Johann Arnold Bergellanus eine Sammlung derſelben, unter dem Titel: Farrago rerum theologicarum uberrima, doctiſsimo viro Weſſelo Groningenſi autore; — Excuſum Wittenbergae. (1522.) 4. — Abdrücke dieſer Sammlung ſind die zu Baſel 1523 und zu Marburg 1617 erſchienenen Ausgaben. Eine vollſtändigere Sammlung führt den Titel: Opera omnia, ed. a Jo. Lydio. Arnhem. 1617. 4.

*) De ſcriptor. Friſiae, dec. VIII. cap. 4.

2. Rudolf Lange. *)

Rudolf Lange war aus einer angeſehenen adlichen Familie in Weſtfalen, zu Münſter im Jahre 1438 geboren. Sein Vater, Herbord Lange, hatte einen Bruder, Nahmens Hermann, welcher Canonicus, und zuletzt Decanus des Hochſtifts Münſter war, und ſich ſeines Neffen, Rudolfs, von Jugend auf vorzüglich annahm. Den erſten Unterricht erhielt dieſer zu Zwoll, bei Thomas von Kempen, wo er unter andern an dem Grafen Moritz von Spiegelberg einen fleißigen Mitſchüler, ſo wie nachher einen treuen Lebensgefährten hatte, und zuerſt mit der klaſſiſchen Literatur, als der reineren Quelle der Wiſſenſchaften, bekannt wurde. Als er von da nach Hauſe zurückkam, verwunderte ſich ſein Oheim, wie er in kurzer Zeit zu ſo großen Kenntniſſen gelangt ſei; und da er des Jünglings Eifer, ſich in den Wiſſenſchaften fort zu bilden, bemerkte, ſo verſchaffte er ihm ein Kanonikat bei dem Hochſtift Münſter; denn man konnte ſich noch immer einen gelehrten Mann von hoher Geburt nicht wohl anders als im geiſtlichen Stande denken. Der junge Lange beſuchte indeſſ noch die Univerſität Erfurt, und hielt ſich

*) Die reichſte und zuverläſſigſte Quelle für Langens Leben iſt Hermann. Hamelmanni oratio de Rodolpho Langio (in deſſ. Opp. geneal. histor. Lemgov. 1711. 4. pag. 257. u. f.); doch habe ich noch Gelegenheit gefunden, verſchiedenes dabei zu ergänzen und zu berichtigen.

einige Jahre hier auf, nahm auch hier die akademiſchen Würden an, indem er 1458 Baccalaureus *) und 1460 Magiſter der Philoſophie wurde, wobei man ihm, unter allen, welche mit ihm zugleich dieſe Würden erhielten, den erſten Rang anwies. **) Weil ſich damals der erſte Lehrer der Dichtkunſt, Peter Luderus, in Erfurt aufhielt, ſo iſt zu vermuthen, daß Lange den Unterricht deſſelben benutzte, und dadurch in den ſchönen Wiſſenſchaften weitere Fortſchritte machte. Vielleicht trat er auch ſelbſt als Lehrer auf; denn es war damals gewöhnlich, daß die neuen Magiſter, beſonders wenn ſie ſich in einem Gegenſtande beſondere Kenntniſſe erworben zu haben glaubten, auch dieſen Gebrauch alsbald von ihrer Würde machten.

Indeſſen war Lange mit den Kenntniſſen, die er ſich in Teutſchland erworben hatte, und die ihm Teutſchland damals bieten konnte, nicht zufrieden, ſondern nach dem Rathe ſeines erſten Lehrers, des Thomas von Kempen, und unterſtützt von ſeinem Oheim, reiſte er nach Italien, wo er einige Jahre zubrachte. Das Jahr, in welchem er dieſe Reiſe unternahm, und die Zeit, wie lange er dort verweilte, läſſt ſich zwar nicht angeben, doch iſt gewiſſ, daß es zwiſchen den Jahren 1460 und 1470 geſchah. Sein Freund Moritz von Spiegelberg begleitete ihn

---

*) Dies war der unterſte Grad, welcher der Magiſter- oder Doctorwürde vorherging. Jezt werden auf den meiſten Univerſitäten, wo man dieſen Unterſchied noch beobachtet, doch mehrentheils die verſchiedenen Grade unmittelbar nach einander ertheilt; ehemals aber ließ man meiſtens einige Jahre dazwiſchen verſtreichen.

**) Dieſe bisher ganz unbekannten Umſtände habe ich aus der Matrikel der philoſophiſchen Fakultät zu Erfurt erſehen.

nach Italien, und beide waren auch dort durch gleiche Studien verbunden. Sie hörten dort den Theodor Gaza, den Philelphus, Aretinus, Valla, und andere um die Wiederherſtellung der alten Literatur verdiente Griechen und Italiener, oder ſie wurden wenigſtens mit dieſen Männern bekannt, und durch ihren belehrenden Umgang höher ausgebildet. Ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften fand in den vortrefflichen Werken der alten Klaſſiker, die man damals zum Theil in Italien ſelbſt erſt neu aufgefunden, und in Teutſchland noch gar nicht kennen gelernt hatte, die reichlichſte Nahrung, und mit Kenntniſſen bereichert, in denen ſich damals nur wenige Teutſche mit ihnen vergleichen konnten, kehrten ſie in ihr Vaterland zurück, feſt entſchloſſen, die gewonnenenen Einſichten auch zum Vortheil ihres Vaterlandes zu gebrauchen. Beiden wurde die Ausführung dieſes rühmlichen Vorhabens durch ihre perſönliche Stellung ſehr erleichtert; denn beide gelangten zu hohen geiſtlichen Würden, und erhielten dadurch auf das Unterrichtsweſen einen bedeutenden Einfluſſ. Moritz von Spiegelberg wurde Domherr zu Cöln und Propſt zu Emmerich, und Rudolf Lange ſtieg allmählich zu der Würde eines Dompropſtes des Hochſtiftes Münſter.

Bald nach ſeiner Zurückkunft aus Italien trat Lange als Schriftſteller auf, indem er 1471 ein lateiniſches Gedicht über die Zerſtörung von Jeruſalem herausgab, welchem 1476 ein anderes über die letzte Belagerung der Stadt Neuß, und ſpäter noch mehrere religiöſe und hiſtoriſche Gedichte folgten. Eine Sammlung dieſer Gedichte iſt in der Folge (Monaster. per Jo. Limburgum. 1486. 4.) als eins der erſten zu Münſter gedruckten Bücher, erſchienen. — Dies waren nun die erſten in Teutſchland

verfaſſten lateiniſchen Gedichte, in denen ſich ein gereinigter Geſchmack, eine treue und verſtändige Nachbildung der Alten ausſprach, und die zu den, bisher in Teutſchland gewöhnlichen, barbariſch=lateiniſchen Verſen den auffallendſten Gegenſatz bildeten. *) So groß aber auch das Aufſehen war, das Lange, als der erſte gute lateiniſche Dichter in Teutſchland, zu ſeiner Zeit machen muſſte, und ſo rühmliche Beweiſe er dadurch von ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den alten Sprachen ablegte, ſo beſtand doch darinn ſein geringſtes Verdienſt. Weit mehr Nutzen ſtiftete er durch die Unterſtützung, die er andern Gelehrten angedeihen ließ, und durch ſeine Bemühungen um die Bildung der Jugend.

Er hatte aus Italien einen großen Schatz von lateiniſchen und griechiſchen Autoren mitgebracht; denn er hatte dort alles, was er aus dieſem Fache nur auftreiben konnte, gekauft, ohne die Koſten zu ſcheuen, und theilte dieſe Schätze nun gern denen mit, die zu ihrer eignen Ausbildung oder zum Unterricht der Jugend davon Gebrauch machen wollten. Dieſe Liberalität kam beſonders zwei Männern zu Gute, die mit Lange in vorzüglich genauer Verbindung ſtanden, nehmlich dem Alexander Hegius und dem Antonius Liber. Beide hatten es zwar nicht dahin bringen können, Italien ſelbſt zu beſuchen; aber was ſie dadurch für ihre wiſſenſchaftliche Bildung eingebüßt hatten, ward ihnen durch eignes Studium, wozu ih=

*) Es werden ihm von Trithemius auch proſaiſche Schriften zugeſchrieben, durch die er ſeinen Nahmen berühmt gemacht haben ſoll; doch findet ſich (außer ſeinen Briefen und Reden) nicht, worinn dieſe beſtanden haben ſollen, und es iſt wahrſcheinlich nichts davon gedruckt worden.

nen Langens reiche Bücherſammlung die Mittel gewährte, vollkommen erſetzt. Beide legten hierauf Schulen an, Hegius (um 1480) zu Deventer, und Liber, um dieſelbe Zeit, oder vielleicht noch etwas früher, zu Amſterdam, dann zu Kempen, und endlich zu Alkmar. Dieſe Schulen waren ſo ganz in Langens Geiſte, daß er allen jungen Leuten, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen wollten, empfahl, dahin zu gehen, und da Lange ſchon, ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit wegen, im höchſten Anſehen ſtand, und daher viele Aeltern ihn, wegen des Studirens ihrer Söhne, zu Rathe zogen, ſo wies er beſonders dem Hegius (der ſeine Schule, an einem beſtimmten Orte, feſter begründet hatte) viele Schüler zu, und die Blüthe der Schule des Hegius, in welcher, unter andern, Erasmus von Roterdam, Murmelius, Cäſarius, Hermann Buſch, und andere nachmals berühmte Gelehrte gebildet wurden, iſt großentheils unſerm Lange zu verdanken.

Mit ihm wetteiferte zu gleichen rühmlichen Zwecken ſein Freund Moritz von Spiegelberg. Auch er war nicht nur ein guter lateiniſcher Dichter, ſondern unterſtützte zugleich die Freunde der Wiſſenſchaften durch ſeine vortreffliche Bücherſammlung, die er, ſo wie Lange, ſich in Italien angeſchafft hatte; und auf ſeinen Ruf kam Antonius Liber nach Emmerich, um dort eine neue Schule zu eröffnen. Zwar wurde dieſer bald durch die Verfolgungen anderer Domherren wieder vertrieben; aber der Graf von Spiegelberg gab darum ſeinen Plan nicht auf, ſondern ſorgte dafür, daß die neue Schule unter Leitung des Peter Homphäus, eines Schülers des Hegius, fortdauerte. Auch ließ er ſich angelegen ſein, einen jungen Mann, von eben ſo edlem Geiſte als Stamme, nach ſei-

nem Sinne zu bilden, der einſt, wenn er ſelbſt nicht mehr ſein würde, auf dem von ihm gelegten Grunde fortbauen könne. Er erzog nehmlich ſeinen jungen Verwandten, den Grafen Hermann von Nuwenaar, der ſpäter, als Domherr und Propſt zu Cöln, die dortigen Feinde Reuchlins eben ſo unerſchrocken als ausdauernd bekämpfte. — Lange hatte den Schmerz, ſeinen Freund Moritz von Spiegelberg ſchon 1485 von der Erde ſcheiden zu ſehen; aber ihm ſelbſt war eine längere, ruhmvolle Wirkſamkeit vorbehalten.

Im Jahre 1486 reiſte Lange zum zweitenmal nach Italien, indem er in Geſchäften des Biſchofs und Domkapitels von Münſter nach Rom geſandt wurde. Auf dieſer Reiſe nahm er den, damals achtzehnjährigen, Hermann Buſch, deſſen Erziehung er bisher geleitet hatte, als Begleiter mit, und machte ihn mit den größten Gelehrten Italiens bekannt. Er ſelbſt erwarb ſich durch ſeine Beredſamkeit und ſeine Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache allgemeinen Beifall, und beſonders die Zufriedenheit des Papſtes ſelbſt, welche vielleicht nicht wenig dazu beitrug, daß er ſeinen Auftrag mit glücklichem Erfolg ausführte, und von der Zeit an auch in ſeinem Vaterlande ſich eines noch größeren Anſehens erfreute.

Gleich nach ſeiner Rückkehr aus Italien arbeitete er mit Lebhaftigkeit an der Ausführung eines Plans, den er ſchon früher, vornehmlich von Rudolf Agricola dazu aufgemuntert, entworfen, aber noch nicht zur Reife gebracht hatte, nehmlich in Münſter ſelbſt eine Schule zu gründen, von welcher ein gereinigter Geſchmack und beſſere wiſſenſchaftliche Bildung ausgehen ſollte. Zu dem Ende ſuchte er die Domſchule, die wahrſcheinlich in Verfall ge-

rathen war, nicht bloß wiederherzuſtellen, ſondern gänzlich umzugeſtalten. Indeſſen ging es mit der Ausführung dieſes löblichen Vorhabens nicht ſo ſchnell von ſtatten. Er wuſſte zwar die übrigen Domherren größtentheils für ſeinen Plan zu gewinnen; doch kaum hatten die alten Lehrer auf der benachbarten Univerſität Cöln von der Gefahr gehört, welche zu Münſter den bisher ſo beliebten, geiſt- und geſchmackloſen Schulbüchern drohte, deren Abſchaffung freilich, nach Langens richtiger Anſicht, zur Verbeſſerung der Schule das erſte Erforderniſſ war, ſo beſtürmten ſie den Biſchof und das Domkapitel mit Bitten und Ermahnungen, es doch nicht dahin kommen zu laſſen, daß die alten Schulbücher abgeſchafft und gegen heidniſche Autoren vertauſcht würden. Viele ließen ſich dadurch wankend machen, beſonders ſo lange der alte Biſchof Heinrich von Schwarzburg noch lebte; und faſt wär der Plan geſcheitert; aber Lange berief ſich endlich auf die Entſcheidung der italieniſchen Gelehrten, die natürlich für ihn ſehr günſtig ausfiel; und da der neue Biſchof, Conrad von Ritberg, (regirend ſeit 1496) ſelbſt in Italien geweſen war, mithin auf den Ausſpruch der gelehrten Italiener einen großen Werth legte, ſo gab er alsbald dem Kapitel die Freiheit, die Schule ganz nach Langens Vorſchlägen einzurichten. Nun ſtand alſo dieſem kein Hinderniſſ mehr im Wege. Das Kapitel berief, nach Langens Vorſchlage, den Hegius zum Rector der Schule; da dieſer jedoch den Ruf ablehnte, ſo ward einer ſeiner Schüler, Timann Camener, zum Rector ernannt, und es wurden ihm einige, von gleichem Geiſte beſeelte Männer zu Gehilfen gegeben. Es iſt ſchade, daß wir von der innern Einrichtung dieſer Schule ſo wenig wiſſen, und faſt nichts als die Nahmen der Lehrer kennen, von denen die meiſten,

da ſie nicht als bedeutende Schriftſteller auftraten, ſich wieder aus der Geſchichte verloren haben. Es ſcheint dabei ſchon ein methodiſcher Gang ſtatt gefunden zu haben, da die Schule in fünf Klaſſen getheilt, und jede derſelben mit einem eignen Lehrer verſehen war. Alle dieſe Lehrer hatten zu Langens Bibliothek einen freien Zutritt, den unter andern der berühmte Murmelius ſo trefflich benutzte, daß er, nach ſeinem eignen Geſtändniſſ, ſich ganz allein hierdurch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe erwarb. Die Domſchule zu Münſter wurde jezt eine der berühmteſten in Teutſchland, da ſie eine der wenigen war, in welchen guter Geſchmack und gründliche Wiſſenſchaft herrſchten. Nicht damit zufrieden, ermahnte Lange auch die andern Collegiat-Stifter in Münſter, ihre Schulen zu verbeſſern, und verſah diejenigen, welche dieſer Ermahnung folgten, mit Lehrern, die in ſeiner Schule gebildet waren. So ſchickte er auch gut unterrichtete Männer in die benachbarten größeren Städte, Hamm, Dortmund, Hervord, Eſſen, Soeſt, Osnabrück, u. a. um dort Schulen anzulegen, die mehrentheils zu gutem Gedeihen kamen, zum Theil aber auch (wie z. B. zu Eſſen) durch die Freunde der Finſterniſſ bald wieder unterdrückt wurden. Eben ſo wurden auch begüterte Männer durch Langen aufgemuntert, Bibliotheken anzulegen. Vorzüglich aber war ſein Haus eine Freiſtätte für diejenigen Gelehrten, die, wegen ihrer Bemühungen um beſſern Unterricht in den Sprachen und Wiſſenſchaften, an andern Orten verfolgt wurden. So nahm Johann Cäſarius, als er um das Jahr 1504 von Cöln weichen muſſte, auf den Rath ſeines ehemaligen Lehrers Hegius, zu Langen ſeine Zuflucht, und dieſer benutzte ſeine Ankunft in Münſter ſogleich, um der Schule eine neue Verbeſſerung zu geben, indem er ihn

als Lehrer der griechiſchen Sprache anſtellte, die man dort, wie es ſcheint, bisher ſo wenig, als auf andern Schulen, gelehrt hatte; denn ſelbſt der Rector, Timann Camener, und andere Lehrer benutzten noch des Cäſarius Unterricht, und als dieſer, nach einiger Zeit, durch Vermittelung des Dompropſtes, Grafen von Nuwenaar, nach Cöln zurückgerufen wurde, war inzwiſchen Johann Hagemann ſo weit durch ihn gebildet worden, daß er ſein Lehramt mit gleichem Erfolg übernehmen konnte.

Ohngeachtet ſeiner hohen geiſtlichen Würde, hielt ſich Lange nicht für zu vornehm, um auch perſönlich mit den Lehrern ſeiner Schule einen vertrauten Umgang zu pflegen, ihnen mit Rath an die Hand zu gehen und an ihren Studien Theil zu nehmen. Dieſen vortheilhaften Umſtand benutzte vornehmlich Murmelius, während der vierzehn Jahre, die er in Münſter zubrachte, mit ausgezeichnet günſtigem Erfolg. Faſt alles, was er las und ſchrieb, geſchah nach Langens Rathe; nie unterließ er, über neu zu beginnende Werke ſeine Vorſchläge, über ſchon ausgeführte ſein Urtheil zu vernehmen und zu benutzen, und Lange ließ es ſich nicht verdrießen, auch über einzelne Gegenſtände des Versbaues oder der Kritik des Textes alter Autoren, mit ihm in die genauſten Unterſuchungen einzugehen, und mit ihm über ſolche Gegenſtände Briefe zu wechſeln. Aehnliche Hilfe ließ er auch dem Cäſarius, Hermann Buſch und andern angedeihen. Alles dieſes that Lange nicht mit dem Anſehen von Hoheit und anmaßendem Uebergewicht, ſondern mit Beſcheidenheit und wahrer Humanität, wobei er eben ſo gern Belehrung empfing als ertheilte.

Bei dieſem Charakter und dieſen Verdienſten war es natürlich, daß Lange ſich allgemeine Achtung und Liebe erwarb. Die Schriften der gleichzeitigen Gelehrten, die mit ihm in Verbindung ſtanden, eines Rudolf Agricola, Hegius, Trithemius, Murmelius, Hermann Buſch, u. a. ſind voll von ſeinen Lobſprüchen; viele widmeten ihm ihre Schriften, oder kamen ſelbſt nach Münſter, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, und verehrten ſeine Ausſprüche faſt wie Orakel.

Indeſſen machte ſich Lange nicht allein als Beförderer der Wiſſenſchaften, ſondern auch durch ſeine frommen und einfachen Sitten und ſeinen exemplariſchen, wahrhaft geiſtlichen Lebenswandel ehrwürdig. Seine Arbeitſamkeit war ſo groß, daß er auch noch im hohen Alter täglich des Morgens um drei Uhr aufſtand. In ſeinen reiferen Jahren hatte er ſich, ſeinem geiſtlichen Stande gemäß, vornehmlich auf die Religionswiſſenſchaften gelegt, und fleißig die Bibel geleſen. Hierdurch war er ohne Zweifel ſchon auf viele Miſſbräuche und Irrthümer ſeiner Zeit aufmerkſam geworden, wodurch er ſich jedoch nicht abhalten ließ, ſeine prieſterlichen Geſchäfte mit Eifer zu verrichten. Schon hatte er ein hohes Alter erreicht, viele jüngere Freunde vor ſich dahin ſcheiden ſehen, und ſich allmählich von dem Schauplatze der öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen, als er (1517) die Nachricht von den Sätzen erhielt, welche Luther zu Wittenberg gegen den Ablaſſhandel angeſchlagen. So unbedeutend dieſer Gegenſtand im Anfange manchem ſchien, der nicht näher dabei intereſſirt war, ſo ahnete doch Lange ſogleich den darinn liegenden Keim größerer Entwickelungen, und rief prophetiſch aus: Ja, nun iſt die Zeit gekommen, wo

die Finſterniſſ aus Kirchen und Schulen gänzlich ausgerottet, und Reinheit und Klarheit dafür eingeführt werden wird! — Er erlebte noch die erſten Fortſchritte der von ihm verkündigten freieren Entwickelung, und ſtarb im Jahr 1519, in einem Alter von 81 Jahren.

---

3. Johann von Dalberg. *)

Johann, Kämmerer von Worms, Freiherr von Dalberg **) (oder wie ſeine Zeitgenoſſen oft, nach einer vormals ſehr gewöhnlichen Verwechſelung, ſchrieben, von Dalburg) war aus einem, in der teutſchen Geſchichte nicht nur durch ſeinen alten Adel, ſondern auch durch ritterliche Tugenden ausgezeichneten Geſchlechte entſproſſen, und es ſcheint, als habe ihn die Vorſehung dazu ans Licht gerufen, um den Ruhm welchen ſein Stamm ſchon in Staatsämtern und Kriegsthaten erworben hatte, nun auch in den Wiſſenſchaften zu begründen. Sein Vater war der Ritter Wolfgang von Dalberg, und ſeine Mutter

*) Man hat von dieſem ausgezeichneten Manne eine beſondere Biographie von Zapf (Augsb. 1796. 8.) die aber etwas unordentlich, dabei mit einer ermüdenden Weitſchweifigkeit, viel unnöthiger Declamation und Einmiſchung fremdartiger Dinge geſchrieben iſt.

**) Die ritterliche Familie der Kämmerer von Worms iſt ſeit dem Ende des 10. Jahrhunderts hiſtoriſch bekannt. Gebhard, Kämmerer von Worms, welcher 1353 ſtarb, verheirathete ſich mit der Erbtochter des Hauſes Dalberg, und brachte dadurch nicht nur das Stammſchloſſ, ſondern auch den Nahmen der Freiherrn von Dalberg auf ſeine Nachkommen, unter denen mehrere ſich in hohen geiſtlichen Würden berühmt gemacht haben. Die gleichzeitigen lateiniſchen Schriftſteller nennen den unſrigen gewöhnlich Johannes Camerarius Dalburgius.

Gertraud, eine geborne Greifenklau von Vollrath. Johann war der älteſte ihrer zahlreichen Familie, und im Jahre 1445 geboren. Es iſt anzunehmen, daß der Ritter Wolfgang, der ſeinen älteſten Sohn wahrſcheinlich ſchon frühzeitig zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, nichts an der frühen wiſſenſchaftlichen Ausbildung deſſelben fehlen ließ; aber wo und wie dieſe geſchah, davon ſind uns keine Nachrichten übrig geblieben, und die Lücke, die ſich hier in ſeiner Lebensgeſchichte zeigt, läſſt ſich nicht eher ausfüllen, als bis wir ihn, im 21ſten Jahre ſeines Alters, auf der Univerſität Erfurt finden, unter deren Mitglieder ihn, im Jahre 1466, der damalige Rector der Univerſität, Jodocus Sartoris von Herborn, aufnahm. Hatte er früher noch keine Gelegenheit gehabt, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften bekannt zu machen, ſo fand er ſie hier, denn es lehrte damals zu Erfurt Jakob Publicius, der zuerſt aus ſeinem Vaterlande, Italien, die ſchönen Wiſſenſchaften nach Teutſchland verpflanzte. Dalberg ſcheint einige Jahre fortwährend in Erfurt verweilt zu haben; ein Beweis, daß dieſe Stadt, wo einer ſeiner würdigſten Nachkommen *) die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, beglückend und glücklich, zubringen ſollte, auch ihn ſchon freundlich anſprach; denn er nahm hier, in der Faſten 1470, die Würde eines Baccalaureus der Philoſophie an; doch finde ich nicht, daß er auch die Magiſter-Würde zu Erfurt erhalten habe, und ſchließe daher, daß ihn die Zerſtörung, welche Erfurt im Sommer 1472 durch den furchtbaren großen Brand betraf, plötzlich, wider ſeinen Willen, von

*) Wer erräth nicht, daß hier Karl Theodor von Dalberg gemeint iſt, der, als Kur-Mainziſcher Statthalter, von 1772 bis 1802, mit wenigen Unterbrechungen, in Erfurt lebte und wohlthätig wirkte?

da vertrieb. Ob er nun erſt noch eine andere teutſche Univerſität (vielleicht Heidelberg oder Wien) beſuchte, davon findet ſich keine Nachricht, und es iſt daher auch wohl möglich, daß er ſeine Zeit, in häuslichem Fleiß, an einem der Orte zubrachte, wo er geiſtliche Präbenden beſaß; denn er war, nach einigen Nachrichten, Domherr zu Mainz, Trier, Worms und Speyer, und ohne Zweifel hatte er wenigſtens einige dieſer Stellen ſchon bei ſehr jungen Jahren erhalten, da es gewöhnlich war, die zum geiſtlichen Stande beſtimmten Söhne des höhern Adels frühzeitig mit geiſtlichen Stiftspräbenden zu verſehen. — Das wahre höhere wiſſenſchaftliche Leben ging ihm jedoch erſt völlig auf, ſeitdem er (1476) Italien beſucht, wo er ſeinen Aufenthalt zu Ferrara wählte. Hier wurde er nicht nur mit den gelehrten Griechen und Italienern, und durch ſie vollkommener mit den klaſſiſchen Schriftwerken des Alterthums bekannt, ſondern er ſchloſſ auch mit zwei gelehrten Teutſchen, die ſich in gleicher Abſicht, wie er, nach Italien begeben hatten, mit Rudolf Agricola und Dietrich von Plenningen, eine vertraute Freundſchaft, die nur durch den Tod getrennt wurde, und für ihrer aller Wirken von den günſtigſten Folgen war. Während dieſer Zeit hatte Dalberg das Unglück, ſeinen Vater durch den Tod zu verlieren, und vielleicht trug dieſer Umſtand dazu bei, daß er nicht länger als zwei Jahr in Italien zubrachte; denn ſchon im Auguſt 1478 finden wir ihn wieder zu Ingolſtadt. Um dieſe Zeit ſoll er auch die Würde eines Doctors der Rechte angenommen haben, doch iſt es ungewiſſ, ob dies in Italien, oder, nach ſeiner Rückkehr, zu Heidelberg geſchah.

Bald erhielt nun Dalberg einen ausgebreiteten Wirkungskreis, in welchem er die reichſte Gelegenheit fand,

durch ſeine geſammelten Kenntniſſe vielſeitig zu nützen. Philipp, Kurfürſt und Pfalzgraf am Rhein, hatte ſeit dem Antritt ſeiner Regierung (1476) keinen angelegentlicheren Gedanken, als ſeine Reſidenz und Landesuniverſität Heidelberg zu einem würdigen Sitze der Wiſſenſchaften umzubilden. Schon hatte er dort einen Johann Weſſel und Jakob Wimpheling, die das ihrige zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften und des Unterrichts beitrugen; aber ein völlig neues Leben herbeizuführen, dazu war Johann von Dalberg berufen. Der Kurfürſt wählte (1482) ihn und ſeinen Freund Dietrich von Plenningen zu ſeinen vertrauten Räthen, und übertrug dem erſtern das Amt eines Kanzlers. Dalberg wandte nun ſeine beſte Thätigkeit auf das Wohl der Univerſität Heidelberg, und die erſte Frucht derſelben war die Stiftung eines eignen, bis daher unbekannten, Lehramtes für die griechiſche Sprache, welches Dionyſius Reuchlin, ein Bruder des großen Johann Reuchlin, erhielt, wie ſehr auch die alten ſtarrſinnigen Lehrer ſich dieſer Neuerung widerſetzten.

Dalberg hatte erſt kurze Zeit ſein Amt als Kanzler des Kurfürſten bekleidet, als ſich eine Veränderung zutrug, die ihn zu einer noch höhern Würde befördern ſollte. Am 12. Auguſt 1482 ſtarb der Fürſt=Biſchof von Worms, Reinhard von Sickingen, und weil das Domkapitel, wegen der damals zwiſchen dem Biſthum und der Stadt Worms obwaltenden heftigen Streitigkeiten, Bedenken trug, den biſchöflichen Stuhl lange unbeſetzt zu laſſen, ſo wurde Dalberg, der ſeit 1480 die Würde eines Dompropſtes zu Worms bekleidete, bald nach dem Tode des Biſchofs, zu deſſen Nachfolger erwählt, und erhielt ſchon im Oktober deſſelben Jahres die päpſtliche Beſtätigung. In der

Reihe der Biſchöfe zu Worms heißt er Johann III. Ohngeachtet ihm nun durch dieſe Erhebung neue Amts- und Regierungsgeſchäfte zuwuchſen, ſo ſchied er doch nicht ganz aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen; er theilte ſeine Zeit und ſeinen Aufenthalt zwiſchen Heidelberg und Worms, und fuhr fort, an jenem Orte die ſchätzbarſten Gelehrten ſeiner Zeit zu verſammeln.

Einer der erſten, die er dahin zog, war ſein Freund Rudolf Agricola, der ſich zwar nicht dazu verſtand, ein feſtes öffentliches Lehramt zu übernehmen, aber gern der Einladung folgte, mit ihm und Plenningen vereint, mit beiden in einem Hauſe und an einem Tiſche lebend, ſich gegenſeitig in den Wiſſenſchaften fortzubilden, und dabei, nach ſeinem Gefallen, durch Unterricht zu nützen. — Nur auf kurze Zeit wurden Dalbergs Arbeiten für eigne Ausbildung und öffentliches Wohl im Vaterlande unterbrochen, durch eine Reiſe nach Rom, die er (1485), in Aufträgen des Kurfürſten Philipp, unternehmen mußte. Für ſeinen Ruhm aber, ſo wie für den Ruhm teutſcher Gelehrſamkeit überhaupt, war dieſe Reiſe ſehr vortheilhaft; denn in der Rede, welche Dalberg am 6. Jul. 1485 hielt, um dem neu-erwählten Papſte Innocenz VIII. zu ſeiner erlangten Würde Glück zu wünſchen, ſtellte er ein Muſter edler und klaſſiſcher Beredſamkeit auf, wie es die ſtolzen Italiener von einem Teutſchen nicht erwartet hatten. *) Die Achtung die er ſich hierdurch in Italien erwarb, hatte auch auf den glücklichen Erfolg ſeines Haupt-

*) Es iſt wohl eine bloße ungegründete Vermuthung, wenn Einige behaupten, Rudolf Agricola, Dalbergs Begleiter auf dieſer Reiſe, ſei der eigentliche Verfaſſer dieſer Rede geweſen.

geſchäftes nicht geringen Einfluſſ, und muſſte folglich auch ſein Anſehen und ſeinen Wirkungskreis im Vaterlande, nach ſeiner Rückkehr, aufs neue vergrößern und erweitern. —

Dalberg war es auch, von welchem der glückliche Gedanke ausging, zu Heidelberg eine große Bibliothek anzulegen; und da der Kurfürſt dieſen Gedanken eifrig ergriff, ſo entſtand die berühmte Heidelberger Bibliothek, zu welcher Agricola's Bücherſammlung, nach dieſes Mannes frühem Tode (1486) den Grund legte, und die nachher lange eine Zierde Teutſchlands war, bis ſie, in Folge der unglücklichen Ereigniſſe des dreißigjährigen Kriegs, (1622) nach Rom geſchafft wurde.

Einer der erſten, welche Dalbergs zu Heidelberg getroffenen Anſtalten, wenigſtens zum Theil, ihre wiſſenſchaftliche Bildung verdankten, war der talentvolle Conrad Celtes, der in Dalbergs Ideen ſo gut einging, daß ſich bald ein ſehr vertrautes Verhältniſſ zwiſchen beiden entwickelte. Zwar war Celtes, durch ſeine Liebe zur Freiheit, vielleicht auch durch eine gewiſſe Unſtätigkeit ſeines Charakters, nicht geneigt, ſich an einen feſten Wohnort zu binden; aber ſeine häufigen Reiſen durch alle Gegenden Teutſchlands brachten ihn mit vielen, hier und da zerſtreut lebenden Gelehrten in Verbindung, und ſo entſtand bei ihm der Gedanke, die ausgezeichnetſten derſelben mit einem geiſtigen Bande zu umſchlingen, und ihr, bisher vereinzeltes, Wirken auf einen Punkt zu ſammeln. Dies war der Urſprung der rheiniſchen gelehrten Geſellſchaft, der erſten dieſer Art in Teutſchland, nachdem in Italien ſchon früher ähnliche Vereine beſtanden hatten. Dalberg faſſte dieſen Plan, ſobald er ihm von

dem Urheber deſſelben entdeckt wurde, mit Begeiſterung auf, und benutzte auch ſeine ausgedehnten Verbindungen zur Ausführung deſſelben, die um das Jahr 1496 zu Stande gekommen zu ſein ſcheint. *) Viele für die Wiſſenſchaften begeiſterte Männer jedes Standes wurden Mitglieder dieſer Geſellſchaft, worunter ſich Dietrich von Plenningen, Eitelwolf vom Stein, der Abt Johann Trithemius, Martin Pollich von Mellerſtadt, Johann Reuchlin, Wilibald Pirckheymer, u. A. hervorthaten; Dalberg aber wurde zum Vorſteher dieſer Geſellſchaft erwählt, und leitete ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten mit eben ſo viel Kraft als Einſicht.

Daß verdienſtvolle Männer, die ſich Verfolgungen ausgeſetzt ſahen, bei Dalberg einen Zufluchtsort fanden, iſt ſowohl nach ſeiner Denkungsart, als nach ſeinem großen Einfluſſe, leicht zu ermeſſen. Dieſes Schickſal traf unter andern den großen Reuchlin, als Herzog Eberhard I. von Würtemberg, ein Beſchützer der Wiſſenſchaften und Reuchlins Freund, (1496) geſtorben war, und deſſen, ihm ungleich geſinnter Nachfolger einem Auguſtiner-Mönche von ſchlechtem Charakter, der noch überdies Reuchlins perſönlicher Feind war, ſein größtes Vertrauen ſchenkte. Reuchlin wich der drohenden Gefahr zeitig genug aus, verließ die Würtembergiſchen Dienſte, und begab ſich nach Heidelberg, wo ſowohl der Kurfürſt Philipp, als ſein Freund Dalberg, ihn mit offenen Armen empfingen. Reuchlin ergänzte durch ſeinen Umgang auf einige Zeit die Lücke, die ſeit Agricola's Tode

---

*) Im Leben des Conrad Celtes werden wir tiefer in die innere Geſchichte dieſer Geſellſchaft eingehen.

in dem Dreiblatt entſtanden war, welches dieſer mit Dalberg und Plenningen gebildet hatte, und Dalberg benutzte die nähere Verbindung mit dem gelehrten Reuchlin auch noch zur Vermehrung ſeiner eignen Kenntniſſe, wenn gleich dieſer nicht eigentlich ſeinen Lehrer abgab. Man hat zwar aus einem ſpäteren Briefe Dalbergs an Reuchlin, worinn er dieſen ſeinen Lehrer nennt, ſchließen wollen, er müſſe förmlichen Unterricht von ihm, nahmentlich in der hebräiſchen Sprache, empfangen haben; dies iſt aber bei dem hohen Range, dem Alter und den ſonſtigen Verhältniſſen des Biſchofs von Worms, der 10 Jahr älter war, als Reuchlin, und ſich ſchon ſeit vielen Jahren durch ſeine Gelehrſamkeit ausgezeichnet hatte, nicht denkbar, und jenes Prädicat iſt wohl mehr eine Ehrenbezeugung, welche ſich auf die, aus Reuchlins Schriften und freundſchaftlichem Umgange empfangene Belehrung bezieht. — In Dalbergs Hauſe veranſtaltete Reuchlin (1497) die Aufführung eines lateiniſchen Schauſpiels (Progymnasmata scenica), welches, als das erſte in Teutſchland, großes Aufſehen machte, und den Biſchof ſo erfreute, daß er die Schüler, welche es aufgeführt, und andere Perſonen, welche daran Theil genommen hatten, nicht nur bewirthete, ſondern auch reichlich beſchenkte.

Vielleicht war es auch eine Frucht von Reuchlins Aufenthalt in Heidelberg, daß der Kurfürſt Philipp (1498) ein neues Collegium zum Behuf des Unterrichts im bürgerlichen Rechte anlegte. Dieſes war bisher, wie es ſcheint, in Heidelberg entweder noch gar nicht, oder doch nur ſehr dürftig, gelehrt worden, denn Dalberg muſſte, als Kanzler der Univerſität, das neue Collegium beſtätigen und einweihen.

Das Hochſtift Worms war unter den teutſchen geiſtlichen Fürſtenthümern eins der kleinſten, und die Regierung dieſes Staates nahm daher allerdings Dalbergs Thätigkeit nicht ſo ganz und ausſchließlich in Anſpruch, daß er nicht Muße genug zu freier wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und zur Theilnahme an den Angelegenheiten des Pfälziſchen Kurſtaates übrig behalten hätte. Demohngeachtet verurſachte ihm auch die Regierung jenes kleinen Staats manche ſchwere Sorgen. Unter ſeinem Vorgänger hatten heftige Streitigkeiten zwiſchen der Stadt Worms (die, als eine freie Reichsſtadt, dem Biſchof nicht unterworfen war, obgleich dieſer mit dem Domkapitel ſeinen Sitz daſelbſt hatte) und der Geiſtlichkeit ſtatt gefunden, und Dalberg konnte mit aller ſeiner Weisheit und Mäßigung nicht verhüten, daß ſie auch unter ſeiner Regierung vom neuen ausbrachen, und ſo weit gingen, daß auch er mit ſeinem Domkapitel (1499) Worms verlaſſen, und ſeine Reſidenz auf einige Zeit in der benachbarten pfälziſchen Stadt Ladenburg nehmen muſſte; doch fand er bei dem Kaiſer Maximilian ſo viel Unterſtützung, daß dieſer, durch kaiſerliche Mandate zu Gunſten des Biſchofs, die Bürger von Worms in ihre Schranken zurückwies.

In demſelben Jahre begegnet uns auch ein vorleuchtender Beweis, wie ſehr Dalbergs Talente von Kaiſer und Reich anerkannt wurden; denn da Maximilian I. ſeinen damaligen Krieg mit den Schweizern durch Friedensunterhandlungen beizulegen ſuchte, war der Biſchof von Worms einer der Abgeordneten, welche zu dieſem Ende im September 1499 nach Baſel abgingen, und daſelbſt einen, in Verhältniſſ zu den obwalten Umſtänden, noch ziemlich günſtigen Frieden mit den Eidgenoſſen zu Stande brachten.

Späterhin finden wir unſern Dalberg zwar nicht wieder auf dem öffentlichen Schauplatze der Welthändel; aber deſto eifriger und unermüdlicher beharrte er in ſtiller Thätigkeit für die Wiſſenſchaften. Ausgebreitet war ſein Briefwechſel mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit, die gleichſam ihr gemeinſchaftliches Oberhaupt ſtillſchweigend in ihm anerkannten, und wetteiferten, ihm ihre gelungenſten Werke zuzueignen, und ihre Hochachtung gegen ihn in den wärmſten und glänzendſten Ausdrücken auszuſprechen. So, um nur einige Beiſpiele anzuführen, nennt ihn Conrad Peutinger, in einem Briefe an Reuchlin, ſeinen Patron; Jacob Wimpheling ſagt von ihm: er ſei der größte Freund der Wiſſenſchaften, der Stolz Teutſchlands, der Glanz ſeines Hauſes, die größte Zierde an des Kurfürſten Philipps Hofe, und die Krone der Biſchöfe; *) und der berühmte Abt Johann Trithemius, der einen großen Theil ſeiner erlangten Kenntniſſe Dalbergs Einfluſſe zuſchreibt, rühmt ihn, als einen großen Rechtsgelehrten, eben ſo kundig der geiſtlichen wie der weltlichen Wiſſenſchaften, einen Kenner der alten Sprachen, einen trefflichen Redner und Dichter, von großem Scharfſinn und reicher Weltkenntniſſ, der den Adel ſeines Geſchlechts durch ſeine Tugend und Gelehrſamkeit noch mehr verherrliche. **)

---

*) Studiosissimus est literarum Joannes Camerarius Dalburgius, illustris Vangionum antistes, Germanorum gloria, familiae suae splendor, Philippi ducis insigne decus, episcoporumque corona. (Im Isidoneus Germanicus, cap. XXV.

**) Joannes Camerarius de Dalburg, Episcopus Wormatiensis, Jureconsultus celeberriums, et tam in divinis scripturis quam in secularibus literis eruditissimus, — in utraque lingua peritus, rhetor poëta clarissimus, ingenio subtilis

Eben ſo rühmte auch der gelehrte Nürnbergiſche Patrizier Sixtus Tucher, dem man vielleicht noch mehr Unparteilichkeit zutrauen darf, weil er zu Dalberg weniger in perſönlicher Beziehung ſtand: er habe in ſeinem Leben zwei Männer kennen gelernt, die ſich eben ſo ſehr durch ihre hohe Geburt als durch ihre große Gelehrſamkeit ausgezeichnet hätten, und ſowohl von der Natur als von dem Schickſal hoch begünſtigt geweſen wären; dies ſei unter den Italienern der Graf Johann Pico von Mirandola, und unter den Teutſchen Johann von Dalberg. — Die reinſte Verehrung und Ergebenheit aber ſpricht ſich in den Zueignungsſchriften aus, mit welchen Trithemius, Reuchlin, Sebaſtian Brant, und mehrere andere gleichzeitige Gelehrte, ihm ihre Werke zuſchrieben und empfahlen.

Bei Dalbergs Eifer für die Wiſſenſchaften, und bei der Vorliebe, mit welcher er ſich für die Gründung und Bereicherung der Heidelberger Bibliothek verwandte, iſt es leicht zu errathen, daß er darauf bedacht war, für ſich ſelbſt eine anſehnliche Bibliothek zu ſammeln. Den Grund dazu legte er durch den Ankauf der Bücherſammlung des Kloſters Lorſch, von der jedoch wenigſtens ein Theil — es iſt ungewiſſ, zu welcher Zeit — in die Heidelberger Bibliothek kam. Dalberg hatte die ſeinige zu Ladenburg aufgeſtellt, aber auch hier war ſie nicht bloß für ſeinen eignen Gebrauch beſchränkt, ſondern mit der edelſten Bereitwilligkeit wurde ſie von ihm allen andern Freunden der Wiſſenſchaften zur Benutzung geöffnet.

---

et multa rerum experientia insignis; nobilitatem generis sui moribus et doctrina mirifice illustrans. (In dem Buche de ſcriptoribus ecclesiasticis.)

Reuchlin, Trithemius, Wimpheling, und noch andere mehr, zogen daraus, ſowohl für ihre Studien als für ihre Schriften, den ſchönſten Gewinn, und Reuchlin nannte ſie deshalb (in der Vorrede zu ſeinem Buche de verbo mirifico) einen einzigen Schatz Teutſchlands. Der gewöhnlichen Sage nach, iſt, nach Dalbergs Tode, ſeine Privatbibliothek mit der Heidelberger vereinigt worden; allein es iſt wahrſcheinlicher, daß ſie den Grund zu der ſpäterhin ſo berühmten Dalbergiſchen Familien-Bibliothek gelegt hat. — Außerdem verſäumte Dalberg auch auf ſeinen Reiſen in Teutſchland und Italien keine Gelegenheit, merkwürdige Bibliotheken zu ſehen und ſich mit ihren Schätzen bekannt zu machen.

Unter allen dieſen Beſchäftigungen für den Staat und die Wiſſenſchaften vernachläſſigte Dalberg auch als Biſchof nicht die Pflichten ſeines geiſtlichen Amtes. Seine zweite Reſidenz, Ladenburg, gewann durch ihn manche Verſchönerung, ſo wie beſonders die gottesdienſtliche Pracht daſelbſt durch ſeinen Aufenthalt ſehr erhöhet wurde. Unter andern diente dort zur Erhaltung ſeines Andenkens eine Glocke, die im Jahre 1501, wahrſcheinlich durch ſeine Unterſtützung, für die Gallus-Kirche gegoſſen und mit ſeinem Nahmen und Wappen geziert wurde. *)

Daß Dalberg auch als Schriftſteller arbeitete, iſt bei dem Reichthum ſeiner Kenntniſſe, und bei ſeiner engen Verbindung mit ſo vielen großen Männern ſeiner Zeit, die auf dieſem Felde ſich verdient machten, nicht befremdend. Auffallender iſt es hingegen, beſonders bei der großen

---

*) Kämmerers Geſchichte der churpfälziſchen Oberamtsſtadt Ladenburg. (Mannh. 1789.) S. 28.

Verehrung, mit der man allenthalben, und ohne Neid, ſeinen Nahmen nannte, daß, außer ſeiner oben erwähnten, vor dem Papſte gehaltenen Rede, und zwei Briefen an Reuchlin, der größten Wahrſcheinlichkeit nach, gar nichts von ſeinen Werken öffentlich bekannt geworden iſt. Die Rede iſt zu Rom, wahrſcheinlich gleich nachdem ſie Dalberg gehalten hatte, unter folgendem Titel gedruckt worden: Joannis Camerarii Dalburgii, Wormaciensis Episcopi, Oratoris ill. princ. Philippi Comitis palatini Rheni, Innocentio VIII. pont. max. dicta gratulatio. — Am Ende: Dicta anno post natum Christum M. CCCC. LXXXV. prid. Non. Jul. — Ohne Druckort und Jahrzahl. 4. 6 Blätter; — und eine andere Ausgabe unter gleichem Titel, doch ohne Endſchrift; 4 Blätter. — Daß Rom der Druckort ſei, iſt von Manſi (in ſeiner Ausgabe von Fabricii bibl. lat. med. et inf. aet. T. II. p. 3.) vermuthet, von Audiffredi (Catal. hist. crit. Romanarum editionum, Rom. 1783. 4. pag. 266. und 274.) aber beſtätigt worden. — Die beiden Briefe ſtehen in der berühmten Sammlung: Illustrium virorum epistolae hebraicae, graecae et latinae, ad Joannem Reuchlin Phorcensem etc. Bogen k. Seite 1. und 2. woraus ich ſie wegen der Seltenheit dieſes Werkes, unten mittheile. — Trithemius rühmt zwar, *) daß Dalberg vortreffliche Schriften, ſowohl in Verſen als in Proſa, ausgearbeitet habe, und macht einige der letztern, die er bei ihm zu Ladenburg ſchon völlig ausgearbeitet geſehen, nahmhaft, nehmlich: De inventione,

*) In d. Script. ecclesiast. und im Chron. Hirsangiense; in erſterem noch bei Dalbergs Leben, in letzterem aber nach ſeinem Tode.

ratione et qualitate monetae; — De origine nobilitatis; — und De numerorum arcanis mysteriis; — außerdem ſchreibt er ihm auch ein Gedicht auf den Tod Rudolf Agricola's, nebſt mehrern andern Gedichten, Reden und Briefen zu, und ſagt, daß er mehrere Reden aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt, und zur Vergleichung der griechiſchen und teutſchen Sprache vieles geſammelt habe. Er fügt aber auch hinzu: der Biſchof habe bei ſeinem Leben nichts davon in Druck ausgehen laſſen, weil dieſe Schriften noch nicht ganz nach ſeinem Wunſche vollendet geweſen wären; es habe ihm jedoch bei ſeinen wichtigen Staatsgeſchäften an Zeit gefehlt, ihnen dieſe gewünſchte Vollendung zu geben, und ſo habe ihn denn der Tod übereilt. — Wahrſcheinlich liegen alſo jene Schriften — unter denen die zuerſt genannte Abhandlung über das Münzweſen von ſeinen Zeitgenoſſen mit vorzüglicher Achtung erwähnt wird, — wenn ſie ſich überhaupt erhalten haben, noch handſchriftlich irgendwo in Bibliotheken verborgen. Dalbergs Ruhm hat indeſſen dabei nichts verloren; denn das geiſtige Denkmaal, das er ſich ſelbſt, als Freund und Beſchützer aller Gelehrten und Rechtſchaffenen ſeiner Zeit, errichtete, ſteht unvergänglich und unvergeſſlich.

Unerwartet entriſſ ihn ein zu frühzeitiger Tod, am 23. Julius 1503, in einem Alter von 58 Jahren, ſeinem edlen und thätigen Leben. Sein Verluſt wurde von der ganzen gelehrten Welt ſchmerzlich empfunden, und von ſeinen Freunden tief und aufrichtig betrauert.

Johann von Dalbergs Briefe an Reuchlin.

Als Anhang zu Dalbergs Lebensbeſchreibung.

1.

Joannes Camerarius Dalburgius, Episcopus Wormaciensis, Joanni Reuchlin, Phorcensi, LL. Doctori, S. P. D.

Inter multa et praeclara tua in nos gentemque et ſamiliam noſtram officia atque bene merita, jucundiſſimum illud judicamus, quo nos proximis diebus honoraſti, totusque nos omnes tibi perpetuo obligaſti. Recte enim poterimus ad te hos verſus referre, quibus cum nuper homini cuidam amiciſſimo gratias egimus, inter alia dicentes:

Gratius eſt gemmis, fulvo quoque gratius auro,
Gratius auriferi non tulit unda Tagi.

Nempe cum alias tuas translationes, quas vel noſtro vel fratris amore abſolviſti, e graeco in germanicam vel latinam linguam vertens libellos, vehementer probaremus, tum has tuas lucubrationes maxime ſumus admirati. Alemannica videlicet in lingua tam apte, tam lucide, tam ſuaviter, et in ligata, et ita ad certum numerum perſtricta oratione, ea, nihilo in ſententiis immutato, potuiſſe explicare, tantoque id mirabilius viſum eſt, quo te illo genere carminis, quod octonis ſeptenisque pedibus viciſſim procedit, concinnat, ſimiliterque cadit deſinitque quam aptiſſime, nunquam te antea uſum eſſe ajebas. O bona, fertilis, feraciſſimaque deplantata arbos, quae primos fructus tam delicatos, maturos, ſapidos, flagrantiſſimos, et quod

omnium pulcherrimum est, immarcescibiles perpetuoque durantes, tam suaviter nobis decerpendos obtulerit! O foecunda insitio, quae, si recte excoletur, inaestimabiles fructus, suavissimosque foetus est prolatura! Quid pluribus? frequentes illae molestiae et occupationes prohibent, qua excusatione erga te tanto possum liberius uti, quanto te similiori palo adalligatum esse sciamus. Distinuimus aliquot diebus nuncium et tabellarium tuum, et ad fratrem cum opere tuo transmisimus. Sperabamus interea commode et pleniore otio de multis rebus potuisse ad te scribere, sed longe nos fefellit opinio. Namque rediens heri, occupatissimos nos quam ullo alio tempore offendit, ita nobis cogitationes, molestias et labores attulerunt litterae regiae, quibus principem rogat, hortatur, ut quam primum nos Augustam Vindelicorum transmittat. De nonnullis rebus agendum est illic inter principes nostros et Ligam vestram. *) Haec res, cum absente principe in deliberationem magnam venit, nos devocavit. Sit satis tibi, mi observandissime doctissimeque Joannes, gratissimum utrique munus tuum fuisse. Existimabis recte, operam nos daturos, ut tibi gratiam referre possimus. Tu inter familiam nostram numeraberis, observaberis, tuum erit quicquid nostrum est. Speramus eam tempestatem, de qua nos admones, et quam coelo impendere etiam ipsi cernimus, majore tranquillitate, quam suspicemur abituram, deosque propitios fore

*) Der ſchwäbiſche Bund.

domino tuo conservatori autorique pacis et optimo principi (ita semper in animo nostro habitus est) multos adhuc vitae dies longioraque tempora supervivendi bene sperantes optamus, neque eam perniciem Reipublicae, quam mors sua minatur, esse passuros Deum, sanctosque coelites. Quod si res sinistris fatis agitabuntur, tales nos fratremque nostrum offendes, quales nos nominasti, hoc est asylum futurarum calamitatum, nihil in rebus fortunisque nostris futurum est, quod non tuum esse arbitrari debebis. Sic vale, quousque plus temporis chartaeque suppeditaverit. Iterum vale. XII. Decemb. MCCCCXCI.

2.

Joannes Camerarius Dalburgius, Episcopus Wormaciensis, chariſſimo praeceptori suo Jo. Reuchlin S.

Quod Wormatiae es in hac impura tempestate, duplici ex causa gaudeo, altera quod propinquior sis, ut amplior mihi spes visendi tui relinquatur, altera, quod, quanta mecum actum sit injuria, temeritate et insolentia, rectius possis intelligere. Scito et me, priusquam de tuo adventu certior essem factus, destinasse animo et omnino constituisse, abs te pro nostra amicitia et mutua benevolentia exigere velle, ut quam citissime ad nos convolares, amicissimi et constantissimi hominis officium ostensurus. Cum igitur tibi commodior et recta sit nata occasio, te per nostrum amorem, per sacras ipsas literas et musas oro, requiro, admoneo, ut ad nos venias. Multa enim tecum pro salute

Reipublicae et nostra tranquillitate ſum communicaturus. Tu vale et amicum te ostendito. Sum Laudenburgii, adventum tuum ardentissime exspectans. Datum propere et tumultuarie, mi suavissime Reuchlin, V. Octobris.

4. Rudolf Agricola. *)

Rudolf Agricola (ſo überſetzte er ſelbſt ſeinen urſprünglichen Geſchlechtsnahmen Huesmann oder Hausmann) war zu Baflo, einem Dorfe bei Gröningen in den Niederlanden, im Auguſt 1443 **) geboren. Seine Aeltern waren zwar weder vorzüglich reich, noch aus vornehmen Stande, ***) doch begütert genug, um dieſen Sohn, außer welchem ſie noch mehr Kinder hatten, den Wiſſenſchaften zu widmen, für welche er ſchon frühzeitig ganz vorzügliche Anlagen zeigte. Den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht empfing er in der Schule zu Zwoll, bei Thomas von Kempen, den wir ſchon als den Lehrer eines Rudolf Lange und Moritz von Spiegelberg

*) Das Leben dieſes Mannes iſt zuerſt von Melanchthon, ſpäter von Adam, Bayle, Brucker (ſowohl in der Hist. crit. philos. als im Ehrentempel), Niceron, Meiners, u. a. m. beſchrieben worden, wiewohl man überall ſowohl Vollſtändigkeit als Kritik vermiſſt, und daher noch vieles zu berichtigen und zu ergänzen war.

**) Dieſe Zeitbeſtimmung ergibt ſich aus der Angabe ſeines Alters, nach Adolf Occo, einem ſeiner vertrauten Freunde, welcher daſſelbe auf 42 Jahr und 2 Monate feſtſetzt. Es iſt alſo irrig, wenn die meiſten Schriftſteller 1442 als ſein Geburtsjahr angeben.

***) Ubo Emmius (Hist. Fris. lib. XXX. pag. 457), dem hierinn am meiſten zu glauben iſt, nennt ihn obscuris natalibus ortum.

kennen lernten, und es iſt zu vermuthen, daß er hier ſchon den erſten Antrieb empfing, ſeine Kenntniſſe vornehmlich aus den Ueberreſten des klaſſiſchen Alterthums zu ſchöpfen, und in dem Vaterlande der damals auflebenden Wiſſenſchaften, in Italien, dereinſt höher auszubilden. — Von Zwoll begab ſich Agricola, zur Fortſetzung ſeiner Studien, auf die damals berühmte Univerſität Löwen, wo er beſonders mit jungen franzöſiſchen Gelehrten Bekanntſchaft machte. Von dieſen lernte er nicht nur die franzöſiſche Sprache, ſondern durch ſie ſcheint er auch hauptſächlich — da die zu Löwen noch allein herrſchende ſcholaſtiſche Philoſophie ſeinem Geiſte nicht zuſagte — zu dem Entſchluſſe gekommen zu ſein, auch noch die Univerſität Paris zu beſuchen, wo man im reineren Latein und in der Kenntniſſ der Klaſſiker ſchon etwas weiter gekommen war. Doch ſoll er vorher noch in Löwen die Magiſter-Würde erhalten haben. In Paris hatte er unter andern noch ſeinen berühmten Landsmann, Johann Weſſel von Gansfort, zum Lehrer, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er vielleicht ſchon in ſeinem Vaterlande gemacht hatte. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſich in Paris viele Jahre aufhielt, und hier nicht nur durch ſeinen eignen Fleiß in der alten Literatur große Fortſchritte machte, ſondern auch als Lehrer auftrat und ſich dabei die Mittel zu ſeiner künftigen Reiſe nach Italien erwarb, die er vermuthlich zwar ſchon lange beabſichtigt hatte, doch erſt bei gereifteren Jahren wirklich antrat. Denn wir finden ihn 1476 und in einigen folgenden Jahren in Italien, wo er mit den großen Wiederherſtellern der alten Literatur bekannt wurde und unter ihrer Anleitung ſeine Kenntniſſe erweiterte; daß er aber ſchon mit bedeutender Gelehrſamkeit ausgeſtattet dahin kam, ſieht man daraus, daß nicht nur bereits gelehrte Arbeiten von

ihm vorhanden waren, *) ſondern daß auch ſogar die Italiener ſchon ſeine Fertigkeit, Sicherheit und Reinheit im Lateiniſchen, die er bei öffentlichen Reden und Disputationen zeigte, und die ſie vorher, in ihrem Stolze, gar keinem Teutſchen zugetraut hatten, bewunderten. In Italien, und zwar zu Ferrara, machte Agricola auch die Bekanntſchaft Johanns von Dalberg und Dietrichs von Plenningen, die hernach für ihn, wie für dieſe Männer, und für die Wiſſenſchaften überhaupt, ſo wichtig wurde. Vorzüglich benutzte er die Gelegenheit, in den Bibliotheken Italiens ſich mit den in Teutſchland damals noch äußerſt ſeltenen Werken der Klaſſiker, vornehmlich der Griechen, bekannt zu machen, von denen er ſich vieles, beſonders aus dem Ariſtoteles, abſchrieb. Seine Geſchicklichkeit in der Muſik und im Mahlen machte ihn bei den Italienern vorzüglich beliebt, und brachte ihm daher auch für ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke bedeutenden Vortheil.

Nachdem er ſich nun einige Jahre mit eben ſo viel Vergnügen als Nutzen in Italien aufgehalten hatte, begab er ſich wieder in ſein Vaterland. Mehrere Städte, als Gröningen, Nimwegen und Antwerpen, wetteiferten gleichſam mit einander, ihn durch Ertheilung eines öffentlichen Amtes mit anſehnlicher Beſoldung für ſich zu gewinnen; allein er ſchlug alle dieſe dargebotenen Beförderungen aus, denn er hielt es für den höchſten Zweck ſeines Lebens, ganz unabhängig und frei von allen äußeren Banden, nur den

*) Nach Orlandi, dell'origine della stampa, ſoll ſchon 1471 eine Ausgabe kleiner lat. Schriften des Agricola erſchienen ſein; und wenn auch vielleicht die Richtigkeit dieſer Angabe bezweifelt werden dürfte, ſo iſt es doch gewiſſ, daß eine ſolche 1476 ans Licht getreten iſt.

Wiſſenſchaften zu leben. Dies war die Urſache, weshalb er ſich weder verheirathen, noch zur Uebernahme eines beſtimmten Amtes bequemen wollte. Ueber alles theuer war ihm ſein Vaterland, und er konnte ſich keinen höhern Beruf denken, als ſelbſt mit allen Kräften dahin zu wirken, und auch ſeine gelehrten Freunde, unter denen Rudolf Lange und Alexander Hegius oben an ſtanden, aus allen Kräften zur Mitwirkung aufzumuntern, daß der gelehrte Ruhm, den Italien ſich damals noch allein, faſt als ein ausſchließliches Vorrecht anmaßte, dieſem Lande entwunden, und für Teutſchland errungen werde, damit auch Teutſchland des Segens einer beſſern wiſſenſchaftlichen Bildung, der bisher nur Wenigen hier zu Theil ward, in reicherer Fülle ſich erfreue, und nicht ferner das Ausland die Teutſchen mit dem verächtlichen Nahmen roher Barbaren bezeichne. Dennoch konnte er, bei dieſer innigen Liebe zu ſeinem Vaterlande, die Sehnſucht nach den ſchöneren Gefilden und dem lehrreichen Umgange der Gelehrten Italiens, die er einmal kennen gelernt hatte, nicht unterdrücken. Teutſchland ſchien ihm rauh und dürftig, wenn er an jenes reiche und blühende Land dachte, und er wähnte ſich allein, in einer Welt ohne wahre Bildung, wenn er ſich an Italiens geiſtvolle Männer erinnerte; ja er glaubte an ſich ſelbſt, ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien, nur Rückſchritte in ſeinen Kenntniſſen, in ſeiner Bekanntſchaft mit den Klaſſikern, in ſeiner Fertigkeit in den Sprachen und in der Reinheit ſeines Ausdruckes, zu bemerken. Daß er ſich ſelbſt hierbei Unrecht that, iſt nicht zu verkennen; denn eben der Brief an Hegius, worinn er ſich am meiſten über ſein vermeintes Verſinken in die ſchlechte Schreibart beklagt, iſt ſelbſt als ein Muſter eines guten und kräftigen Styls zu betrachten.

Im Jahre 1481 reiſte er, in wichtigen Aufträgen der Stadt Gröningen, an den Hof des Römiſchen Königs Maximilian I. nach Brüſſel; woraus ſich der Miſſverſtand herſchreibt, daß einige Schriftſteller behaupten, er ſei Syndicus der Stadt Gröningen geweſen, was doch nur von dieſem einzelnen Geſchäfte, nicht aber als ein fortwährendes Amt anzunehmen iſt.*) Er hielt ſich damals ſechs Monate lang an Maximilians Hofe auf, und wiewohl er daſelbſt mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, auch, nach ſeiner eignen Ausſage, mit den Hofleuten in manche unangenehme Berührung kam, ſo hatte er doch das Glück, nicht nur die ihm aufgetragenen Geſchäfte zur Zufriedenheit zu vollenden, ſondern auch mit manchen angeſehenen Männern in genauere Bekanntſchaft zu kommen, die ihn dem Könige angelegentlich empfahlen, ſo daß dieſer ihn unter ſehr annehmlichen Anerbietungen in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte; doch die Neigung zu einer gelehrten Ruhe, und der Widerwille gegen das Hofleben, machten daß Agricola dieſe vortheilhaften Anträge ausſchlug.

---

*) Die alten Urkunden enthalten Beweiſe genug, daß man ſolche Männer, welche von einer Stadt, beſonders in Rechtsangelegenheiten, beauftragt wurden, bei irgend einer Behörde ihre Stelle zu vertreten und das Wort zu führen, Syndicos et oratores nannte; hier iſt aber durchaus an kein bleibendes Amt zu denken, ſondern bloß an einen Auftrag für ein beſtimmtes Geſchäft, der wieder aufhörte, ſobald dieſes Geſchäft beendigt war. Nur in dieſem Sinne kann Agricola füglich ein Syndicus der Stadt Gröningen genannt werden, nicht aber, als ſei er wirklicher und permanenter Stadt-Syndicus geweſen, was ſchon darum nicht denkbar iſt, weil er kein Rechtsgelehrter war.

Um dieſelbe Zeit wurde ihm von der Stadt Antwerpen der Antrag gemacht, dorthin zu ziehen, und die Leitung einer neu zu errichtenden Gelehrtenſchule zu übernehmen. Da Agricola in einer großen Stadt mehr Freiheit, als an einem Hofe, zu finden hoffte, und überdies zu Antwerpen einen würdigen Freund, Jacob Barbirianus, hatte, von deſſen Umgange er ſich ein glückliches Leben verſprach, ſo ergriff er dieſen Vorſchlag, wider ſeine ſonſtige Gewohnheit, mit großem Verlangen. Während man aber noch über die Beſoldung unterhandelte, — Agricola hatte 100 Kronen (centum coronatos) verlangt, worüber der Rath zu Antwerpen ſich noch bedachte — trat wieder ein anderer Plan dazwiſchen.

Johann von Dalberg, der Agricola's Bekanntſchaft in Italien gemacht, und ſeine vorzüglichen Geiſtesgaben eben ſo, wie die Neigungen ſeines Gemüthes, richtig erkannt hatte, war inzwiſchen ſchon Kanzler des Kurfürſten zur Pfalz, und bald nachher Fürſt-Biſchof zu Worms geworden. Da er, ſowohl durch den Auftrag des Kurfürſten, als durch eignes Verlangen, die Univerſität Heidelberg mit gelehrten Männern zu bereichern ſuchte, ſo war ſein erſter Gedanke auf Agricola gerichtet, doch beſtimmte er ihn nicht ſowohl für die Univerſität, als vielmehr zur Zierde ſeines eignen Hofſtaates, und ließ ihn daher, im Oktober 1482, durch ſeinen vertrauten Freund Dietrich von Plenningen, ſchriftlich zu ſich nach Heidelberg einladen. Die Bedingungen, die er ihm antrug, waren ganz auf Agricola's Gemüthsart berechnet. In Erinnerung an die früher ſchon geſchloſſene Freundſchaft, und mit Beziehung auf die Uebereinſtimmung ihrer Geſinnungen und Lieblingsbeſchäftigungen, ließ er ihn einladen und dringend auffordern, zu ihm zu kommen, um, mehr

in der Eigenſchaft eines Freundes als eines Dieners, in ſeinem Hauſe zu wohnen, und hier, ganz nach ſeinem eignen Gefallen, bloß der Freundſchaft und den Wiſſenſchaften zu leben, wobei er ihm verſprach, mit aller der Freigebigkeit, die ſein dermaliger Stand ihm geſtattete, für alle ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen. Er ſollte alſo nicht durch ein öffentliches Amt gebunden, nicht den beſchränkenden Formen des damaligen Univerſitätslebens unterworfen, ſondern ganz freier Herr ſeiner Zeit und ſeiner Beſchäftigungen ſein, und dabei mit Dalberg und Plenningen in der vertrauteſten Gemeinſchaft leben, Wohnung, Studien und Erholungen mit ihnen theilen. Kaum bedurfte es der Gründe und Bitten, die Plenningen, in ſeinem Schreiben, ſowohl in Dalbergs Nahmen, als aus eigner Bewegung, faſt erſchöpfte, um dieſes an ſich ſchon ſo reizende und ſchmeichelhafte Anerbieten für Agricola noch einladender zu machen, und Agricola machte ſich denn auch ſogleich nach Heidelberg auf den Weg, wenn auch noch nicht gerade mit dem feſten Entſchluſſe, ſich dort für immer niederzulaſſen, doch wenigſtens um ſich vorläufig durch den Augenſchein von allen Verhältniſſen zu überzeugen. Bei ſeiner Ankunft wurde er nicht nur von Dalberg, ſondern auch von dem Kurfürſten Philipp ſelbſt, mit der größten Auszeichnung empfangen; doch erklärte er ſich noch nicht ganz beſtimmt, hielt ſich auch diesmal nicht lange in Heidelberg auf, ſondern reiſte erſt noch einmal in ſeine Heimath. Als er dahin auf dem Wege war, traf ihn, in Bacharach, ein Brief ſeines Freundes Barbirian aus Antwerpen, dem er vorher Dalbergs und Plenningens Anerbieten gemeldet hatte, *) der ihm aber

*) In einem Briefe (dat. Cöln d. 1. November 1482), der ſich

nun die Nachricht gab, daß die Stadt Antwerpen ihn zum Lehrer ihrer Schule, gegen eine Beſoldung von 300 rheiniſchen Gulden, verlange. Dieſes Ereigniſſ ſchien ihn doch wieder wankend zu machen, denn er ſchrieb davon ſogleich an Plenningen, doch ohne ſich über ſeinen Entſchluſſ auszuſprechen, nur mit der Aeußerung, daß er ſich in Cöln mit einem Freunde (vermuthlich dem Grafen Moritz von Spiegelberg) darüber berathen wolle. Dieſer mag ihm indeſſen wohl gerathen haben, das Verhältniſſ in Heidelberg dem Antrage nach Antwerpen vorzuziehen, oder er ſelbſt mag ſich die Sache von einer andern Seite vorgeſtellt haben; denn er gab bald darauf dem Barbirian eine beſtimmte abſchlägliche Antwort, in welcher er kaum Worte genug finden konnte, ſeinen Widerwillen gegen den Stand eines Schullehrers zu ſchildern. „Mir wird, ſagt er: eine Schule geboten, eine bittere, ſchwere, freudenloſe Sache, ſchon auf dem bloßen Anblick und Zugang ſehr traurig und hart; denn ich denke dabei an Schläge, Heulen und Schreien, ja an ein wahres Gefängniſſ. — An eine Schule ſoll ich gehen? Woher ſoll ich denn die Zeit nehmen zum Fortſchreiten in den Wiſſenſchaften? woher die Ruhe und Heiterkeit zu eignem Denken und Forſchen?" —

Agricola's Entſchluſſ, nach Heidelberg zu gehen, war alſo befeſtigt; doch verſchob er die Ausführung deſſelben bis auf den kommenden Sommer. Doch bevor er ſie wirklich bewerkſtelligte, hätte ihn beinahe ein anderer Unfall wieder zurückgehalten. Ein jüngerer Bruder Agricola's, Nahmens Heinrich, hatte nehmlich die Leicht-

---

in ſeinen Werken befindet, und aus dem die obigen Nachrichten entlehnt ſind.

fertigkeit begangen, dem Vater heimlich zu entlaufen und eine beträchtliche Summe Geldes zu entwenden; ja er war nach Heidelberg zu dem Biſchof von Worms gekommen, und hatte ſich bei dieſem, mit dem lügenhaften Vorgeben, als ſei er von ſeinem Bruder Rudolf dahin geſchickt worden, einzuſchleichen gewuſſt. Agricola klagte dies einem andern Bruder, der in Oldenburgiſchen Dienſten ſtand, *) und äußerte zugleich, daß er aus Scham über dieſen Vorfall, und aus Furcht, der Entlaufene möchte zu Heidelberg noch thörichtere Streiche begonnen haben, großes Bedenken trage, noch nach Heidelberg zu reiſen. Indeſſen muſſ die Sache noch zur Zufriedenheit beigelegt worden ſein, denn ſchon im Junius 1483 finden wir unſern Agricola wirklich in Heidelberg, und erfahren aus einem etwas ſpäteren Briefe deſſelben, daß auch der Bruder, mit dem er ſo große Urſache gehabt hatte, unzufrieden zu ſein, dort in einem angeſehenen Hauſe vortheilhaft untergebracht war.

In Heidelberg führte nun Agricola das Leben, welches ſeinen Neigungen und Wünſchen, wie man denken ſollte, ganz angemeſſen war, In einer angenehmen Stadt, umgeben von einer herrlichen Natur, und von jedermann geachtet, lebte er in dem vertrauteſten Umgange mit zwei

---

*) Der hieher gehörige Brief, der ſich ebenfalls in Agricola's Werken befindet, iſt geſchrieben am Sonnabend nach Frohnleichnam (Sabbato post Corp. Christi) 1483. — Es iſt mir hierbei aufgefallen, daß der ſel. Meiners (Lebensbeſchreib. ber. Männer a. d. Zeiten der Wiederherſtell. d. Wiſſenſch. 2. Th. S. 341.) den ganz bekannten Ausdruck Corporis Christi (das Frohnleichnamsfeſt) nicht verſtand, und die unnütze Conjectur machte, es müſſe wohl dabei resurrectionem zu verſtehen, alſo Oſtern gemeint ſein! —

Männern, die ſich eben ſo ſehr durch Tugend und edle Geſinnungen, als durch Kenntniſſe und Eifer für die Wiſſenſchaften auszeichneten, und für ihn die wärmſte Hochachtung und Freundſchaft fühlten, bei der es ihnen ganz fremd blieb, jemals das Uebergewicht ihres Standes und ihrer höheren Würden gegen ihn geltend zu machen, oder ihn nur die geringſte Abhängigkeit fühlen zu laſſen. Er lebte nehmlich, ſo lange Dalberg ſich in Heidelberg aufhielt, mit ihm und Plenningen in einem Hauſe und aß mit beiden an einem Tiſche, wurde jedoch durch dieſes Verhältniſſ ſo wenig beſchränkt, daß er vielmehr, nach ſeinem eignen Geſtändniſſ, leben konnte, wie es ihm gefiel; er konnte gehen und wiederkommen, arbeiten und ruhen, nach ſeinem Gefallen, und es wurde nichts von ihm gefordert, als was er ſich ſelbſt auflegte. Zwar hatte Dalberg ihm zur Bedingung gemacht, mit ihm gemeinſchaftlich zu ſtudiren; allein wegen der vielen und wichtigen Geſchäfte, denen er, als Biſchof zu Worms und als Kanzler des Kurfürſten, ſeine Zeit widmen muſſte, wurde Agricola nur ſelten von ihm in Anſpruch genommen. Außerdem beſchäftigte er ſich mit öffentlichen Vorleſungen und Disputationen, durch die er theils das Studium der alten Sprachen und Klaſſiker, theils eine reinere, nach den wahren Muſtern der Alten gebildete Philoſophie, unter den Gelehrten aller Klaſſen zu verbreiten ſuchte. Dies that er nicht nur in Heidelberg, ſondern auch in Worms, wenn er den Biſchof dahin begleitete; denn auch hier hatte er ein zahlreiches, größtentheils von jungen Geiſtlichen beſtehendes Auditorium. Dieſe Beſchäftigungen übernahm er theils aus eignem Antrieb, um durch ſeine erworbenen Kenntniſſe wieder andern nützlich zu werden, theils in Folge vielfältiger Aufforderungen, weil alles auf ſeinen

Unterricht begierig war, und nicht bloß die Schüler, ſondern auch die Lehrer noch von ihm zu lernen hofften, und ihn gleichſam als ein Orakel verehrten. Selbſt der Kurfürſt Philipp ließ ſich von ihm noch die alte Geſchichte beſonders vortragen, und faſſte zu ihm überhaupt ſo viel Zutrauen, daß er ſich oft in wichtigen Angelegenheiten ſeines Rathes bediente. Dabei fuhr Agricola noch fort, ſeine eignen Kenntniſſe zu erweitern; vornehmlich entſchloſſ er ſich, das Studium der Theologie noch auszubilden, und lernte deshalb die hebräiſche Sprache von einem zum Chriſtenthume bekehrten Juden, den Dalberg eigends zu dieſem Zwecke in ſeinem Hauſe unterhielt. — Auch den Briefwechſel mit ſeinen abweſenden Freunden, beſonders mit Rudolf Lange, Alexander Hegius, Ant. Liber und Barbirianus, ſetzte er fleißig fort, und unter dieſen Briefen dürfte ſich leicht das Lehrreichſte befinden, was wir von Agricola's Schriften noch beſitzen. So ſcheint er auch von Heidelberg aus manche kürzere Reiſe zu einem oder dem andern dieſer Freunde, oder ſonſt an einen Ort, der ihm in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtig war, gemacht zu haben, wie er denn überhaupt das Reiſen ſehr liebte. Auf ſolchen Reiſen war er nie ohne eine kleine Reiſebibliothek, die hauptſächlich aus den Schriften des ältern und jüngern Plinius, dem Quintilian und einigen auserleſenen Schriften des Cicero und Ariſtoteles beſtand.

Bei allen dieſen Vorzügen ſeines Lebens fühlte ſich aber Agricola doch in Heidelberg nicht ganz glücklich; ein merkwürdiges Beiſpiel, daß ein Leben, welches ganz unſern Neigungen entſpricht, nicht allemal wünſchenswerth iſt, daß vielmehr etwas äußerer Zwang manchem Gemüthe zu ſeinem wahren Vortheil oft Noth thut, und daß der menſchliche Geiſt ſonſt nur zu ſehr geneigt iſt, ſich Schwie-

rigkeiten und Widerwärtigkeiten zu erfinden, wo keine zu finden ſind. Wie wär es ſonſt möglich, daß Agricola, bei der in jeder Hinſicht angenehmen und vortheilhaften Veränderung ſeines Lebens, gerade die Klagen führen konnte, die wir mit wahrem Erſtaunen in ſeinen Briefen leſen? Die eine dieſer Klagen betrifft die Entfernung von ſeiner Heimath. „Immer, ſchreibt er: liegt mir der Ausſpruch des Horaz im Sinne: Wer ſein Vaterland fliehet, der fliehet ſich ſelbſt.“ (Und dennoch war ſein Sehnen zugleich fortwährend nach Italien gerichtet. Welch ein Widerſpruch alſo in dem Benehmen eines ſonſt ſo verſtändigen und beſonnenen Mannes!) „Ich hatte mich ſchon wieder an mein Vaterland, und dieſes ſich an mich gewöhnt; *) ich dachte dort eine Ruheſtätte zu finden, und nun bin ich wieder herausgeriſſen, und an einen Ort geworfen, wo mir alles neu und fremd iſt!“ — Die zweite, noch auffallendere und weniger zu begreifende Klage ſpricht er über ſein Lebensverhältniſſ aus, das ihm doch kaum reizender hätte fallen können. Er befand ſich in einer Lage, wo er im Grunde nur von einem einzigen Manne, nehmlich von dem Biſchof von Worms, abhing; dieſer Mann war ein Fürſt, deſſen Geſinnung eben ſo erhaben war, als ſein Stand, und von ihm abzuhangen, war alſo höchſt ehrenvoll; er war aber zugleich Agricola's vertrauter Freund, fühlte gegen ihn die tiefſte Hochachtung, und fand ſich ſelbſt dadurch geehrt, daß Agricola ſich bei ihm aufhielt; es konnte alſo von einer fühlbaren oder drükkenden Abhängigkeit gar nicht die Rede ſein. Agricola

*) Hieraus iſt zugleich noch zu ſchließen, daß Agricola ſchon vor ſeiner Reiſe nach Italien längere Zeit außerhalb ſeines Heimathlandes zugebracht haben muſſ. Vgl. oben.

ſelbſt ſagt in einem Briefe an ſeinen Bruder, daß ihm der Biſchof von Worms mit der größten Güte und Leutſeligkeit begegne; aber er ſetzt auch hinzu: „Ohngeachtet mir keine eigentliche Dienſtbarkeit zugemuthet wird, ſo weiß ich doch nicht, ob meine Lage nicht gerade dadurch noch drückender wird, daß ich mir ſelbſt das auflegen muſſ, was ein Anderer mir erlaſſen hat, und ob nicht die Freiheit ſelbſt, die man mir geſtattet, eine deſto ſchwerere Dienſtbarkeit wird." — Es läſſt ſich hieraus ſchließen, daß Agricola, bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes und Herzens, doch nicht genug Kraft und Feſtigkeit des Willens hatte, um ſich ſelbſt mit Standhaftigkeit und Beſonnenheit auf der Bahn einer frei gewählten Thätigkeit zu leiten, und ein Ziel, zu dem ihn keine äußere Nothwendigkeit hintrieb, ſtets ohne Schwanken und Ermatten im Auge zu behalten; und gewiſſ würde es daher für ihn und für ſein Wirken weit vortheilhafter geweſen ſein, wenn es ihm ſchon frühzeitig möglich geweſen wär, ſich in die Schranken eines beſtimmten Amtes und feſten Wohnortes zu fügen. Er würde ſich darinn vielleicht, wenigſtens anfangs, etwas gedrückt gefühlt, aber ohne Zweifel mehr Nutzen geſtiftet, mehr Ruhm eingeärntet und endlich mehr wahre Zufriedenheit empfunden haben, als in einer Lage, wo ihm gar kein feſter Lebensplan und Lebenszweck vorſchwebte, wo er zu wenig an ein folgerichtiges, anhaltendes Handeln gebunden war, und wo ihm über dem Wählen und unſtäten Hin- und Hergreifen von einer Beſchäftigung zur andern, faſt alles Begonnene unvollendet blieb und ein großer Theil der ſchönſten Zeit und Kraft ohne weſentlichen, bleibenden Nutzen verloren ging.

Indeſſen würden wir unbillig ſein, wenn wir, über ſo manchem verfehlten Beſtreben Agricola's, vergeſſen

wollten, wie viel er in der That für das Aufblühen und Emporwachſen höherer Geiſtesbildung geleiſtet hat. Seine Verdienſte, die ihm für immer ein rühmliches Andenken unter den Wohlthätern der Menſchheit und unter den Zierden des teutſchen Vaterlandes ſichern, kommen vornehmlich in folgenden Grundzügen zuſammen.

Innig überzeugt von dem hohen Werthe der alten Griechen und Römer, war er einer der Erſten, der durch Wort und Beiſpiel unter den Teutſchen den Eifer erweckte, ſich mit ihren unſterblichen Werken genauer bekannt zu machen, aus ihnen edlere Früchte der Kenntniſſ zu ſammeln, und an ihren herrlichen Muſtern den Geſchmack und das Urtheil zu bilden. Hierinn hat er alle ſeine Zeitgenoſſen weit übertroffen. Man ſah es augenſcheinlich und mit großer Bewunderung, daß er kaum in Heidelberg angekommen war und zu lehren begonnen hatte, als ſchon, in Folge ſeiner Empfehlung der alten Klaſſiker, und ſeines eignen reinen, edlen und geſchmackvollen Vortrags, das alte barbariſche Latein bei den Studirenden in Abnahme kam und ein beſſerer Geſchmack erwachte. So wirkte er aber nicht allein da, wo der nächſte Schauplatz ſeiner unmittelbaren Thätigkeit war; ſondern er wuſſte auch andere Männer von Anſehen und redlichem Willen für denſelben Zweck zu gewinnen, oder wenn ſie ſchon aus eignem Antriebe zu dieſen Ziele hinſtrebten, ſie durch ſeinen Rath zu leiten und zu unterſtützen. Seine Reiſen waren ihm dabei trefflich zu ſtatten gekommen, die Verbindung mit vielen ausgezeichneten Männern ſeiner Zeit theils neu anzuknüpfen, theils zu unterhalten, und durch ſeinen lehrreichen Briefwechſel ward er zu vielen ihrer heilſamen Unternehmungen Anlaſſ, Rath und Beiſtand. Zum Schulmanne fühlte er ſich ſelbſt zwar nicht geſchaffen; dagegen unterſtützte er

auf jede Weiſe die Schulen ſeiner gelehrten Freunde, vorzüglich des Hegius zu Deventer und des Dringenberg zu Schletſtadt, und freute ſich der Fortſchritte ihrer talentvollen Schüler. Unter andern lernte er drei nachmals hochverdiente Männer, Murmelius, Erasmus von Roterdam und Hermann Buſch, als zarte Jünglinge in der Schule des Hegius kennen, und ſagte, mit tiefer Einſicht in das noch verborgene Weſen ihrer Geiſtesanlagen, ihre künftige Größe voraus. So weit ſein Einfluſſ reichte, ſuchte er die ſchlechten Schulbücher zu entfernen, und beſſere an ihre Stelle zu bringen, was freilich wegen der Seltenheit der letztern, große Schwierigkeiten hatte! — Vornehmlich aber iſt es bei ſeinen Bemühungen um die Aufnahme der klaſſiſchen Literatur zu rühmen, daß er ſchon viel weiter ſah, als viele, die nach ihm kamen; indem er auf der einen Seite zwar die große Lehre einſchärfte, daß man die Wiſſenſchaften nicht um zeitlichen Gewinnes, ſondern vornehmlich um der eignen Geiſtesbildung willen, erlernen müſſe, auf der andern Seite aber das Studium der Alten nicht bloß wegen ihres formellen Nutzens, nur um der Ausbildung der Sprache willen empfahl, ſondern — in der ſehr richtigen Ueberzeugung, daß alle Sprachkenntniſſ für ſich allein doch am Ende zu nichts nützt, wenn man durch ſie nicht zu eigentlichen Sachkenntniſſen geführt wird — ſich bemühte, den großen Einfluſſ einer gründlichen Kenntniſſ der alten Sprachen in alle Wiſſenſchaften zu zeigen, an den Muſtern des Alterthums nicht bloß ſchön reden, ſondern vielmehr auch richtig denken zu lehren, und zunächſt eine beſſere Methode des Lehrens und Lernens überhaupt zu begründen.

Seine Anſichten des ſicherſten Weges, zu einer höheren Geiſtesbildung zu gelangen, hat er am vollſtändigſten

und gedrängteſten in einem Briefe an ſeinen Freund Barbirianus ausgeſprochen,*) aus welchem wir ſie daher, mit ſeinen eignen, ſo getreu als möglich übergetragenen Worten hier mittheilen.

„Bei dem Entwurf eines Planes zur wiſſenſchaftlichen Bildung müſſen, wie ich glaube, zwei Dinge vornehmlich berückſichtigt werden; erſtlich, auf welche Gegenſtände des Wiſſens vornehmlich unſere Wahl gerichtet ſein muſſ, und zweitens, welchen Weg wir einzuſchlagen haben, um in dem Fache, das wir uns erwählten, die meiſten Fortſchritte zu machen.“

„Dem einen wird nun freilich das Fach, welchem er ſich widmen ſoll, durch die Nothwendigkeit, in Anſehung ſeiner Vermögensumſtände oder ſeiner natürlichen Anlagen, angewieſen; der andere kann ſich nach freier Wahl an einen Gegenſtand, der ihm der beſte dünkt, anſchließen. Derjenige nehmlich, dem ein geringes Vermögen zu Theil wurde, wählt ſich in der Regel eine ſolche Beſchäftigung, wobei er glaubt, am frühſten zu der Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe zu gelangen; und wer von der Natur weniger Thätigkeit und Scharfſinn empfing, der darf, wenn er nicht ganz vergebens arbeiten will, nicht allemal das ergreifen, was er am meiſten wünſcht, ſondern was er am ſicherſten leiſten kann. Derjenige aber, der ein reicheres Maß von äußeren Mitteln und eine höhere Kraft des Geiſtes empfing, würde Unrecht thun, wenn er nicht mit al-

*) Libellus de formando studio vere aureus, dignus qui studiosorum omnium manibus teratur; cujus autores sunt doctissimi viri Rodolphus Agricola, Erasmus Roterodamus, Philipp. Melanchthon. Colon. 1532. 8.

len Kräften nach dem Höchſten ſtreben, und in einem Verhältniſſe, wo er den erſten Rang erſteigen kann, ſich mit dem zweiten oder dritten begnügen wollte. So wählt ſich denn nun dieſer das bürgerliche, jener das geiſtliche Recht und ein anderer die Heilkunde; viele ergreifen auch die ſogenannten Künſte, die meiſtens nur in Geſchwätz und hohlem Geräuſch beſtehen, und wenden ihre Zeit auf weitſchweifige und verwickelte Disputationen, oder richtiger zu ſagen, auf Räthſel, für deren Auflöſung ſeit ſo vielen Jahrhunderten ſich kein Oedipus gefunden hat, und wohl ſchwerlich ſich jemals einer finden wird. Mit dieſen überladen ſie dann die unglücklichen Ohren der Schüler, ja ſie füllen und pfropfen ſie ihnen ein, und töden dadurch bei den meiſten die beſſern Hoffnungen und künftigen Früchte des Geiſtes im zarten Alter, gleichſam ſchon in der Knoſpe. Gleichwohl lobe ich alle dieſe Beſchäftigungen, und würde ſie noch mehr loben, wenn ſie recht und ordentlich betrieben würden. Denn ich bin nicht ſo thöricht, daß ich allein verwerfen ſollte, was ſo viele loben. Warum ſollte ich auch das nicht loben, wodurch ſo viele ſich Reichthum, Ehrenſtellen, Ruhm, Anſehen und Würden erwerben? beſonders die Wiſſenſchaften, von denen ich weiß und gern geſtehe, daß ſie (mit Cicero zu reden) einträglicher ſind, als andere, welche man unfruchtbar und trocken nennt, weil ſie mehr den Geiſt als den Kaſten bereichern. Wenn du alſo auf Gewinn ſiehſt, ſo muſſt du eine von jenen einträglichen Wiſſenſchaften erwählen, die man treibt, um reich zu werden; aber du muſſt auch wiſſen, daß dir dieſer Ruhm, wenn du ihn erlangeſt, mit jedem Wucherer gemein iſt. Wenn du jedoch den richtigern Gedanken faſſeſt, daß das wahrhaft Edle um ſeiner ſelbſt willen geſucht zu werden verdient, und wenn du dich überzeugſt, daß, bei

beſcheidenen Wünſchen, das Vermögen, was du beſitzeſt, immer hinreicht, — denn bei unbeſcheidenen Wünſchen ſcheint uns auch das Geringſte bei Andern zu groß, und das Größte bei uns zu klein, — ſo rathe ich dir, dich auf die Philoſophie zu legen, das heißt nichts anders, als dich zu bemühen, von den Dingen richtig zu denken, und das Gedachte gut vortragen zu können.“

„Das Denken iſt nun von zweierlei Art, eben ſo wie die Beſchaffenheit der Dinge, welche wir unterſuchen. Einige Dinge nehmlich beziehen ſich auf unſere Handlungen und Sitten. In dieſen iſt die ganze Weiſe, unſer Leben recht und gut zu führen, enthalten, und damit beſchäftigt ſich der Theil der Philoſophie, welchen wir die Moral nennen. Auf dieſe müſſen wir zuerſt und vorzugsweiſe Rückſicht nehmen. Sie iſt aber nicht allein aus den eigentlichen philoſophiſchen Schriftſtellern, wie Ariſtoteles, Cicero, Seneca, und anderen dieſer Art, deren Bücher leſenswerth ſind, ſondern auch aus den Geſchichtſchreibern, Rednern und Dichtern zu ſchöpfen; denn wenn dieſe die guten Handlungen als rühmlich, und das Gegentheil derſelben als tadelnswerth darſtellen, ſo lehren ſie zwar nicht eigentlich, aber ſie zeigen, welches gerade das wirkſamſte iſt, durch augenſcheinliche Beiſpiele, was Recht oder Unrecht iſt. Von dieſen aber ſteigen wir noch höher zu der heiligen Schrift, um nach ihren Lehren unſer Leben einzurichten, und auf ihre ſegensreiche Leitung unſer Heil zu bauen. Denn allem, was uns Andere lehren, iſt doch immer mehr oder weniger Irrthum beigemiſcht; ſie ſelbſt konnten es auch nicht dahin bringen, ihren Lebenswandel ganz tadellos und nach keiner Seite abweichend einzurichten, und den wahren Zweck des Lebens kannten ſie entweder gar

nicht, oder ahneten ihn nur dunkel, gleichſam wie durch eine Wolke ſehend, ſo daß ſie davon mehr redeten, als überzeugt waren. Aber die heilige Schrift iſt von allem Irrthum eben ſo weit entfernt, als ihr Urheber, Gott ſelbſt. Sie allein führt uns auf einem ſichern feſten und richtigen Wege, ſie zerſtreut alles Dunkel, und ſichert den, der ihr folgt, vor aller Täuſchung, Abweichung und Verirrung."

„Es gibt aber noch andere Dinge, die nicht ſowohl einer unmittelbaren Anwendung auf unſer Leben fähig ſind, ſondern deren Kenntniſſ mehr unſerm Geiſte zur Zierde und zu einem edlen Vergnügen gereicht. Dahin gehören alle Unterſuchungen über die Natur der Dinge; in der That ein ſehr vielſeitiger und mannichfaltiger Gegenſtand, den auch ſchon viele Männer von großem Geiſte auf ſehr verſchiedenartige Weiſe behandelt haben. Wiewohl nun dieſe Kenntniſſ nicht gerade nothwendig iſt, um den Geiſt eines rechtſchaffenen Mannes auszubilden, ſo trägt ſie doch dazu nicht wenig bei; denn erſtlich wird derjenige, der ſeinen Geiſt mit wahrer Aufmerkſamkeit auf jene Forſchungen richtet, weniger Raum für unnütze und ſchlechte Dinge behalten; ferner lernt man ſolche Dinge, welche der Unkundige anſtaunt, mit Gleichgiltigkeit und Ruhe betrachten; man bedauert diejenigen, welche gewöhnlich für glücklich gelten, weil man einſieht, wie vergänglich und geringfügig alle Dinge ihrer urſprünglichen Natur nach ſind; man muſſ geſtehen, daß für die ganze Natur kein größeres Verderben eintreten könne, als wenn alle, ſelbſt die verachtetſten Theile derſelben, ſich in ſolche Dinge, wie Gold und Edelſteine verwandelten, denen nur die allgemeine Thorheit des menſchlichen Geſchlechtes ihren hohen Werth verlieh; endlich, wenn wir uns nun, mit Hilfe dieſer

Wiſſenſchaft, von der ſchwachen, zerbrechlichen und allen Unglücksfällen unterworfenen Beſchaffenheit unſeres eignen Körpers überzeugen, ſo werden wir um ſo mehr dahin geführt, alle Sorge auf unſern Geiſt und deſſen Ausbildung zu verwenden, worauf keine Mühe fruchtlos verwandt wird, weil alles, was man auf den Geiſt verwendet, eben ſo unvergänglich iſt wie dieſer ſelbſt. Ich übergehe vieles andere, was noch über dieſen Gegenſtand geſagt werden könnte, weil dies ſchon hinreicht, zu zeigen, daß jene Kenntniſſ der Bemühungen eines weiſen Mannes würdig iſt." —

„Alle dieſe Gegenſtände nun, ſie mögen ſich auf das menſchliche Leben oder auf die Natur beziehen, müſſen aus ſolchen Schriftſtellern geſchöpft werden, welche auf wiſſenswerthe Gegenſtände zugleich das Licht einer ſchönen Darſtellung verbreiten, ſo daß man mit der Kenntniſſ der Sachen gleichzeitig auch das, was ich oben zunächſt mit dieſer verbunden habe, die Kunſt eines guten Vortrages, erlernt. — Die erſte Sorge beim eignen Vortrage muſſ immer auf Richtigkeit des Ausdrucks gehen; die Sorge für Schönheit iſt dieſer untergeordnet, denn Schönheit kann ohne Richtigkeit und Zuſammenhang der Rede nicht ſtatt finden. Es geht mit der Beredſamkeit eben ſo, wie mit dem menſchlichen Leibe; wenn nicht alle Glieder deſſelben gehörig geordnet und beſchaffen ſind, wenn ſie nicht ihre richtige Geſtalt und Größe haben, ſo iſt aller Schmuck, womit man ſie umgibt, vergebens; der Körper wird immer ſeinen Zierden widerſtreiten, und der äußerliche Schmuck wird die Verunſtaltung nur noch auffallender machen." —

„Ich habe nun noch davon zu ſprechen, auf welchem Wege, meiner Meinung nach, von unſern Studien der meiſte Gewinn zu erwarten ſteht. Mancher wird darüber

vielleicht anders denken; meine Anſicht aber iſt folgende. Wer beim Erlernen der Wiſſenſchaften zu einer Frucht gelangen will, die der Mühe werth iſt, der hat vornehmlich auf dreierlei zu ſehen; erſtlich, daß er das, was er lernt, richtig und deutlich verſtehet; zweitens, daß er das einmal Aufgefaſſte auch richtig behält; und endlich drittens, daß er ſich dadurch in den Stand ſetzt, auch ſelbſt etwas hervorzubringen. Zum erſten gehört fleißiges Leſen, zum andern ein getreues Gedächtniſſ, und zum dritten eine fleißige Uebung."

„Beim Leſen iſt vorzüglich dahin zu ſtreben, daß wir das, was wir leſen, ſo vollkommen als möglich verſtehen und ganz durchſchauen, ſo daß wir uns nicht bloß mit einer oberflächlichen Kenntniſſ des abgehandelten Gegenſtandes begnügen, ſondern bei guten Schriftſtellern auch die Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Worte, ihre Verbindung und die darinn liegende Schönheit ins Auge faſſen, und ſowohl die Zierde als die Würde des Ausdrucks, ſo wie die Schärfe, mit welcher die Sachen erklärt, vorgeſtellt und gleichſam an ein helles Licht gezogen werden, bemerken. Dieſe Vorſchrift iſt jedoch nicht ſo weit auszudehnen, daß wir bei einer Stelle, die uns entweder an ſich, oder wegen unſerer noch mangelhaften Kenntniſſ, dunkel iſt, ſogleich ſtehen bleiben und nicht weiter fortſchreiten, oder wohl gar, wie Manche thun, das Buch liegen laſſen, die Studien verwerfen, und an unſerer Geiſteskraft verzweifeln ſollten; denn zu Fortſchritten bedarf es Fleiß, nicht Widerwillen. Wenn ſich alſo etwas findet, deſſen Verſtand wir nicht ſogleich ausmitteln können, ſo müſſen wir es übergehen und für eine andere Zeit aufſparen, wo dann inzwiſchen vielleicht ein Menſch, oder ein anderes Buch, oder, wie es häufig geſchieht, ein abermaliges Leſen uns Aufſchluſſ

gibt; denn mein Sprichwort iſt: ein Tag lehrt den andern.*) Wenn es Quintilian ſogar unter die Tugenden eines Sprachlehrers rechnete, nicht alles zu wiſſen, wie viel mehr iſt es uns, wenn auch nicht nothwendig, doch wenigſtens verzeihlich, mit manchem unbekannt zu ſein! Indeſſen will ich damit nicht das Anſehen haben, die Nachläſſigkeit in Schutz zu nehmen; im Gegentheil glaube ich durch nichts den Fleiß mehr anſpornen zu können, als wenn ich zeige, daß fleißiges Leſen auch zum Verſtändniſſ den Weg bahnt, und alle Mühe beim Leſen durch fortgeſetztes Leſen überwunden wird.“

„Demnächſt muſſ nun das Gedächtniſſ auch das Empfangene feſt aufbewahren. Das Gedächtniſſ iſt nun freilich zunächſt eine Gabe der Natur; doch kann man ihm durch Kunſt nachhelfen; — denn unter allen Geiſtesfähigkeiten iſt gewiſſ das Gedächtniſſ diejenige, welche am meiſten durch häufige Uebung vermehrt, durch Vernachläſſigung und Nichtgebrauch aber geſchwächt wird. Wenn wir nun gewiſſe Gegenſtände für immer in unſerm Geiſte feſt halten wollen, ſo müſſen wir ſie zuerſt mit der größten und ungetheilteſten Aufmerkſamkeit auffaſſen, dann aber ſo oft als möglich im Geiſte zurückzurufen, und uns dabei bemühen, daß dies mit der größten Treue geſchehe; dies alles aber müſſen wir thun, wenn der Geiſt frei, und nicht von andern Sorgen und Beſchäftigungen zu ſehr eingenommen iſt, wie es denn ziemlich bei allen unſern Verrichtungen als Grundſatz gilt, daß man nicht zu gleicher Zeit mehrere Dinge genügend leiſten kann. Der Geiſt iſt ſtark, (wie Salluſtius ſagt) wenn man ihn anſtrengt; dies kann

*) Dies diem docet.

aber nicht geſchehen, wenn er durch gleichzeitige Beſchäftigung mit vielerlei Gegenſtänden zerſtreut iſt.“

„Die dritte und letzte Aufgabe iſt nun, wie wir, mit Hilfe der Gegenſtände, die wir durch Lernen in uns aufgenommen haben, auch ſelbſt etwas hervor zu bringen fähig werden, damit unſere Studien nicht bei uns müßig und unfruchtbar liegen bleiben, ſondern, gleich den Samenkörnern, die man der Erde anvertraut, eine reichliche Frucht eintragen. Dieſer Gegenſtand iſt ſo weitläuftig und reichhaltig, daß er wohl verdient, mit mehrerm ausgeführt zu werden, wie ich mir denn auch eine künftige genauere Bearbeitung deſſelben vorgenommen habe; da dies für eine lange Arbeit und auf die Wiſſenſchaften gewandte Bemühung der ſchönſte Lohn iſt. Denn wenn wir ſelbſt nichts anderes der Nachwelt überliefern oder der Mitwelt darſtellen können, als das, was wir von Andern gelernt haben: worinn würden wir uns dann von einem Buche unterſcheiden? außer etwa darinn, daß dieſes ſeinen Innhalt immer getreulich aufbewahrt und wiedergibt, unſere Kenntniſſe aber oft einer Wiederholung und Erneuerung bedürfen. Es gehören aber hierher zwei Dinge, von denen jedes für ſich allein ſchon wichtig iſt, beide in Verbindung aber den höchſten Preis bei den Studien verdienen. Das eine beſteht darinn, daß wir das Erlernte jederzeit in Bereitſchaft haben, und da, wo wir es brauchen, ſogleich finden können; denn man ſieht viele Leute, welche zwar mancherlei gelernt haben und im Gedächtniſſ aufbewahren, aber wenn ſie etwas davon zur Anwendung bringen ſollen, fällt ihnen nichts ein, ſie können ſich an nichts erinnern, ſie wiſſen zwar etwas, aber eben daß ſie es wiſſen, wiſſen ſie nicht. Das andere beſteht darinn, daß wir uns in den Stand ſetzen, außer dem, was wir gelernt haben, auch etwas zu erfinden und neu

zu bearbeiten, was wir uns als unſer Eigenthum zuſchreiben können. So ſind es denn nun auch zwei Hilfsmittel, von denen ſich zur Erreichung dieſer Zwecke vornehmlich Nutzen erwarten läſſt."

„Als das erſte betrachte ich, daß wir uns gewiſſe allgemeine Begriffe denken, wie z. B. Tugend und Laſter, Leben und Tod, Weisheit und Thorheit, Liebe und Haſſ, und dgl. m. unter welche ſich alle Gegenſtände ordnen laſſen; dieſe müſſen wir feſt halten, und, wo möglich, alles was wir bereits gelernt haben, oder doch wenigſtens das, was wir noch lernen, mit ihnen in Verbindung ſetzen, ſo daß jedesmal, wenn wir an einen jener allgemeinen Begriffe denken, auch die darunter geordneten Gegenſtände ſich uns darſtellen. Auf dieſem Wege bringen wir es dahin, daß uns alles, was wir gelernt haben, ſicher und gegenwärtig, gleichſam immer unter unſern Augen iſt.*) Oft kann aber

*) Agricola faſſt ſich, in der Urſchrift, hier ſehr kurz, und drückt ſich ſo unbeſtimmt aus, daß man nicht genau einſieht, ob ſeine Meinung iſt, ſchriftliche Collectaneen auf die angegebene Weiſe anzulegen, oder ſich nur im Gedächtniſſ die Gegenſtände gleichſam nach jenem Schema zu denken. Ohne Zweifel aber iſt beides mit einander zu verbinden. Eine beſtimmte Ordnung im Denken (auch ohne daß man dabei gerade immer die Feder zur Hand hat) iſt das ſicherſte Mittel, um Ordnung, Klarheit und Reichthum in den eignen, ſowohl ſchriftlichen als mündlichen Vortrag zu bringen; das bloße Gedächtniſſ allein bleibt aber immer unzuverläſſig, und es iſt daher nicht genug zu empfehlen, ſich, zur Aufbewahrung wiſſenswerther Gegenſtände, an gute, genau und bequem angelegte Collectaneen zu gewöhnen. Die größten Gelehrten, wie Conrad Gesner, Leibnitz, Haller, u. a. m. hatten den Reichthum ihrer unvergleichlichen Schriften größtentheils ihren Collectaneen zu verdanken.

eine Erzählung oder ein Gedanke ſich unter mehrere Hauptbegriffe ordnen laſſen. Z. B. den gewaltſamen Tod der Lucretia, wie er beim Livius erzählt wird, beziehen wir auf den Begriff der Keuſchheit, wie hoch nehmlich dieſe zu achten iſt, da Lucretia glaubte, ihren Verluſt mit dem Leben büßen zu müſſen; dann der Schönheit, zu welchem Unglück dieſelbe nehmlich Anlaſſ geben kann, und wie ſehr ſie die Keuſchheit in Gefahr ſetzt; ferner des Todes, daß dieſer für kein Uebel zu halten iſt, da ihn Lucretia einem befleckten Leben vorzog; endlich der Wolluſt, wie viel Krieg und Verderben ſie angerichtet hat; auch daß großes Unglück doch oft zu großem Glücke geführt hat, ſo wie aus jenem Verbrechen die Freiheit des römiſchen Volkes hervorging. Eben ſo kann z. B. der Ausſpruch:

Est virtus placitis abstinuisse bonis;

(Es iſt eine Tugend, Gütern, die uns gefallen, zu entſagen), auf den Begriff der Tugend bezogen werden, weil es eine Tugend genannt wird, Gütern, die uns gefallen, zu entſagen; dann auf den Begriff des Gutes, daß nehmlich nicht alle Güter wünſchenswerth ſind, weil es zur Tugend gehört, Gütern zu entſagen, die uns gefallen; und der Entſagung, in ſo fern dieſe eine Tugend iſt, wenn ſie an Gütern, die uns gefallen, geübt wird."

„Zweitens müſſen wir bei dem, was wir lernen, die einzelnen Redetheile ſorgfältig und mit Beurtheilung unter einander vergleichen und in einem weitern Umfange erklären. Als Beiſpiel mag jene Stelle des Virgil dienen:

Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi
Prima fugit.

(Der glücklichſte Tag des Lebens entflieht den unglücklichen Sterblichen immer am ſchnellſten.) Hier heißt es zuerſt: der glücklichſte. Welchen Werth haben alſo die Güter

des menſchlichen Lebens, wenn auch die, welche wir für die beſten halten, nicht bloß vergehen, ſondern entfliehen, und alſo auch, wenn ſie vorhanden ſind, immer die quälende Erwartung einer ſchlimmeren Zukunft laſſen, die uns, in Vergleichung mit dem vorhergegangenen Guten, nur um ſo trauriger erſcheint? Ferner: der Tag des Lebens. Wie unbedeutend muſſ dieſes alſo ſein, wenn es ſo flüchtig iſt, daß auch der ſchönſte Tag deſſelben, ſchon in ſeinem Beginnen, gleichſam in der Blüthe zerſtört wird? Weiter: den unglücklichen Sterblichen. Welche Glückſeligkeit kann das Leben gewähren, wenn wir, die wir leben, nicht nur ſterblich, ſondern auch unglücklich ſind? und wie ſollten die Sterblichen nicht unglücklich ſein, da ihre Güter, ihr ganzes Leben ſo flüchtig, und ſie ſelber dem Tode unterworfen ſind? Endlich: er entflieht am ſchnellſten. So ſchnell alſo, daß wir ihn noch nicht einmal durch die Erfahrung genug erprobt und uns ſeines Beſitzes ganz erfreuet haben, ſo daß uns immer, was darauf folgt, wenn es auch an ſich gut iſt, doch durch den Gedanken an etwas beſſeres verbittert wird. Und er fliehet; er entfernt ſich nicht nach unſerm Willen. Wie trügeriſch und unſicher iſt alſo alles Glück, da es ſo gar nicht von unſerm Willen oder Gutdünken abhangt?"

„Wenn wir auf dieſe Art jeden Gedanken in einem weitern Umfange und allen Verhältniſſen der darinn enthaltenen Begriffe betrachten, ſo weit die Natur eines jeden es zuläſſt, ſo wird ſich ein großer Reichthum, ſowohl für den Vortrag, als für die eigne Erfindung, uns darbieten. — Wer alſo dieſen Umſtand richtig und ſorgfältig behandelt, und dabei vornehmlich die Geſetze eines ſyſtematiſchen Denkens befolgt, dem wird beſtändig ein reicher und bereiter Vorrath, über jeden vorkommenden Gegenſtand aus

dem Gebiete der von ihm erlernten Wiſſenſchaften zu ſprechen, ſich eröffnen. — Ueberdies wird ein ſolches Verfahren ſein Urtheil über die erlernten Gegenſtände ſehr erweitern, er wird mit Hilfe deſſelben entweder neue Beweiſe und Grundſätze erfinden, oder doch die bereits vorhandenen in einer neuen Geſtalt darſtellen können, und es bedarf dann nur noch des Styls (der Kunſt des Ausdrucks), um mit eignen Darſtellungen aufzutreten und einen guten Vortrag zu bilden.“ —

Den zuletzt berührten Gegenſtand hielt Agricola für ſo wichtig, daß er eine beſondere Bearbeitung deſſelben in einem größeren Werke (de inventione dialectica) unternahm, welches unter allen ſeinen hinterlaſſenen Schriften nicht nur den größten Umfang hat, ſondern auch von ſeinen Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolgern am meiſten geſchätzt wurde, wiewohl er es, nach ſeinem eignen Geſtändniſſ, nur flüchtig entworfen hatte, und durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen. Er wurde nehmlich, im Anfange ſeines Aufenthaltes zu Heidelberg, durch die Bitten ſeines Freundes Dietrich von Plenningen bewogen, die ſchriftliche Bearbeitung jenes, ihm offenbar vorzüglich am Herzen liegenden Gegenſtandes zu beſchleunigen, und er that dies zum Theil auf einer Reiſe, wo er dann jenes Werk (wie er ſelbſt ſagt) mehr hinwarf, als ſchrieb.*) Da er in dem oben mitgetheilten Briefe, im Junius 1484, dieſer Bücher de inventione dialectica als ſchon vorhanden gedenkt, und ſich, wegen der weitern Ausführung des zuletzt erwähnten Umſtandes, auf ſie be-

*) Scis tu quidem (ſagt er in der Zueignungsſchrift an Plenningen) eos (libros) partim paranti iter, partim in itinere, excidisse mihi verius quam scriptos esse.

ruſt, ſo kann die Reiſe, die er hier meint, nicht ſeine nachher zu erwähnende letzte Reiſe nach Rom geweſen ſein, ſondern es iſt vielmehr zu glauben, daß er dieſe Beſchäftigung während der Zeit vornahm, als er, vor der völligen Verlegung ſeines Wohnſitzes nach Heidelberg, ſich in ſeinem Vaterlande aufhielt, und daß er kurz vor und während der Reiſe nach Heidelberg noch daran arbeitete, um ſeinem Freunde Plenningen das von dieſem gewünſchte Werk vollendet zu überbringen. Weil er ſelbſt dies Werk noch für mangelhaft hielt, und ſich darinn nicht genug gethan zu haben glaubte, ſo gab er es auch noch nicht öffentlich heraus, ſondern wünſchte ausdrücklich, daß Plenningen es betrachten ſollte, als wär es nur für ihn allein geſchrieben. Wahrſcheinlich beſchäftigte er ſich nun, während ſeines Aufenthaltes zu Heidelberg, mit der Verbeſſerung und weiteren Bearbeitung dieſes Werkes, das er ſelbſt für ſein Hauptwerk achtete; doch hinderte ihn ſein früher Tod, ganz damit zu Stande zu kommen. Dennoch erhielt es auch in dieſer unvollkommenen Geſtalt, in der es lange nach Agricola's Tode erſt ans Licht trat, den Beifall und die Bewunderung eines Erasmus und anderer urtheilsfähiger Kenner. In dieſen Büchern hat er nun die Kunſt, jeden Gegenſtand nach allen ſeinen verſchiedenen Beziehungen zu unterſuchen und darzuſtellen, und dadurch ſelbſt zu neuen Anſichten und Entdeckungen zu gelangen, ausführlich vorgetragen. Er zeigte zuerſt, daß dieſe Kunſt, die man ſonſt gewöhnlich als einen Theil der Redekunſt betrachtete, nicht dieſer, ſondern der Philoſophie angehöre, denn wenn auch der Redner, für ſeinen Zweck, dieſer Kunſt vorzüglich bedürfe, ſo müſſe er ſie doch erſt aus der Philoſophie entlehnen, da ſie durchaus auf den allgemeinen Geſetzen eines philoſophiſch geordneten Denkens beruhe. Da

man nun die Denklehre damals unter dem Nahmen der Dialektik begriff, ſo nannte Agricola die von ihm aufgeſtellte Lehre eine dialectiſche Erfindungskunſt (inventio dialectica), als Gegenſtück deſſen, was die Alten, z. B. Cicero, als redneriſche Erfindungskunſt (inventio rhetorica) aufgeſtellt hatten. Dieſe Anſicht führte ihn aber auf eine völlige Umgeſtaltung der ganzen Dialektik, indem er ſie in zwei Hauptheile zerfällte, von welchen der eine, nach ſeinem Plane, die Erfindung, der andere die Beurtheilung abhandeln ſollte. Der erſte iſt es, den er in ſeinen Büchern de inventione dialectica bearbeitet hat; an der Ausführung des zweiten verhinderte ihn ſein frühzeitiger Tod. Er band ſich dabei durchaus an kein vorhandenes Syſtem; denn ohngeachtet er den Ariſtoteles in der Grundſprache geleſen und fleißig ſtudirt hatte, ſo huldigte er doch nicht der Autorität deſſelben, ſondern folgte ſeinen eignen Gedanken, mit Benutzung des beſten, was die Schriften der Alten ihm darboten, die er ſich in ihrer Denkweiſe, keineswegs aber in ihrer Denkform, zum Vorbild wählte. Da er nun ſeinen Gegenſtand auf eine ganz neue Art, aber vollkommen durchdacht, vortrug, ſo brachte er es auch dahin, daß er ſeine Lehre viel deutlicher, beſtimmter und vollſtändiger darſtellte, als Alle, die vor ihm etwas ähnliches unternommen hatten; und legte den Grund, auf welchem ſpäter Melanchthon, Peter Ramus, und andere Reformatoren der Philoſophie, weiter fort bauten. — Er geſteht, daß ſein Entwurf kein durchaus neuer und ihm ganz eigenthümlicher Gedanke ſei; denn außer dem, was ſich in den Schriften der Alten, z. B. des Ariſtoteles, Cicero, Quintilian, hieher gehöriges findet, habe auch der bekannte Raimundus Lullus etwas ähnliches ſchon lange vor ihm verſucht; dieſem

aber (meint er) habe es zu ſehr an Sachkenntniſſen und an eigentlicher wiſſenſchaftlicher Bildung gefehlt, um das, was er erfunden, ſelbſt deutlich einſehen und vortragen zu können, und er habe daher die Wiſſenſchaft, anſtatt ſie aufzuklären, nur noch mehr verwirrt und verdunkelt. — Von der gemeinen Dialektik ſeiner Zeit, die eigentlich die Kunſt des richtigen Denkens ſein ſollte, die man aber zu einer Kunſt unnützer Streitigkeiten herabgewürdigt hatte, fällt er ein ſehr ſcharfes, aber gerechtes Urtheil, und nennt ſie eine elende, im gemeinen Leben, ſo wie für andere Wiſſenſchaften, nicht nur unnütze, ſondern ſogar ſchädliche Kunſt, die dem Geiſt eine verkehrte Richtung gebe, und ihn ganz unfähig mache, wieder in andern reellen Wiſſenſchaften zu arbeiten. Eben ſo ſehr klagt er darüber, daß man keiner Wiſſenſchaft ihre beſtimmten Grenzen anweiſe, ſondern daß faſt eine jede, anſtatt ſich mit den ihr eigentlich zukommenden Gegenſtänden zweckmäßig zu beſchäftigen, in das Gebiet anderer eingreife; daß den meiſten Wiſſenſchaften, wenn man ihnen das, was ſie von andern entlehnten, wieder abnehmen wolle, faſt nichts als eine leere Schale übrig bleiben würde; daß man nichts zur rechten Zeit und am rechten Orte lehre, und anſtatt gemeinnütziger Kenntniſſe, nur ein leeres Geräuſch erhebe. Dies, ſetzt er mit der ihm eignen Behutſamkeit hinzu: iſt wenigſtens die Klage vieler gelehrter, erfahrner und auf das allgemeine Beſte aufmerkſamer Männer; ich will zwar nicht geradezu behaupten, daß alles wahr ſei, möchte aber ſehr wünſchen, es ſei nicht wahr! — Sein eigner Zweck geht indeſſen nicht dahin, die beſtehende Dialektik zu beſtreiten; ſondern vielmehr an die Stelle dieſer, die er für durchaus fehlerhaft und verdorben hielt, — ohne ſich in Streitigkeiten einzulaſſen — etwas ganz neues zu ſetzen, und die Wiſ-

ſenſchaften überhaupt durch allgemeine Grundſätze eines richtigen Denkens zu verbeſſern. Um demnach jedem denkbaren Gegenſtande mit möglichſter Beſtimmtheit ſeine richtige Stelle unter den mit ihm verwandten Begriffen anzuweiſen, alle ſeine Merkmaale richtig zu erkennen, und durch ſie auf die Bildung und Zuſammenſtellung neuer Ideen zu gelangen, ſtellt er ein ziemlich einfaches, aber dennoch, wenigſtens für den Standpunkt ſeiner Ideenwelt, umfaſſendes und erſchöpfendes Gerüſte auf, in welches er alle möglichen Merkmaale der Begriffe ordnet, und welches wir hier, als eine charakteriſtiſche Probe und eine der weſentlichſten Grundlagen ſeiner Denklehre, in gedrängter Ueberſicht beifügen.

Die Verhältniſſe, die bei einem Gegenſtande in Betrachtung kommen, oder unter welchen ſich derſelbe betrachten läſſt, nennt er loci, und zählt deren vier und zwanzig, nach folgendem Schema:

I. Innere.

A. weſentliche (qui sunt in substantia).

1. allgemeiner Begriff (definitio). 2. Gattung (genus). 3. Art (species). 4. Eigenthümlichkeit (proprium). 5. Beſchaffenheit als Ganzes (totum). 6. Beſtandtheile (partes). 7. Innerer Zuſammenhang (conjugata).

B. abgeleitete (qui sunt circa substantiam).

8. Verbindungen (adjacentia). 9. Wirkungen (actus). 10. Gegenſtände des Wirkens (subjecta).

II. Aeußere.

A. angehörige (cognata).

11. Der Grund des Wirkens (efficiens). 12. Zweck (finis). 13. Erzeugniſſ (effecta). 14. Beſtimmung (destinata).

B. bedingende (applicita).

15. Raum. 16. Zeit. 17. Umgebungen (connexa).

C. zufällige (accidentia).

18. Nahmen des Dinges; 19. was ihm widerfährt (contingentia); 20. was von ihm ausgeſagt wird (pronuntiata); 21. was mit ihm verglichen wird (comparata); 22. was ihm ähnlich iſt (similia).

D. widerſtreitende (repugnantia).

23. Entgegengeſetzte (opposita). 24. Abweichende (differentia). —

Ohne uns hier auf eine genauere Unterſuchung und Beurtheilung dieſer Dispoſition einzulaſſen, müſſen wir doch erkennen, daß darinn kein Verhältniſſ, unter welchem ein Gegenſtand an ſich oder in Verbindung mit andern betrachtet werden kann, überſehen iſt, und daß alles darauf hinſtrebt, zu gründlicher und richtiger Sachkenntniſſ zu gelangen, und ſie im Geiſte genau und vollſtändig zu ordnen. — An die Entwickelung dieſer verſchiedenen Geſichtspunkte für die Betrachtung eines Gegenſtandes, knüpft nun Agricola die Regeln für ihren Gebrauch, und zeigt, wie die Sätze, welche hierdurch gefunden werden, im Vortrage ſo anzuordnen und auszuführen ſind, wie der jedesmalige Zweck es verlangt, um die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuhörers zu gewinnen, ſein Herz zu rühren, und ſeinen Verſtand zu überzeugen. —

Daß Agricola ſich auch in Gegenſtänden der Religion zu höheren und reineren Einſichten, als den zu ſeiner Zeit herrſchenden, erhoben hatte, iſt theils ſchon aus ſeinen Bemühungen um eine reinere Philoſophie zu ſchließen, da in jenem Zeitalter die Philoſophie mit der Theologie ſo in-

nig zuſammen hing, daß die herrſchenden Syſteme beider Wiſſenſchaften mit einander ſtehen und fallen mußten; theils gibt er es auch, durch manches ſtrenge Urtheil über die zu ſeiner Zeit im Schwange gehende Behandlung der theologiſchen Wiſſenſchaften, in ſeinen Schriften unmittelbar zu erkennen. Melanchthon erzählt von einem, ihm bekannten, alten und ehrwürdigen Manne, Nahmens Josquin aus Gröningen, derſelbe habe einſt in ſeiner Jugend ein Geſpräch Agricola's mit Johann Weſſel angehört, in welchem beide ſich über die in der Kirche herrſchende Finſterniſſ beklagten, die Miſſbräuche der Meſſe und den eheloſen Stand der Geiſtlichen miſſbilligten, und mit Beziehung auf die Lehre des Apoſtels Paulus, daß der Menſch nur durch den Glauben gerecht werde, das Vorgeben der Mönche, welche durch ihre vermeinten guten Werke die Menſchen ſelig machen wollten, ſo wie die unerweislichen Traditionen, und andere dahin gehörige Gegenſtände verwarfen.*) — Dergleichen freimüthige Aeußerungen ſucht man freilich in Agricola's eignen Schriften vergeblich, und am wenigſten vermuthet man ſie nach ſeinen Gedichten an Heilige, zu denen er mit aller Andacht eines ächten Alt-Glaubigen redet. —

Eben ſo, wie Agricola für richtiges Denken bemüht war, lieferte er auch in ſeinen Schriften Muſter eines guten Ausdrucks. Als einer der Erſten, der ſich bemühte, den falſchen Weg ſeiner Zeitgenoſſen auch in dieſer Hinſicht zu verlaſſen, kann er freilich noch nicht auf den Ruhm eines vollendeten ſchönen Styls Anſpruch machen; er iſt noch nicht zu der hohen und edlen Einfalt eines Cicero em-

---

*) Flacii Catal. testium veritatis (Basil. 1556. 8.), pag. 985.

porgeſtiegen, ſondern hangt zu ſehr an dem falſchen Schmuck gehäufter Figuren und anderer geſuchter Zierrathen, wie er ſie von ſeinen Lieblingen, dem jüngern Plinius und Seneca, gelernt haben mag, und wie ſie die Alten überhaupt erſt da zu lieben anfingen, als der wahrhafte gute Geſchmack bei ihnen ſchon zu ſinken begann; auch iſt er nicht ganz frei von allen Flecken ſeines Jahrhunderts. In ſeinen Reden trägt er zu viele Kunſt zur Schau, und ſeine Gedichte zeigen noch nicht die Eleganz, die Celtes und andere bald nach ihm auftretende Dichter erreichten. Indeſſen erhebt er ſich ſo hoch über alle die vor ihm waren, daß man es ihm gar nicht zum Vorwurf machen darf, wenn er nicht alle Klippen vermied, und nicht völlig ſo weit kam, wie die, welche nachher auf ſeine Schultern ſteigen, und auf dem von ihm zuerſt gebahnten Wege weiter fortſchreiten konnten. Unangefochten bleibt ihm in ſeinen philoſophiſchen Schriften das, für ſein Zeitalter höchſt ſeltene, und auch von ſeinen Nachfolgern in einer langen Zeit nicht übertroffene Verdienſt einer ſcharfen Beſtimmung der Begriffe, einer Verbannung der geſchmackloſen und barbariſchen Terminologien, und eines reinen, deutlichen und bündigen Ausdrucks.

Eben ſo achtungswerth, wie durch ſeine Gelehrſamkeit, war er auch durch ſeinen ſittlichen Charakter und unbeſcholtenen Wandel. Alle Nachrichten, die uns ſeine Zeitgenoſſen von ihm hinterlaſſen haben, ſtimmen darinn überein, daß er ſowohl in ſeiner Jugend als in ſeinen männlichen Jahren ſich von den zu ſeiner Zeit ſo ſehr im Schwange gehenden und faſt gleichgiltig gewordenen Ausſchweifungen im Trunk und in der Liebe ganz rein erhielt. Im Umgange war er ſtets heiter und gefällig, und durch ſeine muſikaliſche Fertigkeit oft eine Zierde der Geſellſchaften.

Seine Beſcheidenheit und Friedfertigkeit war ausgezeichnet; nur wurden dieſe Tugenden dadurch an ihm weniger rühmlich, daß er darinn zu weit ging, und zum wahren Nachtheil der Wiſſenſchaften und der von ihm erkannten Wahrheit, theils mit ſeinen erworbenen Kenntniſſen und Einſichten zu lange zurück hielt, theils gegen die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegen ſtellten, nicht kräftig genug kämpfte. —

Sein ſehnlicher Wunſch, Italien wieder zu ſehen, wurde noch einmal befriedigt, als der Biſchof von Worms, in Aufträgen des Kurfürſten von der Pfalz, im Sommer 1485 nach Rom reiſte, wohin Agricola ihn begleiten muſſte. Aber in Italien hatte, während ſeiner Abweſenheit, der Krieg mit allen ſeinen Schrecken gewüthet; er fand alſo dieſes ſchöne Land, und beſonders ſein geliebtes Ferrara, ganz entſtellt und verändert. „Es iſt unglaublich (ſchrieb er an ſeinen Bruder) wie die ganze Gegend um Ferrara verheert iſt. Die Landhäuſer ſind niedergeriſſen und verbrannt, der Thiergarten des Fürſten iſt verwüſtet, die Bäume niedergehauen, die Mauern eingeſtürzt; die Klöſter ſind verlaſſen; die Straßen zu Ferrara ſind aufgeriſſen und mit Schutt und Koth angefüllt. Mehr als 15000 Menſchen ſind zu Ferrara theils durch Hunger, theils durch Peſt, theils durch andere Unfälle des Krieges hinweggerafft worden." — Es iſt leicht einzuſehen, daß dergleichen Erſcheinungen Agricola's Vorliebe für Italien ſehr herabſtimmen muſſten, und es ließ ſich erwarten, daß er hinfort mit noch ungetheilterer Zuneigung und noch regerem Eifer für Teutſchland arbeiten werde. Doch unſerm Vaterlande war ein längeres Wirken dieſes ſo viel verſprechenden Mannes nicht beſtimmt, denn bald nach ſeiner zweiten Rückkehr aus Italien erkrankte er ſo plötzlich und gefährlich, daß

der herbei gerufene Arzt, der ſich vielleicht etwas verſpätet hatte, bei ſeiner Ankunft ihn ſchon tod fand. Er ſtarb zu Heidelberg am 28. Oktober 1485, wenig über 42 Jahr alt, und wurde daſelbſt in der Franciſcaner-Kirche, in der Kleidung des Franciſcaner-Ordens, begraben.

Sein früher Tod wurde von den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit allgemein bedauert. Reuchlin hielt ihm eine feierliche Leichenrede; nicht nur ſein Freund Johann von Dalberg und ſein dankbarer Schüler Conrad Celtes, ſondern auch der gelehrte Venetianer Hermolaus Barbarus, ehrten ſein Andenken durch poetiſche Innſchriften; und lange nach ſeinem Tode machte Erasmus die Teutſchen mit allem Feuer der Rede, welches ihm zu Gebote ſtand, darauf aufmerkſam, was ſie an dieſem Manne beſeſſen, und durch ſein frühes Hinſterben verloren hatten.*)

Agricola's Ruhm gründete ſich bei ſeinem Leben mehr auf ſein perſönliches Wirken, als auf ſeine Schriften, von denen er nur wenige und, wie es ſcheint, unbedeutende, ſelbſt herausgab. Seine hinterlaſſenen Manuſcripte bekam größtentheils ſein Freund und Landsmann Adolf Occo, der als Arzt in Augsburg lebte; doch zerſtreuten ſie ſich in der Folge, und erſt 54 Jahre nach ſeinem Tode brachte Johann Alardus von Amſterdam, nach den raſtloſeſten Bemühungen, eine möglichſt vollſtändige Sammlung ſeiner Werke zu Stande. Unterdeſſen hat-

*) Erasm. Adag. Chil. I. Cent. 4. Nr. XXXIX. (Quid cani cum balneo.) ed. Basil. 1551. fol. pag. 145. auch hin und wieder in ſeinen Schriften.

ten aber die Wiſſenſchaften ſchon ſo beträchtliche Fortſchritte gemacht, daß Agricola's Schriften bei weitem nicht mehr die auffallenden Wirkungen hervorbringen konnten, die ſich bei ſeinen Lebzeiten davon erwarten ließen; wiewohl ſie allerdings noch den verdienten Beifall der Gelehrten erhielten. Sie beſtehen, außer dem bereits erwähnten größeren Werke de inventione dialectica, in noch einigen weniger bedeutenden philoſophiſchen Aufſätzen, in Erklärungen über lateiniſche Klaſſiker, nehmlich über Cicero's Rede pro lege Manilia, einige Declamationen des Seneca und des Boethius Bücher de consolatione philosophiae; dann in Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, nehmlich von Platons Axiochus, Iſokrates paraenesis ad Demonicum, Lucians Buch de non credendis delatoribus und deſſen Micyllus, und des Aphthonius Progymnasmen, welche letztere jedoch, ſowohl in Anſehung der Sprache als des Sinnes, ſo ſchlecht überſetzt ſind, daß man entweder, mit Franz Escobar, dieſe Ueberſetzung dem Agricola ganz abſprechen, oder ſie für eine Jugendarbeit deſſelben halten muſſ, die der Aufbewahrung nicht werth war; ferner in drei Reden (oder vier, wenn man die mitrechnet, welche der Biſchof von Worms vor dem Papſt Innocentius VIII. hielt, deren wahrer Verfaſſer, nach Einigen, Agricola ſein ſoll, wie ſie ſich denn auch in der Sammlung ſeiner Werke findet), einigen Gedichten, welche zu ſeinen ſchwächſten Leiſtungen gehören, und ſeinen Briefen, die ohne Zweifel unter allem, was er hinterlaſſen hat, auch ſelbſt noch für unſere Zeiten, das wichtigſte und lehrreichſte ſind. Den Geſchichtſchreibern wird Agricola, — wenn man nicht die von ihm aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erzählung von der Zuſammenkunft Kaiſer Friedrichs mit dem Herzog Karl von Burgund,

im Jahre 1474, hieher beziehen will,*) — mit Unrecht beigezählt; denn der kurze Auszug der allgemeinen Weltgeſchichte, nach dem alten Syſteme der vier Monarchien, welchen man ihm gemeiniglich zuſchreibt, iſt, wie Zapf**) erwieſen hat, weder von ihm allein, noch mit Dalberg und Reuchlin gemeinſchaftlich, ſondern ausſchließlich von dem letztern, verfaſſt worden. — Die bekannten Ausgaben ſeiner geſammelten Schriften ſind folgende:

Rodolphi Agricolae Phrysii lucubrationes quaedam. Colon. 1471. 4. ***) — Dieſe Ausgabe iſt, wie alle gedruckten Bücher aus jener älteſten Periode, von der äußerſten Seltenheit, und da ſie des Zeugniſſes aus eigner Anſicht bewährter Bibliographen entbehrt, ſo wird ſie von Panzer †) als zweifelhaft betrachtet.

— — Opuscula. Antverp. 1476. 4. — Auch für dieſe Ausgabe gründet ſich der Beweis ihres Daſeins nur auf ein einziges beſtimmtes Zeugniſſ. ††)

— — nonnulla opuscula, soluta et stricta oratione. — In hoc codice continentur: Axiochus Platonis, latine; Epistola de congressu Frederici

---

*) Sie ſteht in M. Freheri German. rerum scriptor. Tom. II. (Francof. 1602. fol.) pag. 155. sq. und iſt ohne Zweifel eine von Agricola's früheren Arbeiten.

**) Johann von Dalberg ꝛc. S. 99.

***) Clement, bibliotheque curieuse historique et critique, T. I. pag. 80. not.

†) Annales typograph. Vol. I. pag. 275.

††) J. H. Kindervater, Nachricht von der Bibliothek der Kirche S. Blaſii in Nordhauſen, (Nordh. 1717. 8.) S. 59. — Er gibt den Titel nur ganz kurz an, ohne ſich auf eine nähere Beſchreibung einzulaſſen.

Imp. et Caroli Burgund. ducis; Epistola de re scholastica; de formando studio tractatus; Isocratis paraenesis ad Demonicum, latine; Oratio in laudem philosophiae; Oratio ad Innocentium VIII; Carmen de S. Jodoco; Anna mater; Epicedion in comitem Spiegelbergensem; Hymnus de omnibus sanctis; Carmina ad Jodoc. Besselium et ad Casparum abbatem; Epitaph. in Philippum Nothum D. Brabantiae; Epigrammata latina. — Theodoricus Martinus Alosten. imprimebat. Antverp. 1511. 4.*)

— — nonnulla opuscula. — Basil. ap. And. Cratandrum et Servat. Cruſtanum. 1518. 4. **) — iſt vermuthlich mit der vorigen Ausgabe übereinſtimmend.

— — Lucubrationes aliquot lectu dignissimae, in hunc usque diem nusquam prius editae, caeteraque ejusdem viri plane divini omnia quae exstare creduntur opuscula, plusquam depravatissime ubique jam olim excusa, nunc demum ad autographorum exemplarium ſidem per Alardum Amstelredamum emendata et additis scholiis illustrata. Colon. ap. Jo. Gymnicum. 1539. 4. 2 Voll. — Dies iſt die neuſte, bekannteſte, und gegen die vorigen, ungleich vermehrte und berichtigte Ausgabe, in welcher nur Agricola's Erklärungen über den Boethius nicht enthalten ſind.

Von den Ausgaben ſeiner einzelnen Schriften ſind folgende zu bemerken:

---

*) Maittaire, annales typograph. Tom. II. P. I. pag. 224. — Clement l. c. pag. 78.

**) Clement l. c. pag. 79. — Panzer, Annal. typograph. Vol. VI. pag. 209.

Historia perjucunda sanctissimae matris Annae. — Lips. per Jac. Thanner. 1507. 4. — Agricola hatte dies Gedicht auf die heil. Anna noch während ſeines Aufenthaltes zu Heidelberg (wie aus einem ſeiner Briefe hervorgeht) ſelbſt herausgegeben; doch iſt von dieſer erſten Ausgabe nichts weiter bekannt.

De inventione dialectica libri III. Lovan. 1515. fol. — Argent. 1521. 4. — ibid. 1528. 4. — cum schol. Jo. Matthiae Phrissemii. Colon 1527. 4. — ibid. 1535. 8. — Paris. 1529. 4. — ibid. 1533. 8. — ibid. 1534. 4. — ibid. 1538. 4. — Epitome commentariorum dialecticae inventionis Rod. Agricolae, per Barth. Latomum Arlunensem. Colon. 1530. 8. — ibid. 1532. 8. — Alle dieſe Ausgaben, ſo wie der Auszug des Latomus, ſind nach unvollſtändigen und fehlerhaften Abſchriften gemacht. Die erſte vervollſtändigte Ausgabe, übereinſtimmend mit dem gleichzeitigen Abdruck in den ſämmtl. Werken, cum notis Alardi, Colon. 1539. 4. — Nach dieſer iſt die ſeltne italieniſche Ueberſetzung: della invenzione dialettica, trad. da Orazio Toscanella. In Venezia 1567. 4.

De formandis studiis epistola; — mit Phil. Melanchthonis de corrigendis studiis sermo. Paris. 1527. 8. — De ratione studii epistola. Norimb. 1530. 8. — De formando studio etc. (der Brief des Agricola, mit verwandten Aufſätzen von Erasmus und Melanchthon; vgl. oben) Basil. 1531. 8. — Colon. 1532. 8. — u. m. A.

Oratio de nativitate Christi. Tubing. 1527. 4.

Oratio in laudem Matth. Richili; — mit Des. Erasmi Roterodami de recta latini graecique sermonis pronuntiatione dial. Basil. ap. Froben. 1528. 8.

In laudem philosophiae oratio; — dicta a Rod. Agricola Phrysio in praesentia Herculis Estensis Ferrar. ducis, a. D. 1476. — Colon. 1533. 8. — Dies iſt die Rede, mit welcher er zu Ferrara öffentlich auftrat und die Bewunderung der Italiener erregte.

Seine Erklärungen zu den Declamationen des Seneca befinden ſich in: Opera L. Annaei Senecae — per Des. Erasmum Roterod. et Matth. Fortunatum etc. Basil. s. a. (1529.) fol. — und ſeine Erklärungen zum Boethius in: Sev. Boëthii de consolatione philosophiae liber, cum commentar. Jo. Murmelii etc. — Daventriae op. Alb. Pafraet. s. a. 4. — vielleicht auch in andern Ausgaben dieſes ſo häufig aufgelegten Schriftſtellers.

Anhangsweiſe gedenken wir hier eines jüngern Rudolf Agricola, deshalb, weil er von Niceron, von Panzer, und vielleicht auch von andern, mit dem obigen verwechſelt worden iſt. Er lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts, und war aus Waſſerburg am Inn gebürtig, daher er ſich Hydroburgensis und Rhaetus nennt; iſt aber ſonſt in Anſehung ſeiner Lebensumſtände wenig bekannt. Seine Schriften, die zuweilen irrthümlich dem ältern Rudolf Agricola beigelegt werden, ſind: 1) De divo Casimiro, regio Poloniae et Lituaniae principe, signis et miraculis clarissimo, carmen elegiacum, Cracov. 1511. 4. — 2) Ad Jo. Vadianum epistola de locorum nonnullorum obscuritate; c. Vadiani resp. Vienn. 1515. 4. — 3) Oratio ad Rev. D. Petrum Tomitium, Episc. Premisliensem et regni Poloniae Vicecancellarium, Viennensis universitatis nomine habita. Vienn. 1515. 4. — 4) Pro Rev. D. Matthaeo Langio,

Ep. Gurc. etc. Silvula. Vienn. s. a. (wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit wie die vorhergehenden) 4. — 5) Hymnus de divo martyre Stanislao, tutelari Poloniae patrono. Cracov. 1519. 4. — 6) Institutiones vitae fusiorisque eloquii, omnibus morum latinaeque linguae candidis dilectoribus utilissimae. Cracov. s. a. (1519) 4.

---

5. Alexander Hegius.*)

Neben Rudolf Agricola verdient auch ſein Jugendgenoſſe und Freund Alexander Hegius eine ehrenvolle Stelle unter den erſten Beförderern der Wiſſenſchaften, obgleich, weil er mehr im Stillen wirkte, und ſich weniger durch Schriften bekannt gemacht hat, ſein Nahme in der Folgezeit nur ſelten genannt wurde, und von ſeinen Lebensumſtänden wenig näheres bekannt iſt. Nicht einmal das Jahr ſeiner Geburt iſt mit Beſtimmtheit anzugeben, wiewohl man mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen kann, daß er ohngefähr mit Agricola in gleichem Alter geweſen ſein mag.**) Als ſein Geburtsort wird ein Münſterſches Dorf Heck angegeben, nach welchem er auch ſeinen gewöhnlichen Beinahmen Hegius angenommen. Er genoſſ in ſeiner Jugend den Unterricht des Thomas von Kempis, und wurde hier mit Rudolf Lange, Rudolf

*) Auch von ihm ſind faſt die einzigen zuverläſſigen Nachrichten bei Hamelmann (Opera geneal. histor. Lemgov. 1711. 4. pag. 324. sq.) zu finden, woraus Meiners (Lebensbeſchr. berühmt. Männer ꝛc. 2. B. S. 364 u. f.) auch die ſeinigen größtentheils genommen hat. Bei Adam u. a. finden ſich eben ſo unvollſtändige als unrichtige Angaben.

**) Wenn Jöcher (im Gel. Lex.) ſein Geburtsjahr 1433 angibt, ſo iſt dies viel zu früh angenommen, und entweder ein Druckfehler, vielleicht anſtatt 1443, oder ein offenbarer Irrthum, und wenigſtens ganz unbegründet.

Agricola, Ludwig Dringenberg, und andern, nachmals um die Ausbreitung der Wiſſenſchaften verdienten Zeitgenoſſen bekannt. Wie und wo er die Jahre ſeiner reiferen Jugend und ſeines angehenden männlichen Alters zugebracht, iſt unbekannt. Auf einer ſeiner Schriften wird ihm der Titel Magister artium beigelegt, doch weiß man nicht, wenn und wo er dieſe Würde erhalten hat. So viel iſt indeſſen gewiſſ, daß er ſich der alten Sprachen und Literatur mit großer Vorliebe befleißigte; und da man keine Spur findet, daß er ſich, gleich andern ſeiner berühmten Zeitgenoſſen, in Italien weiter ausgebildet, Teutſchland aber zu ſeiner Zeit ihm wenig Anſtalten zu ſeiner höheren Vervollkommnung bieten konnte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er ſich vornehmlich durch eignen Fleiß, unterſtützt durch die von Rudolf Lange und Moritz von Spiegelberg aus Italien mitgebrachten literariſchen Hilfsmittel, einen für ſeine Zeit ungewöhnlichen Umfang von Kenntniſſen erworben. Ohne Zweifel hat auch Rudolf Agricola durch mündliche und ſchriftliche Unterhaltung noch manches zu ſeiner weitern Ausbildung beigetragen; denn nur in dieſem Sinne kann es zu verſtehen ſein, wenn Erasmus *) ihn einen Schüler Agricola's nennt, da Agricola, wie aus ſeiner Lebensbeſchreibung bekannt iſt, niemals eine eigentliche Schule gehalten hat, und Hegius überdies ziemlich gleichzeitig mit ihm auf dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens auftrat. Wie dem auch ſein mag, ſo iſt es gewiſſ, daß er ſeine erworbenen Kenntniſſe für die weitere Verbreitung und Ausbildung der eben erſt neu aufkeimenden Wiſſenſchaften trefflich benutzte. Zwar

---

*) Adag. Chil. I. Cent. 4. Nr. XXXIX. (ed. Basil. 1551. fol.) p. 145.

beſtand ſein Verdienſt nicht in eignen großen Bereicherungen ihres Gebietes; wohl aber erwarb er durch ſeinen Unterricht ihnen immer mehr Freunde, und erzog in mehreren ſeiner Schüler ihnen Beförderer vom erſten Range. Nachdem er vielleicht ſchon an andern Orten unterrichtet hatte, eröffnete er ſeine Schule zu Deventer, und hier betrat er eigentlich den wahren und unvergeſſlichen Schauplatz ſeines Wirkens. Bei den großen Folgen, welche von dieſer Schule ausgingen, würde es von nicht geringer Wichtigkeit für die Geſchichte unſerer wiſſenſchaftlichen Kultur ſein, das Jahr, wo Hegius dort zu lehren anfing, mit Genauigkeit zu beſtimmen; aber bei der Mangelhaftigkeit unſerer Nachrichten können wir dies eben ſo wenig, als bei dem Jahre ſeiner Geburt. Indeſſen gibt ein Brief des Agricola an Hegius,*) wiewohl er ohne Datum iſt, uns doch einige Anleitung, die Zeit ohngefähr zu beſtimmen. Agricola ſagt nehmlich hier, er habe nach ſeiner Rückkehr aus Holland, wohin er von dem Rathe der Stadt Gröningen geſandt worden, einen Brief des Hegius gefunden, und wünſcht ihm gleich darauf Glück zu der Errichtung ſeiner Schule zu Deventer, wovon ihn wahrſcheinlich Hegius eben in jenem Briefe benachrichtigt hatte. Dieſe Reiſe des Agricola, von welcher in deſſen Lebensbeſchreibung die Rede geweſen iſt, geſchah aber im Jahre 1481, und in daſſelbe Jahr muſſ daher auch die Errichtung der Schule des Hegius fallen, da, wenn ſie ſchon früher ſtatt gefunden hätte, Agricola gewiſſ nicht davon, als von einer Neuigkeit, ſprechen würde. Die Umſtände, unter welchen Hegius ſein Lehramt in Deventer antrat, waren, wie wir aus demſelben Briefe des Agricola er-

---

*) In Agricolae Opp. T. II. pag. 181.

ſehen, nicht die günſtigſten, denn die Stadt war kurz vor- her durch die Peſt verheert worden, und Hegius konnte ſich daher vom Anfange weder einen angenehmen Aufent- halt, noch eine bedeutende Anzahl von Schülern und eine reichliche Belohnung dort verſprechen; indeſſen tröſtete ihn Agricola mit der Ausſicht auf eine beſſere Zukunft, und dieſe ſcheint ſeine Erwartungen auch nicht getäuſcht zu ha- ben. Denn bald ſah Hegius um ſich einen eben ſo zahl- reichen als auserleſenen Kreis von Schülern, der beſonders dadurch einen anſehnlichen Zuwachs erhielt, daß Rudolf Lange, vor der Errichtung der Domſchule zu Münſter, alle junge Leute, von deren Aeltern er deshalb um Rath gefragt wurde, nach Deventer zu Hegius ſchickte; und da Hegius, vornehmlich auch durch Langens reiche wiſ- ſenſchaftliche Schätze unterſtützt, nicht unterließ, neben dem Unterricht anderer, auch ſeine eigne Bildung immer weiter fortzuſetzen, ſo ſtieg in gleichem Verhältniſſ, wie der Um- fang ſeiner Kenntniſſe ſich immer mehr erweiterte, auch der Ruhm ſeiner Schule immer höher. Als durch Lang- ens Bemühungen endlich die zweckmäßige Einrichtung der Domſchule zu Münſter zu Stande kam, wünſchte er den Hegius als Rector derſelben dahin zu ziehen; doch dieſer zog es vor, ſeinen bisherigen Wirkungskreis in Deventer zu behalten, da er, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, ſchon zu alt war, um ſich in ein neues Lebensverhältniſſ und ein neu beginnendes Werk, deſſen Leitung noch jugendliche Kräfte erforderte, zu finden. *)

*) Meiners (a. a. O. S. 367.) zieht Hamelmanns An- gabe, daß Hegius, ſeines Alters wegen, das Rectorat zu Münſter ausgeſchlagen, in Zweifel; aber wenn man bedenkt, daß die Schule zu Münſter erſt unter Biſchof Conrad II.,

Wenige Lehrer aus jener Zeit durften ſich rühmen, den Wiſſenſchaften ſo treffliche Köpfe zugezogen zu haben, als Hegius. Einer ſeiner erſten Schüler, ſowohl der Zeit als dem Werthe nach, war der berühmte Erasmus von Roterdam, der als ein vierzehnjähriger Knabe, alſo ſchon 1481 oder im Anfange des Jahres 1482, der Schule des Hegius anvertraut wurde, und frühzeitig daſelbſt ſchon große Talente entwickelte. Niemals vergaß dieſer große Gelehrte, wie viel er ſeinem treuen Lehrer verdankte, und mehrmals benutzt er in ſeinen Schriften die Gelegenheit, ihm ausgezeichnetes Lob zu ſpenden. Auch Hermann Buſch, Johann Murmelius, Johann Cäſarius, Timann Camener, Joſeph Horlenius (nachmals Rector der Schule zu Hervord, und Lehrer des berühmten Peter Moſellanus), Gerhard Liſtrius, Conrad Goclenius (Profeſſor zu Löwen, wo ihn Erasmus ganz vorzüglich ſchätzte), Otto Beckmann (der erſte Profeſſor der Beredſamkeit auf der Univerſität Wittenberg), und viele andere, unter ihren Zeitgenoſſen geachtete und verdienſtvolle Männer, von denen Hamelmann*) eine große Anzahl nahmhaft macht, waren Schüler des Hegius. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht wird von ihm vorzüglich gerühmt, daß er ſeine Schüler nicht bloß in der lateiniſchen Sprache und Literatur, in einem größeren Umfange, nach einer beſſern Methode und beſſern Hilfsmitteln, als ſie in den gewöhnlichen Schulen ſeiner Zeit gebräuchlich waren, unterrichtete, ſondern auch mit der, in jenen Zeiten noch

---

alſo nicht vor 1496, zu Stande kam, daß mithin Hegius doch gewiſſ ſchon über 50 Jahr alt war, ſo iſt kein Grund zu jenem Zweifel vorhanden.

*) l. c. pag. 320.

ſo ſeltenen, griechiſchen Sprache bekannt machte. Die letz=
tere Sprache ſcheint er ſelbſt erſt in ſpäteren Jahren er=
lernt, aber doch darinn noch eine bedeutende Stärke erlangt
zu haben; denn ohngeachtet wir Spuren finden, daß er
ſeinen Freund Agricola in Gegenſtänden, welche dieſe
Sprache betrafen, fleißig zu Rathe gezogen, ſo legt ihm
doch ſpäterhin Murmelius *) das Lob einer vorzüglichen
Kenntniſſ beider Sprachen, ſowohl der griechiſchen als der
lateiniſchen, in gleicher Stärke, bei. — Eben ſo vortheil=
haft, als durch ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte, wirkte
aber Hegius auf ſeine Schüler durch ſeinen muſterhaften
Lebenswandel, und hinterließ auch dadurch bei ihnen ein
Andenken voll Dankbarkeit und Liebe. Fern von Eigennutz,
unterrichtete er dürftige Schüler nicht nur unentgeltlich,
ſondern unterſtützte ſie auch aus ſeinem eignen Vermögen,
oder ſorgte für ſie durch Empfehlung an ſeine begüterten
Freunde.

Außerhalb ſeiner eignen Schule, in einem größeren
Umfange, durch Schriften zu wirken, ließ ſich Hegius
weniger angelegen ſein, und Erasmus verbindet deswe=
gen mit den Lobſprüchen, die er ihm ertheilt, einen gelin=
den Vorwurf. An einer Stelle, **) wo er ihn unter den
Wiederherſtellern der ächten römiſchen Sprache aufzählt,
und als einen gelehrten, rechtſchaffenen und beredten Mann
bezeichnet, ſetzt er hinzu: er habe jedoch den Ruhm allzu
gering geachtet, um große Werke zu beginnen; und an ei=

*) Didascal. lib. II. cap. 9. homo graecae ac latinae linguae cum primis eruditus. — Ibid. cap. 21. vir non minus graecae linguae quam latinae doctus.

**) Im Ciceronianus.

nem andern Orte *) ſagt er: an dieſem Manne von eben ſo unbeſcholtenem Wandel als ungewöhnlicher Gelehrſamkeit, habe die Tadelſucht ſelbſt nur etwa dies eine ausſtellen können, daß er ſeinen Ruhm zu ſehr vernachläſſigt, und auf die Nachwelt zu wenig Rückſicht genommen; wenn er aber etwas geſchrieben, habe er auch dies mehr im Scherz als im Ernſte zu thun geſchienen; und dennoch wären ſeine Schriften auch ſo, nach dem einſtimmigen Urtheil der Gelehrten, der Unſterblichkeit würdig. — Indeſſen war doch ſein Wirken, ob er gleich kein fruchtbarer Schriftſteller war, keineswegs für den größeren Kreis ſeiner Zeitgenoſſen und für die Nachwelt ganz verloren; vielmehr wirkte er auf das geſammte Schulweſen, beſonders im nordweſtlichen Theile Teutſchlands, ſehr wohlthätig, indem er theils durch ſeine Schüler dazu beitrug, daß an mehrern andern Orten gute Schulen gegründet und erhalten wurden, wie durch Timann Camener, Johann Murmelius, Johann Pering, u. a. zu Münſter, durch Joſeph Horlenius und Theodor Rotarius zu Hervord, durch Hermann Torrentinus zu Zwoll, durch Nicolaus Lesdorf zu Gröningen, durch Ludolf Hering zu Hamm, durch Peter Nehemius zu Dortmund, durch Bartholomäus von Cöln (der zuvor in Deventer an der Schule des Hegius ſelbſt eine Zeitlang Mitarbeiter geweſen war) zu Minden, u. ſ. w.; theils aber durch ſeinen Eifer und ſein Anſehen dahin wirkte, daß die damals allgemein gangbaren latino-barbariſchen Worte, Redensarten und Verſe, desgleichen die allenthalben gebräuchlichen ſchlechten Schulbücher, als die Grammatica Alexandri, die Gemma gemmarum, die dem Boethius fälſchlich zugeſchriebenen

*) Adag. I, 8, c.

Bücher de disciplina scholarium (bei denen er ſogleich einen Barbarismus auf dem Titel tadelte), und andere desgleichen, aus den Schulen abgeſchafft, und die Schüler dafür zu den Schriften der Klaſſiker ſelbſt hingeführt wurden. Durch dieſe Verdienſte lebt ſein Wirken mittelbar noch immer bei der Nachwelt, und vielleicht beſſer und dauernder fort, als wenn er ſich weniger des Unterrichtes durch das lebendige Wort und Beiſpiel befleißigt, und dafür große Bücher geſchrieben hätte, die vielleicht jezt, wie ſo manche aus jener Zeit, unbrauchbar und ungeleſen in dem Staube der Bibliotheken vermoderten.

Wie lange Hegius ſeiner Schule in Deventer vorgeſtanden, iſt ſo wenig, als die Jahre ſeiner Geburt und ſeines Todes, genau bekannt. Die Angabe von dreißig Jahren, welche ſich bei Adam*) findet, iſt ohne Zweifel zu hoch, und man kann, wenn wir alle Umſtände zuſammennehmen, ſeinem Lehramte höchſtens eine Dauer von 23 Jahren zuſchreiben, da er, wie wir oben geſehen haben, ſeine Schule zu Deventer nicht vor 1481 eröffnet hat, und, wie wir ſogleich ſehen werden, 1504 ſchon tod war. Ja, es iſt zu bezweifeln, ob er wirklich bis an das Ende ſeines Lebens dem Schulamte vorgeſtanden, da er in ſeinen letzten Lebensjahren ſich mehr mit der Theologie beſchäftigt, und auch die Prieſterwürde erhalten haben ſoll. — Sein Schüler, der berühmte Hermann Buſch, hat auf ſeinen Tod folgendes Epigramm gemacht:

Functus Alexander tumulo jacet Hegius isto.
  Tu cave, ne plantis laesa sit umbra tuis.
Hoc duce Westphalos intravit Graecia muros,
  Et Monastriacas Pegasus auxit aquas.

---

*) Vit. German. philos. (Francof. 1705. fol.) pag. 6.

Und da dies Epigramm ſchon im Jahre 1504 gedruckt wurde, *) ſo geht hieraus mit Gewiſſheit hervor, daß Hegius in dieſem Jahre, oder noch etwas früher, geſtorben iſt. Ja, man könnte noch beſtimmter ſchließen, daß er bei der Erſcheinung der nachher zu erwähnenden Ausgabe ſeiner Schriften, gegen das Ende des Jahres 1503, ſchon nicht mehr am Leben geweſen, da er in derſelben quondam scholae Daventriensis Rector genannt wird; wenn dieſer Ausdruck nicht auch die Erklärung zuließ, daß er, wie oben angedeutet, noch bei ſeinem Leben ſich von der Leitung der Schule zurückzog.

Seine Schriften ſind vielleicht bei ſeinem Leben nach und nach einzeln erſchienen, aber die Ausgaben mögen ſich, wie es mit vielen der älteſten Producte der Buchdruckerkunſt, beſonders mit ſo kleinen Schriften, gegangen ſein mag, verloren und der Kenntniſſ der Literatoren entzogen haben. Die in ſeinen letzten Lebensjahren, oder vielleicht ſchon nach ſeinem Tode, erſchienenen Sammlungen ſeiner Schriften, die ebenfalls zu den größten literariſchen Seltenheiten gehören, ſind, ſo viel bekannt, folgende:

1) De utilitate linguae graecae, de aurea mediocritate elegia, hymni, aliaque. Daventriae 1501. 4. — Dieſe Ausgabe, von welcher mir nichts näheres bekannt iſt, wird von Panzer (Annal. typograph. Vol. IX. pag. 453. Nr. 5 b.) bloß aus Andreae Biblioth. belg. angeführt, und ſcheint Schriften zu enthalten, welche in den folgenden nicht vorkommen.

2) Alexandri Hegii, Gymnasiarchae jam pridem Daventriensis diligentissimi, artium professoris

*) in Herm. Buschii Epigramm. libr. III. Lips. per Mart. Lantsberck. 1504. 4.

clariſſimi, philoſophi, presbyteri, poëtae utriusque linguae docti, Carmina et gravia et elegantia, cum ceteris ejus opusculis quae ſubjiciuntur, etc. — Impr. Daventriae per Richardum Paffraet anno Dni. 1503. menſis Jul. XXIX. — 4. — Panzer (Annal. typogr. Vol. VI. pag. 485. Nr. 14.) erwähnt bei dieſer Ausgabe, die er aus ſeiner eignen Sammlung anführt, daß ſie nur die Gedichte enthalte, die übrigen auf dem Titel verſprochenen und einzeln genannten Schriften aber fehlten. Da die Titel-Angabe dieſer fehlenden Schriften (die ich oben nicht weitläuftig wiederholen wollte) mit der bei der folgenden Sammlung ziemlich genau übereinſtimmt, ſo ſind vielleicht beide Sammlungen als ein zuſammengehöriges Ganzes zu betrachten, wovon die Gedichte den erſten, die übrigen Schriften aber den zweiten Theil ausmachen; und daher iſt es leicht zu erklären, warum bei den Gedichten, welche der Herausgeber als den Anfang des Ganzen betrachtete, die übrigen Schriften zwar auf dem Titel genannt, aber im Innhalte ſelbſt nicht befindlich ſind, da ſie in einem beſondern Theile nachfolgen ſollten, wie hernach auch geſchehen iſt.

3) Alexandri Hegii, artium magiſtri, Gymnaſiarchae quondam Daventrienſis, philoſophi, presbyteri utriusque linguae docti, Dialogi de ſcientia et eo quod ſcitur, contra academicos. De tribus animae generibus. De incarnationis myſterio dialogi duo, quibus additum de paſchae et celebratione et inventione. Dialogus phyſicus. De ſenſu et ſenſili. De arte et inertia. De rhetorica. De moribus. Ejusdem Farrago, cui addita invectiva ejus in modos ſignificandi, quos refellit veriſſime. Epiſtola

una et altera ejus, ceteris apud suos latentibus. — Impr. Daventriae per Rich. Paffraet, anno Dni. 1503, in profesto circumcis. Dni. — 4. 85 Blätter. — Dieſe Ausgabe enthält die auf dem Titel der vorigen verſprochenen, aber in derſelben nicht befindlichen Schriften des Hegius. Da der Titel den Innhalt nicht mit völliger Genauigkeit angibt, ſo beſtimmt Freytag (Adparat. litterar. Tom. II. pag. 1197.) denſelben genauer, nach den einzelnen Stücken, auf folgende Weiſe: 1) Anonymi epistola ad lectores, scripta e Daventria XI. Cal. Dec. (21. Novemb.) 1503. 2) Aldi Manutii epistola ad litterarii ludi magistros. 3) Alex. Hegii Dialogus de scientia et de eo quod scitur. 4) Anonymi epistola ad lectores (eod. dato ut supra). 5) Dialogus περὶ τῆς ψυχῆς, id est de anima, et primo de anima in genere et ejus definitionibus et aliis multis. — De anima vegetabili dialogus II. — De anima sensuali sive sensili] dial. III. — De anima intellectuali dial. IV. 6) Dialogus physicus. 7) De toto et parte dialogus. 8) Quaestiones de sensibili et sensu. 9) Τὰ ἠθικὰ ἐρωτήματα, hoc est quaestiones de artibus moralibus. 10) De sacrosanctae incarnationis mysterio, adjuncta paschae inveniendae ratione, dialogi II. 11) Alex. Hegii Dialogus περὶ τέχνης καὶ ἀτεχνίας, de arte ac inertia, ac de utilitatibus artium grammaticae, logicae et rhetoricae. 12) Farrago Alex. Hegii. (Enthält vermiſchte grammatiſche und kritiſche Bemerkungen, in denen vorzüglich die Erinnerungen des Hegius gegen die Fehler und Miſſbräuche ſeiner Zeitgenoſſen bei der Erlernung und Behandlung der alten

Sprachen enthalten ſind.) 13) Contra modos ſignificandi Alex. Hegii. (Gewiſſermaßen ein Anhang zu dem vorigen, worinn er beſonders gegen die zu ſeiner Zeit ſo häufig gebrauchten latino-barbariſchen Worte, die man ſogar auf den Titeln der Bücher öffentlich zur Schau trug, zu Felde zieht.) 14) Alex. Hegii epiſtola ad Rud. Agricolam. 15) Ejusd. epiſtola ad Magiſtrum Veſſelum Groningensem. (Handelt vorzüglich von griechiſchen Manuſcripten.) — Man ſieht aus dieſem Verzeichniſſ der Schriften des Hegius, daß er ſich auch viel mit Unterſuchungen über philoſophiſche Gegenſtände beſchäftigt haben muſſ, und es würde mir daher höchſt intereſſant geweſen ſein, durch eigne Bekanntſchaft mit denſelben, den Geiſt ſeiner Philoſophie zu ermitteln. — Ob Hegius, außer den angeführten, noch andere Schriften hinterlaſſen, davon findet ſich keine Spur. Diejenigen, deren Hamelmann *) gedenkt, ſind alle in der zuletzt erwähnten Sammlung enthalten.

*) l. c. pag. 326.

6. Jacob Wimpheling. *)

Auch Wimpheling gehört zu den Männern, die ſich durch ihre großen Verdienſte zwar eine rühmliche Stelle unter den erſten Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften erwarben, deren aber gleichwohl, weil ſie mehr im Stillen, als durch ein glänzendes und geräuſchvolles Auftreten wirkten, jezt nur ſelten gedacht wird. Auch ſeine gelehrten Arbeiten hatten ihren Urſprung in der verbeſſerten und erweiterten Kultur der alten Sprachen; und wenn er zur Erweiterung dieſer Art von Kenntniſſen auf ihrem eignen Gebiete nur wenig beitrug, ſo erwarb er ſich deſto mehr Verdienſte um die praktiſche Anwendung derſelben zur Verbeſſerung vieler anderer Fächer der Wiſſenſchaften, und um die gelehrte Bildung überhaupt, beſonders aber um eine, der neu aus dem Dunkel hervorgerufenen, zugänglich und

*) Da die Nachrichten in Adami Vit. Theolog. German. und in Schwab, Syllabus Rectorum academiae Heidelbergensis, P. I. pag. 72. sq. theils unrichtig, theils unvollſtändig ſind, ſo muſſte ich die meiſten, theils aus Wimphelings eignen Schriften, ſo weit ſie mir zugänglich waren, theils aus andern hier und da zerſtreuten Notizen, zuſammen tragen. Rieggers Amoenitates literariae Friburgenses, in welchen vollſtändigere Nachrichten von Wimpheling und ſeinen Schriften geſammelt ſein ſollen, fehlten mir bei der Ausarbeitung dieſer Biographie, und ich konnte ſie auch von keiner Bibliothek, ohngeachtet aller angewandten Mühe, erhalten.

anwendbar gemachten Kenntniſſe würdige Verbeſſerung der Jugend-Erziehung von ihrer ſittlichen ſo wie von ihrer wiſſenſchaftlichen Seite, und demnächſt um die Anwendung des gereinigten Geſchmacks in den Wiſſenſchaften auf vaterländiſche Geſchichte. Da er zugleich auch von Seiten ſeines Charakters in mehr als einer Hinſicht höchſt achtungs- und liebenswürdig, und durch ſeine Kämpfe mit den Vorurtheilen der Geiſtlichen ſeiner Zeit, als ein nicht unbedeutender Vorgänger und Schickſalsgenoſſe des großen Reuchlin erſcheint, ſo verdient er in jeder Beziehung eine ehrenvolle Erneuerung ſeines Andenkens, und es iſt nur zu bedauern, daß die von ſeinen Lebensereigniſſen auf uns gekommenen Nachrichten uns faſt nichts weiter als einen nur oberflächlichen Umriſſ derſelben geſtatten.

Jacob Wimpheling war zu Schletſtadt im Elſas am 27. Jul. 1450 geboren, und erhielt in ſeiner Vaterſtadt auch ſeinen erſten Unterricht. Da Ludwig Dringenberg, ein Jugendfreund und Landsmann des Agricola und Hegius, ſich zu Schletſtadt niederließ, und eine Schule daſelbſt eröffnete, ſo benutzte auch Wimpheling noch ſeinen Unterricht, und wurde durch ihn mit der klaſſiſchen Literatur bekannt gemacht. Hierauf ſetzte er ſeine Studien, beſonders in der Theologie und dem geiſtlichen Rechte, auf mehrern Univerſitäten fort, nehmlich zu Freiburg, Baſel, Erfurt, und zuletzt zu Heidelberg, wo er auch die akademiſchen Würden eines Magiſters der freien Künſte und eines Licentiaten der Theologie erhielt, und in die philoſophiſche Facultät aufgenommen wurde, bei der er, nach der damaligen Verfaſſung, das Amt eines Magister regens einige Jahre lang verwaltete und ſich als Lehrer verdient machte. Im Jahre 1479 war er Decanus dieſer Facultät, und 1481 — 82 Rector der Univerſität.

Ohngeachtet er es aber in den ſchönen Wiſſenſchaften ſo weit gebracht hatte, als man es damals, auch ſelbſt bei ausſchließlicher Beſchäftigung mit denſelben, nur irgend verlangen konnte, und daher für einen guten Redner und Dichter galt, ſo blieb doch ſeine vorherrſchende Neigung immer der Theologie zugewandt, und da er, wie es ſcheint, in Heidelberg noch kein ordentliches, beſoldetes Lehramt hatte, ſo ließ er ſich daher um ſo leichter bewegen, Heidelberg zu verlaſſen, und ein Predigtamt an der Domkirche zu Speyer, das ihm angetragen wurde, zu übernehmen. Das Jahr, in welchem ſich dieſe Veränderung ſeiner äußern Lage zutrug, iſt zwar nicht genau zu beſtimmen, doch iſt die gewöhnliche Angabe,*) daß es erſt im Jahre 1494 geſchehen, offenbar irrig, da die Zueignungen und Vorreden einiger ſeiner frühſten, vor dem Jahre 1494 erſchienenen Schriften, nahmentlich die Zueignung des Gedichtes de triplici candore Mariae, an den Erzbiſchof Berthold von Mainz, vom 1. Mai 1493, und der Elegantiarum medulla, an Theodorich Greſemunt, vom 12. Junius 1493, ſchon aus Speyer geſchrieben ſind. Wenn indeſſen dieſe beſtimmten Zeugniſſe nur ſeinen Aufenthalt zu Speyer im Jahre 1493 beweiſen, ſo läſſt dagegen der Innhalt der älteſten, von ihm bekannten, in Druck vorhandenen Schrift, welche in einem Lobgedicht auf das Hochſtift Speyer beſteht, nicht ohne Grund vermuthen, daß er noch weit früher, und zwar ſchon im Jahre 1486, wo jene Schrift erſchien, dort lebte und in öffentlichen Dienſten ſtand, weil ſich außerdem ſchwerlich eine beſondere Veranlaſſung denken läſſt, die ihn bewog, das Lob

---

*) Z. B. in Adami vit. German. Theolog. (Frcf. ad M. 1705. fol.) pag. 10.

dieſes Hochſtiftes zu beſingen. — Er verwaltete ſein Predigtamt eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch mit ausgezeichnetem Beifall, und ließ ſich angelegen ſein, ſowohl durch einen reinen, unbeſcholtenen Lebenswandel, ſtrenge Sitten, Einfachheit in ſeinem Aeußern und Wohlthätigkeit gegen Dürftige, ſich ſeines geiſtlichen Standes würdig zu beweiſen, als auch andere Geiſtliche zu wahrer Frömmigkeit und einem tadelloſen Leben zu ermuntern. Inzwiſchen ſetzte er auch ſeine humaniſtiſchen Studien eifrig fort, und ſuchte durch ſeine Schriften, beſonders ſeinen Isidoneus germanicus, wovon die erſte Ausgabe 1497 erſchien, zur allgemeinen Verbreitung dieſer Studien unter der teutſchen Jugend, nach Kräften zu wirken. Das Predigtamt ſcheint indeſſen auf die Länge ſeiner etwas ſchwächlichen Geſundheit nicht zuträglich geweſen zu ſein; er gab es daher auf, und folgte der Einladung des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, zur Rückkehr auf die Univerſität Heidelberg, um deren Verbeſſerung dieſer Kurfürſt ſich in den letzten Jahren des funfzehnten und den erſten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts mit ſo großer Vorliebe bemühte. Wimphelings Rückkehr nach Heidelberg iſt zwar in Anſehung der Zeit nicht ganz genau zu beſtimmen; doch fällt ſie ohne Zweifel zwiſchen die Jahre 1497 und 1499, weil wir ihn in jenem Jahre noch zu Speyer, in dem letztern aber zu Heidelberg finden. Ob er damals wirklich zu einem ordentlichen, beſoldeten Lehramte nach Heidelberg berufen wurde, iſt zweifelhaft, und findet einen beſonders triftigen Widerſpruch in der Kürze der Zeit, die er in Heidelberg zubrachte, da er ſich ſchon nach wenigen Jahren, ohne dringende äußere Veranlaſſung, wieder von da entfernte; indeſſen iſt es keinem Widerſpruch unterworfen, daß er ſeinen abermaligen Aufenthalt auf dieſer, damals

ſo blühenden Univerſität, zugleich zu öffentlichen Vorleſung=en benutzte, zu deren Gegenſtand er ſich beſonders die Erklärung der alten Kirchenväter, und unter dieſen vornehmlich des Hieronymus, erwählte. Neben dieſer öffentlichen Beſchäftigung widmete er ſich zugleich dem Unterricht und der Leitung der Jugend; einem Geſchäfte, das *ihn*, wie es ſcheint, vor allen andern anſprach. Indeſſen arbeitete er an keiner öffentlichen Schule, und überhaupt in keinem größeren Kreiſe, ſondern beſchränkte ſich darauf, einzelne junge Leute von angeſehener Geburt und vorzüglichen Talenten, mit den Wiſſenſchaften bekannt zu machen, und ſowohl ihre häuslichen als Univerſitäts=Studien zu leiten. So war unter andern der junge Graf Wolfgang von Löwenſtein, Sohn des erſten Grafen Ludwig von Löwenſtein, und Enkel des Kurfürſten Friedrichs des Siegreichen, von der Pfalz, ſein Zögling, den er beſonders dadurch auszeichnete, daß er ihm eine ſeiner wichtigſten Schriften, die Adolescentia, zuſchrieb.

Inzwiſchen hatte Wimpheling, wie es bei ſeinen mannichfaltigen Verdienſten leicht zu erwarten war, die Bekanntſchaft vieler Männer von großer Gelehrſamkeit und hohem Range gewonnen. Einer von dieſen Freunden, und zwar der, welcher ſich am meiſten an ihn anſchloſſ, am meiſten in Geſinnungen und Handlungsweiſe mit ihm harmonirte, war Chriſtoph von Uttenheim, ein Mann, eben ſo achtbar durch ſeine Gelehrſamkeit, als ehrwürdig durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit und ſein aufrichtiges Streben nach thätiger Beſſerung des wiſſenſchaftlichen, ſittlichen und religiöſen Lebens unter ſeinen Zeitgenoſſen. Er und Wimpheling boten einander in dieſen wohlthätigen Beſtrebungen, durch Wort, Schrift und Beiſpiel, getreulich die Hände; aber beide fühlten ſich auch ſo häufig durch

fehlgeſchlagene Bemühungen gekränkt und zurückgeſtoßen, daß ſie endlich auf den Entſchluſſ geleitet wurden, ſich dem thätigen Leben ganz zu entziehen, und in der Einſamkeit, entfernt von dem Treiben der menſchlichen Geſellſchaft, nur in ſtillen Betrachtungen und ruhigem Forſchen, ſich ſelbſt, der Beſchäftigung mit Gott und ihrer eignen Veredlung zu leben. Beiden war es völliger Ernſt um die Ausführung dieſes Entſchluſſes; doch ſuchten andere Freunde Chriſtophs von Uttenheim dieſen davon zurückzuhalten, und dadurch verzögerte ſich die Sache, bis Uttenheim, im Jahre 1502, zum Biſchof von Baſel einſtimmig erwählt wurde. Jezt gelang es ſeinen Freunden, ihn vollends von jenem Vorhaben abzuziehen, durch die Vorſtellung, daß er bei ſeiner Frömmigkeit, in Verbindung mit der Würde eines ſo hohen geiſtlichen Amtes, eine ſeltne Gelegenheit hätte, zum Beſten des Reiches Chriſti zu wirken, und daß es Unrecht ſei, dieſe nützliche Wirkſamkeit, dem Verlangen nach eigner Ruhe und äußerem Frieden zu opfern. Uttenheim trat alſo die biſchöfliche Regierung des Hochſtifts Baſel an, und auch Wimphelings Entſchluſſ zum Einſiedler-Leben wurde dadurch, daß er es nun nicht mehr mit ſeinem Freunde theilen konnte, erſchüttert. Wimpheling hatte indeſſen ſchon früher Heidelberg wieder verlaſſen, und ſich in das Wilhelms-Kloſter zu Straßburg zurückgezogen, wo er ſchon im November 1501, zu Folge der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Declamatio Beroaldi, lebte, und wo er, laut der Vorrede zu ſeiner Epitome rerum Germanicarum, *) im September 1502 ſich noch aufhielt. Er hatte zu Straßburg ein Kanonikat erhalten, deſſen Beſitz ihm aber ſtreitig gemacht wurde; und

*) ap. Sim. Schardii Script. rer. German. (Giess. 1673. fol.) pag. 170.

da er nicht Luſt hatte, ſich darüber in einen weitausſehenden Proceſſ einzulaſſen, ſo that er freiwillig darauf Verzicht, und ging nach Baſel, wohin ſein Freund, der nunmehrige Biſchof Chriſtoph, ihn einlud. Dieſem ſtand er in ſeinen geiſtlichen Amtsgeſchäften getreulich bei. Unter andern hat er an den Statutis synodalibus ecclesiae Basileensis, welche auf Veranlaſſung des Biſchofs im Jahre 1503 herauskamen,*) großen Antheil. Indeſſen ſcheint das geſchäftvolle Leben am Hofe des Biſchofs doch ſeinem ſtillen Sinne nicht behagt zu haben, denn bald nachher, im Jahre 1505, finden wir ihn zu Freiburg im Breisgau, wo er ſich in dem S. Wilhelms-Kloſter aufhielt, bloß mit Schriftſteller-Arbeiten, als den Früchten ſeines ſtillen Nachdenkens und Studirens, beſchäftigt. —

Wimphelings Verdienſte um die Wiſſenſchaften gehören gerade nicht zu den glänzenden; er war keiner von den Männern, welche neue Bahnen brechen und große Umwälzungen im Reiche der Wiſſenſchaften zu Stande bringen; auch that er es an ausgedehntem Umfange der Kenntniſſe manchen andern großen Gelehrten ſeiner Zeit, einem Agricola, Reuchlin u. A. bei weitem nicht gleich; beſonders ſcheint er in die griechiſche Sprache und Literatur nicht tief eingedrungen zu ſein, und ſelbſt ſein lateiniſcher Styl trug noch manche Barbarismen aus früheren Zeiten an ſich. Demohngeachtet war ſein wiſſenſchaftliches Wirken höchſt verdienſtlich; denn es lag ihm vorzüglich daran, die erworbenen Kenntniſſe gemeinnützig zu machen, nicht ſowohl unter den Gelehrten zu glänzen, als die Ungelehrten, beſonders die Jugend, zweckmäßig heran zu bilden, und durch dieſe wiſſenſchaftliche Bildung nicht bloß das eigentliche Wiſſen zu vermehren, und den Verſtand

*) Panzer, Annal. typogr. Tom. IX. pag. 390. Nr. 17 b.

zu erleuchten, ſondern vornehmlich auch das Herz und die Sitten zu beſſern; und in dieſer Hinſicht gebührt ihm unter den erſten Wiederherſtellern der wiſſenſchaftlichen Bildung in Teutſchland eine um ſo ehrenvollere Stelle, als er damit gerade ſein thätigſtes Streben nach ſolchen Gegenſtänden richtete, die von den meiſten ſeiner, ſonſt zum Theil ihn allerdings in manchen Stücken verdunkelnden Zeitgenoſſen, nur zu oft überſehen wurden.

Wie er nun als Lehrer durch unmittelbare That nach dieſen Grundſätzen wirkte, ſo waren auch ſeine Schriften großentheils darauf berechnet, in einem weiteren Kreiſe das zu verbreiten, was er durch das lebendige Wort und Beiſpiel in ſeinen näheren Umgebungen auszurichten ſuchte. So zeichnete er im Isidoneus die Bahn vor, wie man überhaupt zu einer wahrhaft fruchtbaren Kenntniſſ der alten Sprachen und der damit zunächſt verbundenen Wiſſenſchaften am vortheilhafteſten gelangen könne; durch die Elegantiarum medulla und Elegantiae majores ſuchte er dem lange gefühlten Bedürfniſſe zweckmäßiger Unterrichtsbücher für eine den Geſchmack mehr anſprechende Sprachlehre abzuhelfen; am vollſtändigſten und deutlichſten aber entwickelte er ſeine Grundſätze über Erziehung und Jugendbildung überhaupt, beſonders in ſittlicher Hinſicht, und über eine zweckmäßige Benutzung der Jugendjahre zur höheren Bildung des Geiſtes und Herzens, ſowohl für Jünglinge als für ihre Erzieher und Lehrer, in der Adolescentia, einem zu ſeiner Zeit ſehr beliebten Buche, das man wegen ſeines eben ſo nützlichen und lehrreichen, als, durch die beigefügten Abſchnitte aus vielen profanen und geiſtlichen Schriftſtellern in Verſen und in Proſa, mannichfaltigen und anziehenden Innhalts, neben den Werken der Klaſſiker, in mehreren Schulen erklärte.

Ohngeachtet nun Wimphelings Lehren gerade für unſere Zeiten und den Stand unſerer Kenntniſſe wenig neues und mancherlei unbrauchbares enthalten, ſo iſt es doch höchſt intereſſant, ſie in Beziehung auf ſeine Zeit, und die Wirkungen, welche er damals damit hervorbrachte, genauer kennen zu lernen, und deshalb ſteht ein Auszug des weſentlichen Innhalts ſeiner pädagogiſchen Vorſchriften, wie er ſie in der Adolescentia darlegt, hier gewiſſ, als ein weſentlicher Beitrag zur Darſtellung ſeines Charakters und zur Würdigung ſeiner Verdienſte, nicht am unrechten Orte.

So früh als möglich müſſen die Knaben in nützlichen Kenntniſſen unterrichtet werden. Die Aeltern können ihren Kindern keine dauerhafteren Schätze, keine gewiſſeren Güter erwerben, als wenn ſie ſie von Jugend auf in heilſamen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichten laſſen. Denn wer nicht ſchon in der Jugend zu den Wiſſenſchaften hingeführt wird, darf im ſpäteren Alter ſchwerlich noch auf genügende Fortſchritte rechnen, ſo wie auch derjenige, der ſich in ſeiner Jugend an ſchlechte Sitten gewöhnt, in reiferen Jahren dieſe nicht ohne große Mühe ablegen kann. Die Jugend iſt daher das Lebensalter, wo der Geiſt, als noch zart und bildſam, ſowohl zu den Wiſſenſchaften als zur Tugend gewöhnt werden muſſ, wenn er die Eindrücke von beiden dauerhaft bewahren und für die folgende Zeit des Lebens behalten ſoll. Wenn es aber eine gemeinſchaftliche Pflicht aller Aeltern iſt, für einen guten Unterricht ihrer Kinder zu ſorgen, ſo kommt es doch vorzüglich den Perſonen von höherem Stande zu, den Ihrigen eine ganz beſonders ausgezeichnete und ſorgfältige Bildung zu verſchaffen; denn je größer die Anſprüche ſind, die einer, vermöge ſeines Ranges und Standes, an das Leben macht, um ſo größer müſſen dagegen auch die Leiſtungen ſein, die

man billig von ihm erwartet; und wer andere beherrſchen will, kann dies nur dann mit ſicherem Erfolg, wenn ihn alle auch vermöge ſeiner geiſtigen Vorzüge für den Würdigſten erkennen. Wiſſenſchaft und Tugend ſind aber auch ſchon an ſich des höchſten Strebens werth; denn alle andern Dinge, Reichthum, Ehre, Vergnügen, ſind flüchtig und wandelbar, Tugend aber bleibt unvergänglich. Daher ſind Jünglinge, beſonders von edler Geburt, vor allen Dingen zu ermahnen, Glücksgüter und körperliche Vorzüge nicht zu hoch zu ſchätzen, ſondern ſich deſto mehr der Ausbildung in geiſtigen Vorzügen zu befleißigen, und dazu der Erlernung heilſamer Kenntniſſe, des fleißigen Leſens der heiligen Schrift, und des Umganges mit gelehrten und rechtſchaffenen Menſchen zu bedienen.

Den Anfang des Unterrichtes muſſ man damit machen, die natürlichen Anlagen eines jungen Menſchen zu unterſuchen, um zu wiſſen, für welche Art der Geiſtesbeſchäftigung er von Natur vorzüglich geſchickt iſt. Als allgemeiner Grundſatz muſſ es aber gelten, junge Leute nie geſchäftlos zu laſſen, und ihnen keine Beſchäftigung zu geſtatten, welche den Geiſt von einer höhern Thätigkeit abzieht. Aus dieſem Grunde erfordern auch körperliche Uebungen große Beſchränkung, wenn ſie nicht der höheren Geiſtesbildung und der Milde und Anmuth der Sitten nachtheilig werden ſollen.

Es iſt aber nicht allein für das Wohl der Einzelnen nothwendig, daß die Jugend gut unterrichtet werde, ſondern es iſt auch der chriſtlichen Kirche und dem Staate überhaupt ungemein viel daran gelegen. Eine wahre Verbeſſerung der Kirche, oder die Zurückführung derſelben zur alten Einfalt, muſſ von einer guten Unterweiſung der Ju-

gend ausgehen, ſo wie von einem ſchlechten und verkehrten Jugend-Unterrichte das Verderben derſelben ausgegangen iſt; denn nur durch eine gute Vorbildung in der Jugend, wird der Menſch überhaupt für den Eindruck des Beſſern empfänglich. Dies gilt aber nicht bloß von der Religion, ſondern auch von der äußerlichen geſetzlichen Zucht, von welcher die Sicherheit und Ordnung der Staaten abhangt, ſo wie von der Verbeſſerung des häuslichen und allgemeinen Wohlſtandes; und ſo wird, in Folge eines guten Unterrichtes der Jugend, auch das Wohl ganzer Staaten befördert.

Den Zweck aller Erziehung und Unterweiſung ſetzt er darinn, die guten Anlagen der Jugend auszubilden, und die böſen zu unterdrücken und auszurotten. — Nach einer herrſchenden Gewohnheit ſeiner Zeit, wo man alle ſittlichen Eigenſchaften und ähnliche Gegenſtände gern an gewiſſe Zahlenverhältniſſe band, ſtellt er auch ſechs gute und ſechs böſe Anlagen des jugendlichen Gemüthes auf. Als gute Anlagen nennt er: Freigebigkeit, Unternehmungsgeiſt, Großmuth, Aufrichtigkeit, Mitleid und Schamhaftigkeit; auch dieſe guten Anlagen ſollen jedoch durch die Vernunft in Schranken gehalten und auf die richtige Bahn geleitet werden, damit ſie nicht, ungeregelt und durch Uebermaß, auf nachtheilige Wirkungen führen. Als böſe Anlagen, welche den guten Fortſchritten der Jugend in Tugenden und Wiſſenſchaften hinderlich ſind, betrachtet er: Neigung zu Leidenſchaften, beſonders der Sinnlichkeit; Veränderlichkeit, Leichtgläubigkeit, Streitſucht, Lügenhaftigkeit, und Uebertreibungsſucht; und empfiehlt dagegen folgende Mittel: 1) Gegen die Herrſchaft ſinnlicher Neigungen und Leidenſchaften: Beſchäftigung mit ernſten und ehrbaren Studien, beſonders fleißiges Leſen der heiligen Schrift, Mäßig-

keit im Eſſen und Trinken, eifriges und andächtiges Gebeth um Enthaltſamkeit, Erinnerung an den Tod und Furcht vor den Strafen nach dem Tode, herzliche Liebe zu dem gekreuzigten Erlöſer, Betrachtung lehrreicher Beiſpiele von Enthaltſamkeit, und fleißiger Umgang mit tugendhaften, ſo wie Vermeidung des Umgangs mit laſterhaften Perſonen, und Abwendung von ſolchen Gegenſtänden, welche zu Ausſchweifungen reizen; Betrachtung der Flüchtigkeit ſinnlicher Freuden, der Bitterkeit der darauf folgenden Reue, der Erniedrigung, welche mit der Befriedigung ſinnlicher Begierden verbunden iſt, und der ſchädlichen Folgen, welche ſie nach ſich zieht, und deren Wimpheling ſechs und zwanzig, theils körperliche, theils geiſtige, mit großer Genauigkeit aufzählt. 2) Gegen Veränderlichkeit und Wankelmuth: der Jüngling ſoll ſich frühzeitig an eine beſtimmte, feſte Ordnung in ſeinem Leben und Studiren gewöhnen und davon nicht abweichen; doch ſoll er bei dieſer Beharrlichkeit nicht hartnäckig und eigenſinnig werden, ſondern gegen den guten Rath ſeiner Freunde und Lehrer empfänglich bleiben; und wenn er aus vernünftigen Gründen eine Veränderung ſeiner gewohnten Lebensordnung nöthig hat, ſoll ſie nur allmählich und bedachtſam geſchehen, und nicht weiter gehen, als es die Weisheit und Sittlichkeit erfordert oder zuläſſt. 3) Gegen Leichtglaubigkeit: der Jüngling ſoll ſich immer erinnern, daß nicht jedem Geiſte zu trauen, und daß der Leichtglaubige in der Regel auch leichtſinnig iſt, daß nicht bei allen Menſchen die Worte immer mit den Gedanken, und die Handlungen mit den Worten übereinſtimmen, und daß, wer nicht zu leicht glaubt, auch nicht ſo leicht betrogen wird; beſonders ſoll man nicht zu voreilig Freundſchaften ſchließen, und vermeinten Freunden nicht allzu rückſichtslos vertrauen. 4) Gegen die Streit-

ſucht: der Jüngling ſoll bedenken, daß dieſer Fehler bei Verſtändigen verhaſſt und verächtlich macht, daß er aus übertriebener Einbildung von ſich ſelbſt entſpringt, und zu Beleidigungen gegen Andere führt, beides aber ſündliche Neigungen und Handlungen ſind, und uns den Haſſ ſolcher Perſonen zuziehen, deren Wohlwollen uns doch oft von großem Nutzen ſein kann. 5) Gegen die Lügenhaftigkeit: die Erinnerung an die Schändlichkeit dieſes Laſters, das eben ſo ſehr bei Gott verhaſſt und in der heiligen Schrift verboten ſei, als den Unwillen der Menſchen nach ſich ziehe, und ſo leicht zur Gewohnheit werde, daß, wer es einmal in der Kindheit, wenn auch nur aus Leichtſinn, angenommen hat, es auch als Mann nicht leicht ablege, und dadurch ſeine eigne Vernunft betäube, ſein Gewiſſen verletze, und ſich den ſchwerſten zeitlichen und ewigen Strafen ausſetze. Der Jüngling ſoll ſich dagegen gewöhnen, überhaupt wenig zu ſprechen, und immer bedenken, daß Treue die Grundlage der Gerechtigkeit iſt, und daß jene in der vollkommenſten Uebereinſtimmung der Worte und Handlungen beſteht, und daß man keinem Manne, dem dieſe Tugend fehlt, welches Standes und Würden er übrigens auch ſein möge, ſein Zutrauen ſchenken oder irgend etwas von Wichtigkeit anvertrauen kann, daß aber derjenige, bei welchem keine Wahrhaftigkeit zu finden iſt, nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch ſeiner ganzen Familie zur Schande gereicht. 6) Gegen die Uebertreibungsſucht (in factis modum non observantes) gibt er die Vorſchrift: der Jüngling ſoll ſich in allen ſeinen Handlungen, in Kleidung und andern Geräthen, im Reden und Schweigen, in Freude und Traurigkeit, im Scherz und Spiel, wie in ernſthaften Beſchäftigungen, im Studiren, im äußern Anſtand, im Schlaf, im Eſſen und Trinken u. ſ. w. der Mäßigkeit und

der Mittelſtraße befleißigen, und bedenken, daß ſelbſt in guten Handlungen eine gewiſſe Mäßigung und Ueberlegung nothwendig ſei; und um ſich darinn auf der richtigen Bahn zu erhalten, ſoll er, nächſt der Anrufung göttlicher Gnade, ſich beſonders an einen verſtändigen und erfahrnen Freund anſchließen, und den Rath deſſelben befolgen, alsdann aber überhaupt auf das Urtheil der Vernünftigen merken, da nur ein anmaßender, ſchamloſer und leichtfertiger Menſch ganz das Urtheil Anderer verachte.

Als Zeichen eines guten Gemüthes und einer glücklichen Geiſtes-Anlage führt Wimpheling ebenfalls ſechs Umſtände an, nehmlich 1) die Fähigkeit, durch Ehrliebe und Begierde nach Beifall aufgemuntert zu werden, woraus ein Wetteifer im Guten und Rühmlichen hervorgeht; 2) der Eifer, immer das Beſte in jeder Art zu erreichen, als Folge dieſer Ruhm- und Ehrbegierde; 3) Unermüdlichkeit in guten Handlungen, daher Scheu vor dem Müßiggange, und ein Streben, zu jeder Zeit etwas Gutes zu vollbringen; 4) Furcht vor Strafen, nicht ſowohl wegen der körperlich unangenehmen Empfindung, als wegen der damit verbundenen Schande; denn hieraus entſpringt Schamhaftigkeit, welche im jugendlichen Alter immer das beſte Kennzeichen iſt, und bei welcher jede Strafe auch wirkliche Beſſerung hervorbringt; 5) Liebe zu den Lehrern; 6) Folgſamkeit gegen ältere Perſonen, und Nachgiebigkeit gegen gute Ermahnungen und Beiſpiele.

An ſich iſt das jugendliche Alter den Leidenſchaften und Begierden ſehr unterworfen, und wird mehr durch Sinnlichkeit als durch Vernunft beherrſcht; es ſind ihm aber dagegen vier Quellen oder Grundurſachen der Tugend eröffnet, nehmlich 1) die beſondere Wirkung der göttlichen

Gnade, welche daher ſowohl von den Aeltern als von den Kindern fleißig angerufen werden muſſ; 2) frommes Betragen der Aeltern; 3) frühzeitige Gewöhnung der Kinder zur Frömmigkeit; 4) fleißige Ermunterung zur Tugend. — Wenn dem jugendlichen Leichtſinn volle Freiheit gelaſſen wird, ſo wird er dadurch nur zu ſchändlichen und ſchädlichen Handlungen hingeriſſen; aber Gehorſam, ſtrenge Zucht und ſorgſame Aufſicht ſind die Pflanzſchulen der Tugend und Ehrbarkeit für die Jugend.

Als Richtſchnur für das ſittliche Leben der Jugend, und mithin als Haupt-Augenmerk bei der ſittlichen Erziehung derſelben, ſtellt nun Wimpheling endlich folgende zwanzig Geſetze auf. 1) Gottesfurcht; denn die Religion iſt die Führerinn zu allen Tugenden, und daher iſt die erſte Forderung an einen guten Unterricht des Jünglings, daß er von Kindheit auf in der Religion wohl befeſtigt ſei; denn wie kann man erwarten, daß etwas Menſchliches dem heilig ſei, der das Göttliche nicht achtet? 2) Scheu vor dem Miſſbrauch des göttlichen Nahmens, und daher Vermeidung alles unnützen und leichtſinnigen Schwörens. 3) Ehrfurcht gegen die Aeltern; 4) Ehrerbietung gegen das Alter; doch ſoll der Jüngling den freundſchaftlichen Umgang mit älteren Perſonen nicht vermeiden, ſondern vielmehr ihre Erfahrung und reifere Einſicht zu ſeiner eignen geiſtigen und ſittlichen Vervollkommnung, und zur vorſichtigen Leitung ſeines Wandels benutzen. 5) Ehrerbietung gegen die Geiſtlichen, als Diener Gottes, und gegen alle zur Religion und Kirche gehörigen Gegenſtände. 6) Ehrerbietung gegen jedermann, dem ſie nach ſeinem Stande gebührt, beſonders gegen die Obrigkeit; wozu er unter andern auch die Vermeidung aller übeln und ſchmähſüchtigen Nachreden rechnet. 7) Vermeidung böſer Geſellſchaften;

die Freunde, welche der Jüngling zu ſeinem Umgange wählt, ſollen ſein: wahrhaft, ſittſam, beſcheiden und fromm, nicht argliſtig und eigenſinnig, nicht dem Trunk ergeben, nicht ſchmähſüchtig; und zu dieſen Forderungen, welche Wimpheling von Aeneas Sylvius entlehnt, fügt er ſelbſt noch hinzu, daß auch auf Ablegung aller Rohheit in Anſehung des äußerlichen Anſtandes und der Geiſtesbildung zu ſehen ſei. 8) Freundlichkeit und Artigkeit im Umgange. 9) Verſchwiegenheit, und Vermeidung des allzu häufigen Sprechens. 10) Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit in Worten und Handlungen. 11) Vermeidung des Müßigganges, und unausgeſetzte Uebung in ehrbaren Beſchäftigungen. 12) Mäßigkeit und Sparſamkeit, doch ohne Neigung zu unrechtmäßigem Erwerb. 13) Sorgfältige Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, mit dem Beſtreben, andern ein gutes Beiſpiel zu geben, und von jedermann, beſonders den Weiſen und Guten, aufrichtig und chriſtlich geliebt zu werden, welche gemeinſchaftliche Zwecke durch die drei Tugenden der Demuth, der Beſonnenheit und der Sanftmuth erreicht werden. 14) Frühzeitige und beſtändige Gewöhnung an alle Tugenden. 15) Vermeidung aller Ausſchweifungen, beſonders im Trinken, als woraus vorzüglich Streit, Unzucht, Krankheiten und andere böſe Folgen entſpringen. 16) Reinlichkeit und Anſtändigkeit im Aeußern. 17) Herrſchaft der Vernunft über die Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen, welche das göttliche Ebenbild in der menſchlichen Seele trüben; dieſes Uebergewicht der Vernunft aber ſoll gewonnen werden durch beſtändiges Streben nach Selbſtbeherrſchung im Kleinen wie im Großen, durch Mäßigung und Beſonnenheit in allen Handlungen, und Vermeidung aller Uebereilung; beſonders Sanftmuth im Reden, Unterdrückung des Eigenſinnes und des Zorns,

auch bei ungerechtem Widerſpruch, und Verſöhnlichkeit ohne Neigung zur Rache, auch bei den ſchmerzlichſten Beleidigungen und Kränkungen. 18) Benutzung der guten und böſen Beiſpiele Anderer, zur Beſſerung des eignen Lebens. 19) Eifrige Begierde zum Lernen, aber nur angewandt auf wahrhaft heilſame Gegenſtände, und in reiner Abſicht, nicht um eitlen Ruhmes und Gewinnſtes willen, ſondern um den Geiſt höher auszubilden, in Tugend und Weisheit zu wachſen, und dem Vaterlande und den Seinigen Ehre und Nutzen zu verſchaffen. 20) Geduldiges Aufnehmen des Tadels, und weiſe Benutzung deſſelben zum beſſeren Fortſchreiten auf dem Wege der Tugend und Weisheit.

Alle dieſe Regeln führt nun Wimpheling weitläuftiger aus, und belegt ſie durch Ausſprüche der Bibel, der alten Klaſſiker und Kirchenväter, und einiger neueren, zu ſeiner Zeit vorzüglich geſchätzten Schriftſteller, zum Theil auch durch Beiſpiele aus der alten oder aus der Geſchichte ſeiner Zeit. — Auf die eigentliche wiſſenſchaftliche Erziehung läſſt ſich Wimpheling übrigens in der Adolescentia nicht näher ein, ſondern verweiſt, wegen der Ordnung des Studirens und der Mittel, zu gelehrten Kenntniſſen zu gelangen, auf ſeinen Isidoneus, worinn er dieſe Gegenſtände, hauptſächlich nach Rudolf Agricola's Vorgange, behandelt. —

Nächſt der Erziehung und Jugendbildung iſt das Feld, auf welchem ſich Wimpheling am meiſten verdient machte, die vaterländiſche Geſchichte. Er hat ſie zwar in keinem großen Werke ausführlich behandelt, aber außer daß er in ſeinen übrigen Schriften gute Kenntniſſe derſelben an den Tag legt, und einzelne ſchätzbare Beiträge dazu mittheilt, hat er in ſeiner Epitome rerum

Germanicarum zuerſt die teutſche Geſchichte mit Kritik und Geſchmack, in einem kurzen, doch ziemlich vollſtändigen Abriſſ entworfen. Auch in dieſem Buche ſah er vorzüglich auf Belehrung der Jugend; indeſſen war es auch ſelbſt für die Gelehrten und Staatsmänner der damaligen Zeit nicht ohne Nutzen, beſonders da es an einem ähnlichen Werke von demſelben Umfange, verbunden mit derſelben Genauigkeit und Vollſtändigkeit, noch gänzlich fehlte. Was ihm aber dabei vorzüglich zum Ruhme gereicht, iſt, außer dem unverkennbaren Fleiße, welchen er auf die Erforſchung und Darſtellung der Geſchichte ſeines Vaterlandes verwandte, beſonders auch die reine, patriotiſche Geſinnung, die ihn bei der Ausarbeitung derſelben beſeelte. Dieſer Patriotismus bewog ihn auch zu dem Wunſche, daß die Schweizer ſich wieder mit dem teutſchen Reiche vereinigen, und die Hoheit des Römiſchen Kaiſers anerkennen möchten, den er nicht nur an einzelnen Stellen ſeiner Schriften,*) ſondern auch in einer ganz dieſem Gegenſtande gewidmeten Abhandlung (Soliloquium pro pace Christianorum, et pro Helvetiis, ut resipiscant. 1505.) ausſprach.

Auch in der Gelehrten-Geſchichte war Wimpheling gut bewandert, ohngeachtet ſich unter ſeinen Werken keins befindet, welches ſich ausſchließlich mit Gegenſtänden aus dieſem Gebiete beſchäftigt. Er ſah unter andern die mannichfaltigen Fehler und Irrthümer, welche Trithemius in ſeinem bekannten Buche de scriptoribus ecclesiasticis begangen hatte, wohl ein,**) und nur durch ſeine Beſcheidenheit und Hochachtung vor dieſem übrigens ſo verdienten Manne, ließ er, doch gewiſſ zum

---

*) Z. B. Adolescentia (ed. Argentor, 1511. 4.) fol. XI. b.

**) de integritate, Cap. XXXV. sub finem.

Nachtheil der Literatur, ſich abhalten, ſie öffentlich anzuzeigen und zu verbeſſern. Inzwiſchen ſind unter Wimphelings Verdienſten um die Literatur, ſeine Ausgaben von den Schriften früherer und gleichzeitiger Gelehrten, als des Rabanus Maurus, Lupoldus von Bebenburg, Gerſon, u. a. nicht zu vergeſſen.

Mit der klaſſiſchen Literatur beſchäftigte er ſich nur, um ſeinen eignen Geiſt dadurch zu nähren, und ſie zum Vortheil ſeiner übrigen Studien zu benutzen, ohne gerade ſeinen Fleiß der Erweiterung dieſes Feldes insbeſondere zu widmen. — Eben ſo war die Philoſophie kein eigenthümlicher Gegenſtand ſeiner tieferen Beſchäftigungen, in ſo fern man davon ein ſelbſtthätiges, ſchaffendes Wirken in ihrem Gebiete erwartet; doch war er darinn nicht fremd, ſondern hatte ſich, wie aus ſeinen Schriften hervorgeht, eine vertraute Bekanntſchaft mit den Werken und Lehren der vornehmſten Philoſophen älterer und neuerer Zeiten erworben, jedoch immer ſeinen Blick mehr auf die praktiſche, als auf die ſpekulative Philoſophie, gerichtet. Auch wo er als Schriftſteller ſich ausdrücklich mit philoſophiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, ſind dieſe nur aus dem Gebiete der praktiſchen Philoſophie gewählt, alsdann aber auch nicht ohne Glück ausgeführt, wie ſeine gelungenen und für ſeine Zeit einflußreichen moraliſchen Schriften, beſonders ſein Buch de integritate, beweiſen. Cicero erſcheint unter den Alten vorzüglich als ſein Liebling. Von den Spekulationen der Scholaſtiker hielt er ſich, wie von einem Vertrauten der alten Klaſſiker, und von einem Geiſte, deſſen Streben ſich ſo rein auf praktiſche Lebensweisheit und chriſtliche Tugend hinwandte, nicht anders zu erwarten war, ganz entfernt. Der Mann aber, an deſſen Syſtem er in Anſehung ſeiner Philoſophie ſich vorzüglich

anſchloſſ, war Franz Petrarcha. Nicht nur zeigt er in deſſen Schriften eine große Beleſenheit, führt ſie oft an und empfiehlt ſie zu weiterer Belehrung, ſondern er zeigt auch eine große Uebereinſtimmung mit ihm in ſeinem eignen Charakter. Ihm gleicht er in der Richtung ſeines Geiſtes auf das Ueberſinnliche im Denken, und auf das Praktiſch-Nützliche im Lehren und Lernen; von ihm hatte er ohne Zweifel auch die Verachtung des alltäglichen Treibens der Welt, und die Neigung zum Leben und Studiren in der Einſamkeit, die ihm ſein ganzes Leben hindurch eigen blieb, und viele Veränderungen ſeiner äußern Verhältniſſe beſtimmte.

In der Theologie entfernte er ſich, ohngeachtet ſeiner anderweitigen helleren Einſichten, doch durchaus nicht von den herrſchenden Anſichten und Gebräuchen der Kirche, die er vielmehr über alles heilig hielt, und deren ſtrenge Befolgung er auch ſeinen Schülern, als ein weſentliches Stück der Frömmigkeit, mündlich und ſchriftlich zur Pflicht machte. Weſentliche Verbeſſerungen in Anſehung der Lehre waren daher von ihm nicht zu erwarten. Deſto eifriger bewies er ſich in ſeinen Bemühungen, die Sitten und das Leben der Geiſtlichen ſeiner Zeit, deren Verfall er deutlich erkannte und bitter tadelte, zu verbeſſern, wiewohl er durchaus den Weg des Spottes, den viele ſeiner Zeitgenoſſen in gleicher Abſicht einſchlugen, miſſbilligte, und nichts anderes zur Erreichung ſeines Zweckes ſtatthaft fand, als den Weg ernſter und gründlicher Belehrung.

Bei ſolchen Geſinnungen dieſes Mannes iſt es um ſo auffallender, daß auch er nicht im Stande war, theologiſchen Streitigkeiten und Verfolgungen zu entgehen. Der Anlaſſ dazu war, dem Anſchein nach, ziemlich unbedeutend.

Wimpheling hatte in ſeinem, 1505 zuerſt erſchienenen Buche de integritate (von der Sitten-Reinheit) unter andern folgende Behauptungen aufgeſtellt, und durch mehrere Kapitel hindurch, nach ſeiner Art, mit vielen hiſtoriſchen Beweiſen ausgeführt: Es ſei ein ganz irriges und erdichtetes Sprichwort, daß die Weisheit in den Kutten (d. h. im Mönchs- und Kloſterleben) wohne, als ob die Weltleute ganz davon ausgeſchloſſen ſein ſollten, wovon er das Gegentheil, durch Aufzählung einer langen Reihe von Gelehrten, die, ohne im Kloſterſtande zu leben, ſich durch ihre Schriften um die Philoſophie, das geiſtliche und weltliche Recht, die Arzneikunde, Poeſie, Beredſamkeit, Geſchichte und Grammatik verdient gemacht hatten, bewies; auch wären die größten und gelehrteſten Theologen, von denen er ebenfalls ein Verzeichniſſ zum Beweis aufſtellte, keineswegs Mönche, ſondern Weltgeiſtliche geweſen, obgleich Trithemius von einigen das Gegentheil, aber irrig behaupte; und insbeſondere ſei Auguſtinus, auf deſſen Beiſpiel man ſich immer hauptſächlich zu berufen pflegte, niemals, weder ein Einſiedler, noch ein Mönch mit einer Kutte geweſen. — Da Wimpheling für ſeine Perſon dem Leben in der Einſamkeit ſo geneigt war, und ſich öfters, wenn auch nicht als ein wirklicher Ordensbruder, in Klöſtern aufhielt, ſo ſprechen dieſe Behauptungen um ſo ehrenvoller für ſeine Unparteilichkeit. Indeſſen war damit den Mönchs-Orden, und beſonders den Auguſtinern, ſo wenig gedient, daß vielmehr die Letztern von allen Seiten die heftigſten Angriffe gegen Wimpheling erhoben, und ihn ſogar bei dem Papſte verklagten. Wimpheling verlor indeſſen über dieſe Angriffe den Muth um ſo weniger, als viele der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, wie der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zaſius, Heinrich Bebel,

Beatus Rhenanus, Conrad Peutinger, und andere, ſich offen zu ſeinem Vortheil erklärten. Er gab daher nicht nur das angefochtene Buch aufs neue, mit den Briefen verſchiedener Gelehrten, die ſeiner Meinung beiſtimmten und ihn deshalb lobten, heraus, ſondern ließ auch noch eine beſondere Apologie deſſelben erſcheinen, worinn er die Gründe für ſeine Behauptung noch weiter ausführte, und die dagegen erhobenen Angriffe zurückwies. Er ging in dieſer Apologie noch weiter als zuvor, denn, indem er den Auguſtin ſelbſt mit den größten Lobſprüchen belegte und ſeine Verdienſte aufzählte, ſuchte er zugleich mit vielen triftigen Gründen zu beweiſen, daß die, dem Auguſtin gewöhnlich zugeſchriebenen Sermones ad Eremitas, auf welche ſeine Gegner vorzüglich die Angriffe gegen ihn zu begründen ſuchten, gar nicht von dieſem Kirchenvater verfaſſt wären. Uebrigens erklärte er, daß er das Urtheil über ſeine Perſon und über dieſe Angelegenheit gern dem Papſt überlaſſe, berief ſich aber, zur Begründung deſſelben, zugleich auf ſeine andern Schriften, beſonders auf die gleichzeitig erſchienene Apologia pro republica christiana, worinn er als Vertheidiger des ganzen geiſtlichen Standes, gegen gewiſſe auf denſelben gemachte ſpöttiſche Angriffe, auftrat. Zugleich ſchrieb er eine Vertheidigungsſchrift an den Papſt Julius II. ſelbſt, worinn er unter andern ſagt: es gehe allerdings aus ſeinen Schriften hervor, daß die Auguſtiner den Nahmen und die Regel ihres Ordens von einem weltgeiſtlichen Biſchof empfangen hätten; aber er habe ſich unmöglich verſehen können, daß dieſe Behauptung den Zorn dieſer Ordensleute ſo heftig aufregen werde, da ja auch die Päpſte, welche die Regeln dieſes und anderer Orden beſtätigt hätten, was doch noch mehr ſei, Weltgeiſtliche geweſen wären, wie denn auch der damals regie-

rende Papſt ſelbſt dazu gehöre. — Durch dieſe ſtandhafte Vertheidigung und die kräftige Theilnahme Peutingers und anderer oben genannter gelehrter und angeſehener Männer, kam es denn dahin, daß die ſchon in Vorſchlag gebrachte Citation Wimphelings nach Rom unterblieb, und der ganze Handel dadurch, daß der Papſt beiden Theilen ein Stillſchweigen in dieſer Angelegenheit gebot, unterdrückt wurde. —

Wimpheling führte von dieſer Zeit an ſein Leben in ununterbrochener, ruhiger Stille. Ob und wie lange er ſeinen oben gedachten Aufenthalt in dem Wilhelms-Kloſter vor Freiburg behielt, iſt nicht genau bekannt; er ſcheint indeſſen in den zunächſt folgenden Jahren ſeinen Wohnort mehrmals verändert zu haben, denn er zog ſich durch dieſen öfteren Wechſel ſogar von ſeinen Feinden und Neidern den Vorwurf eines unverträglichen, unzufriedenen und wankelmüthigen Charakters zu, den er durch eine beſondere Schrift, Expurgatio contra detractores, widerlegte. Der eigentliche Grund zu dieſem Wechſel ſcheint in ſeiner vorherrſchenden, und mit den zunehmenden Jahren immer mehr hervortretenden Neigung zu einem ſtillen, einſamen Leben zu liegen, das er an dieſem und jenem Orte ſuchte, und nirgends ganz ſo, wie er es verlangte, finden konnte. Daß er ſich wieder mit öffentlichem Unterricht auf einer Univerſität abgegeben habe, iſt nicht wahrſcheinlich, denn es ſpricht dafür nicht nur gar kein beſtimmtes und glaubwürdiges Zeugniſſ, ſondern es iſt auch, nach der eben bemerkten, vorherrſchenden Richtung ſeines Gemüthes, nicht einmal zu vermuthen, da ihn ein ſolches Leben in einem größeren, öffentlichen Wirkungskreiſe, wieder zu tief in das Weltleben eingeführt haben würde, von dem er ſich doch möglichſt zu entfernen ſuchte. Wohl aber ſcheint er ſich

noch immer mit dem Unterricht einzelner Jünglinge, die ſich durch edle Geburt und ausgezeichnete Geiſtesanlagen ihm vorzüglich empfahlen, in derſelben Art, wie es ſchon oben bemerkt wurde, beſchäftigt zu haben. Längere Zeit lebte er wahrſcheinlich wieder zu Straßburg, denn er war hier Mitglied, und vielleicht ſelbſt Stifter, einer gelehrten Geſellſchaft (Sodalitas literaria Argentinensis), zu welcher Sebaſtian Brant, Jacob Sturm, Matthias Schurer, Hieronymus Gebweiler, u. a. m. gehörten. Dieſe Geſellſchaft wählte ihn unter andern zum Wortführer, um in ihrem Nahmen an den berühmten Erasmus nach Baſel zu ſchreiben. Wimphelings Brief iſt vom 1. September 1514, und wurde von Erasmus eben ſo verbindlich als weitläuftig beantwortet. *) — Ueberhaupt nahm aber Wimpheling an öffentlichen, allgemeineren Begebenheiten jezt wenig Antheil, und daher finden wir ihn, den ſonſt ſo thätigen, theilnehmenden Freund und Beförderer der humaniſtiſchen Studien, in den großen Bewegungen, welche Reuchlin verurſachte, und bei welchen alle Freunde der Aufklärung und der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften ſich unter Reuchlins Panieren zu ſeiner Vertheidigung verſammelten, gar nicht genannt. Nur das Gefühl des Patriotismus, das er ſo lebhaft in ſich trug, konnte ihn bewegen, ſeinen Blick wieder den größern Welthändeln zuzuwenden, und (1515) eine Vertheidigung der Rechte der teutſchen Nation gegen die Anmaßungen des Römiſchen Hofs zu unternehmen; denn bei aller ſeiner

*) Beide Briefe befinden ſich bei Erasmi de duplici copia, verborum ac rerum, Commentar. etc. Argent. 1516. 4. fol. LXXIV. sq.

Anhänglichkeit gegen die Lehren der herrſchenden Kirche, die er niemals aufgab, wuſſte er doch die weltlichen Rechte der Fürſten und Völker, vor der geiſtlichen Jurisdiction, die er dem Papſte ohne Widerſpruch einräumte, wohl zu unterſcheiden.

Um dieſe Zeit hatte Wimpheling, nach mannichfaltigen Abwechſelungen, endlich doch einen feſten, und bis an das Ende ſeines Lebens dauernden Wohnſitz gefunden. Er lebte nehmlich in ſeiner Vaterſtadt Schlettſtadt, im Hauſe ſeiner Schweſter Margaretha, der Mutter des berühmten Jakob Spiegel, der ihm auch einen großen Theil ſeiner Bildung verdankte, nach ſeinem vieljährigen Wunſche, fern von dem Geräuſche der Welt, in ſtiller Eingezogenheit, beſchränkt auf ruhiges wiſſenſchaftliches Forſchen und andächtige Betrachtungen, und gepflegt von treuer Liebe. Die letzten Jahre ſeines Lebens wurden ihm durch die Bewegungen, welche Luthers Reformation verurſachte, noch ſehr getrübt. Denn auf der einen Seite erkannte er wohl, wie ſehr Luthers Lehren in der heiligen Schrift, und damit in der ewigen Wahrheit, gegründet waren; auf der andern Seite konnte er es aber doch nicht über ſich gewinnen, von den Satzungen der Kirche, die er noch immer für die einzig wahre hielt, und der er ſein ganzes Leben hindurch mit unerſchütterlicher Treue angehangen hatte, ſich loszuſagen; und ſo von innerem Zwieſpalt gemartert, erfuhr er auch noch von außen die Qualen ſchmerzlicher und unverdienter Verkennung; denn da er keine Partei öffentlich nehmen wollte, ſo hielten ihn die Anhänger der alten Kirche für einen Abtrünnigen, während die Reformatoren auch kein Zutrauen zu ihm faſſten, und in ihm einen ihrer Widerſacher erkannten. So ward ihm, wie dieſe Beſchwerden ſich noch zu ſeinem hohen Alter ge-

ſellten, das Leben endlich zur drückenden Bürde; er ſehnte ſich nach dem Tode, und endlich, faſt vergeſſen von der Welt, der er in früheren Jahren ſo redlich genůtzt hatte, ſtarb er, in ſeinem 79ſten Jahre, am 17. November 1528, zu Schlettſtadt, und wurde dort, auf Veranlaſſung ſeiner Neffen, ehrenvoll begraben. Seine Schweſter Margaretha, die ihm bald im Tode folgte, wurde, nach ihrem Wunſche, mit ihm in daſſelbe Grab gelegt; Beatus Rhenanus aber verfertigte ihm folgende Grabſchrift:

Jacobo Wimphelingo, Sletstadiensi, viro clarissimo, et unico puerilis institutionis ac profectus circa literas amatori, exhortatori, patrono. Cujus rei argumentum nobis exhibent non solum editus liber Adolescentiae nomine, et quem ἰσοδον *) inscripsit, ac Elegantiarum linguae latinae compendium, praeter libellos hoc genus alios, verum etiam ipsae scholae eruditis hominibus hujus consilio passim commissae. Qui quam capitaliter luxum, avaritiam et ambitionem oderit, frugalissime acta vita docet, et splendida saepe fortuna contempta, parvo semper contentus animus, sed et adversus illa vitia graves libelli, et ad oppositas virtutes inflammantia scripta, apud posteros quoque testabuntur. Religionis Christianae pius cultor, quemadmodum Theologum et Presbyterum in primis decebat, bonos viros etiam in coenobiis degentes familiariter dilexit. Apud Spiram Nemetum in Regio illo templo aliquot annis munere concionatoris functus est. Primus sane inter cives suos, qui carmine et oratione prosa atque editorum voluminum numero in

*) Isidoneus.

omni paene ſcripti genere apud eruditos laudem meruerit. Nam Hugonis veteris Theologi praeter commentarios rerum ſacrarum, et alterius Joannis praeter ethicorum Ariſtotelicorum expoſitionem, nihil hodie exſtat. Jacobus Spigelius, Jureconſultus, et Joannes Majus, fratres, Regii Secretarii, utrique avunculo B. M. ſtatuerunt. Vixit annos LXXVIII. menſes III. dies XXI. Obiit anno MDXXVIII. Decimo quinto Kalendarum Decembris. Magdalenam matrem, ſoeminam plane chriſtianae patientiae, quam difficili morbo oppreſſa non modico tempore praeſtitit, eodem ſepulchro, id quod viva optaverat ob amorem fratris, iidem filii paullo poſt collocaverunt..

Auch Erasmus wurde durch Wimphelings Tod zur Theilnahme bewegt, und ſetzte ihm in einem ſeiner Briefe ein kleines Denkmaal. *)

Außer daß Wimpheling verſchiedene, zum Theil ſehr bedeutende Schriften anderer Verfaſſer ans Licht gefördert hat, war er auch ſelbſt ein ziemlich fruchtbarer Schriftſteller; da aber ſeine Schriften, wenn auch zum Theil von ſehr wichtigem Innhalte, doch insgeſammt nur von geringem Umfange ſind, und ſich daher in den Original-Ausgaben, gleich den meiſten andern kleineren Denkmaalen des Schriftſtellerfleißes aus dem funfzehnten und dem beginnenden ſechzehnten Jahrhundert, ziemlich verloren haben, eine Geſammt-Ausgabe derſelben aber nie veranſtaltet worden iſt, ſo gehören ſie alle zu den größten literariſchen Seltenheiten, und es hält äußerſt ſchwer, nur

---

*) Erasmus Jo. Vlatteno; in Erasmi Epiſtolar. op. (Baſil. 1529. fol) pag. 965.

von ihrem Daſein beſtimmte Nachricht zu erhalten, geſchweige denn von ihrem Innhalte ſich genaue Kenntniſſ zu verſchaffen. Mir ſind, theils aus eigner Anſicht, theils aus den Angaben anderer literariſcher Werke, folgende bekannt geworden, denen ich die von Wimpheling herausgegebenen Schriften fremder Verfaſſer ſogleich, nach Maßgabe der Zeitfolge, beifüge:

1) Laudes ecclesiae Spirensis. (Carmen.) S. l. e. a. 4. — Der vorangeſetzte Brief des Jodocus Gallicus Rubeaquensis an Wimpheling, iſt aus Heidelberg im Januar 1486 geſchrieben.

2) Epistolae et carmina, quibus in medium datur repudiatio filiae Regis Romanorum Maximiliani I. facta a Carolo Rege Galliae, super ducta filia Ducis Britonum, sponsa Maximiliani. Hujus partes agit Jacobus Wimphelingus, Regis Galliae autem Robertus Gaguinus. S. l. 1492. 4.

3) De triplici candore Mariae, ad Bertholdum, Archiepiscopum Moguntinum, poëma. S. l. e. a. 4. — Die Zueignungsſchrift an den Erzbiſchof Berthold iſt aus Speyer, den 1. Mai 1493, geſchrieben. — De conceptu et triplici Mariae virginis gloriosissimae candore carmen. (Basil. per Joh. Bergmann de Olpe.) 1494. 4.

4) Elegantiarum medulla, oratoriaque praecepta in ordinem inventu facilem, copiose, clare, breviterque reducta. S. l. e a. (wahrſcheinlich zu Mainz) 4. *) — Wimphelings Zueignung an Theodo-

*) Dieſe Ausgabe wird, aus den Amoenit. lit. Friburg., angeführt in Panzer, Annal. typogr. Tom. II. pag. 144. Nr. 133. und iſt wahrſcheinlich die erſte.

rich Greſemunt in Mainz, iſt zu Speyer den 12. Junius 1493 geſchrieben. — Argent. per Matth. Brant. 4. — Lipsiae 1499. 4. — Ibid. 1502. 4. — Ibid. 1504. 4. — Ibid. 1506. 4. — Argentor. 1506. 4. — Ibid. 1508. 4. — Spirae 1508. 4. — Tubing. 1513. 4.

5) De nuncio angelico, seu de annunciatione, incarnatione et nativitate D. N. I. C. carmen. S. l. 1494. 4. — De nuncio angelico. Ad Philippum, Comitem Palatinum, heroicum. Ad Ludovicum, ejus primogenitum, elegiacum. (Basil. per Joh. Bergmann de Olpe.) 1494. 4. — (Argentor.) 1495. 4. — S. l. 1499. 4.

6) Stilpho. (Comoedia.) S. l. e. a. 4. — Die Vorrede von Eucharius Gallinarius iſt aus Speyer, den 1. September 1494, geſchrieben. — (Argent.) 1495. 4.

7) Ad illustrissimum principem Eberhardum, Würtembergensem Teccensemque Ducem, panegyricum carmen heroicum, cum ejus explanatione, quae nonnulla principibus decora et rebus publicis salutaria continet. Argentor. 1495. 4.

8) Isidoneus Germanicus, ad R. P. D. Georgium de Gemmingen, Spirensem Praepositum etc. Argent. 1497. 4. und nachher noch verſchiedene Straßburger Ausgaben ohne Jahrzahl. Die Zueignung dieſes Buchs, das unter Wimphelings Schriften einen vorzüglichen Rang einnimmt, an den Dompropſt Georg von Gemmingen, der ihn zur Herausgabe deſſelben ermunterte, iſt ex Nemeto (Speyer) XI. Kalend. Jul. 1496. geſchrieben.

9) Germanorum veterum principum zelus et fervor in Christianam religionem Deique ministros. (Auctore Lupoldo de Bebenburg.) Basil. per Joh.

Bergmann de Olpe. 1497. fol. — Von Wimpheling herausgegeben und dem Ritter Friedrich von Dalberg, Bruder des Biſchofs von Worms, Johann von Dalberg, zugeeignet.

10) Agatharchia, id est bonus principatus, vel epithoma conditionum boni principis. Argentor. per Mart. Schott. 1498. 4.

11) Philippica, in laudem et deſensionem Philippi, Comitis Rheni Palatini, Bavariae Ducis etc. Argent. per Mart. Schott. 1498. 4.

12) Lucubratiunculae insignis atque celeberrimi Jur. utr. Doctoris Petri Schotti, Argent. viri patricii, poëtae elegantissimi. Argent. p. Mart. Schott. 1498. 4. — Wimpheling hat, als Herausgeber dieſer geſammelten Schriften ſeines Jugendfreundes und Studiengenoſſen, eine Lobſchrift auf denſelben und einige Nachricht von deſſen Leben vorangeſetzt.

13) De hymnorum et sequentiarum auctoribus, generibusque carminum, quae in hymnis inveniuntur, brevissima eruditiuncula, ad Jo. Vigilium, Jur. Doct. et novorum jurium Ordinarium Heidelbergensem. S. l. e. a. 4. — Die Zueignung an Vigilius iſt zu Heidelberg, den 1. September 1499, geſchrieben.

14) Elegantiae majores. Rhetorica pueris utilissima. Tubing. 1499. 4. — Wimphelings Zueignung an ſeine Schüler, Jacob Sturm und Franz Pauli, iſt 1499 zu Heidelberg geſchrieben. — Phorcae 1509. 4. Eine neue, vom Verfaſſer ſelbſt vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. — Ibid. 1511. 4. — Argent. 1513. 4. 1515. 4. — Viennae 1516. 4. — Lipsiae 1517. 4. 1519. 4.

15) Ad illustris Domini Ludovici, Comitis in Loe-

wenstein, filium primogenitum Wolfgangum, Adolescentia. Argent. 1500. 4. — Adolescentia, cum novis quibusdam additionibus etc. Argent. 1505. 4. 1506. 4. — Lips. 1506. 4. — Hagenau 1508. 4. — Argent. 1511. 4. 1514. 4. 1515, per Jo. Knoblouch. 4. eod. per Matth. Hupfuff. 4. — Die Additiones, welche in kleinen Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen Wimphelings und anderer alter und neuer Schriftſteller, größtentheils moraliſchen Innhalts, beſtehen, ſind nicht in allen Ausgaben völlig dieſelben.

16) Declamatio Philippi Beroaldi de tribus fratribus, ebrioso, scortatore et lusore. Germania Jacobi Wimphelingii, ad Rempublicam Argentinensem. Ad universitatem Heidelbergensem oratio Jac. W. de annunciatione angelica. Argent. 1501. 4. — Die Declamatio etc. hat eine Zueignung Wimphelings an Jakob Sturm, welche zu Straßburg, XIV. Kal. Decembris 1501, geſchrieben iſt.

17) Defensio Germaniae Jacobi Wimphelingii, quam frater Thomas Murner impugnavit. Epistolae Thomae Wolfii jun. ad fr. Thom. Murner, in defensionem Jacobi Wimphelingii. Friburgi s. a. 4.

18) De fide concubinarum in sacerdotes, quaestio accessoria causa joci et urbanitatis in quodlibeto Heidelbergensi determinata a Magistro Paulo Oleario Heidelbergensi. De fide meretricum in suos amatores, quaestio minus principalis, urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a Magistro Jacobo Hartlieb Landoiensi. S. l. e. a. 4. — Die Vorrede Krato's von Uttenheim iſt aus Schlettſtadt, IV. Kal. Septembr. 1501, geſchrieben; beide zuſammen gehörige Schriften aber ſind

von Wimpheling, unter den oben angegebenen erdichteten Nahmen, ausgearbeitet. — Aug. Vindel. ap. Froschower. 1505. 4. — Mogunt. per Frid. Heumann. s. a. 4.

19) Quarta pars operum Johannis Gerson, prius non impressa. Argent. 1502. fol. und nachher mit den drei erſten Bånden, in der neuen, vollſtåndigen Ausgabe, Argent. 1515. fol. Von Wimpheling herausgegeben und mit einer Vorrede verſehen.

20) De vita et miraculis Johannis Gerson. Defensio Wimphelingii pro D. Joh. Gerson, et clero seculari, qui in libro, cui titulus Supplementum Coelifodinae, graviter taxati sunt et reprehensi. S. l. e. a. 4. — Das Supplementum Coelifodinae, gegen welches dieſe Schrift gerichtet iſt, kam 1502 heraus.

21) Magnentii Rabani Mauri de laudibus sanctae crucis opus, eruditione, versu prosaque miriſicum. Phorcae 1503. fol. — Von Wimpheling, mit einer Vorrede, herausgegeben.

22) De arte metrificandi libellus. Argent. per Matth. Hupfuff. 4. — Der Schluſſ, von Johannes Adelphus, iſt unterſchrieben den 18. Jul. 1505.

23) Vita M. Catonis. Sextus Aurelius de vitis Caesarum. Benevenutus de eadem re. Philippi Beroaldi et Thomae Wolfii jun. disceptatio de nomine imperatorio. Epithoma rerum Germanicarum ad nostra usque tempora. Argent. 1505. 4. — Die Epitome rerum Germanicarum iſt wieder abgedruckt in Simonis Schardii Rerum Germanicarum scriptor. var. (Giess. 1673. fol.) Tom I. pag. 170 — 199. Da Wimphelings

Zueignung an Thomas Wolf ſchon VIII. Kalend. Octobr. 1502 geſchrieben iſt, ſo iſt vielleicht noch eine frühere als die oben erwähnte Ausgabe vorhanden.

24) Soliloquium pro pace Christianorum, et pro Helvetiis, ut resipiscant. Ad honorem Regis Romanorum, et principum, ad cautelam etiam civitatum S. Rom. Imperii, ne apostatae fiant. S. l. e. a. 4. — Die Schrift iſt dem Kurfürſten Jakob von Mainz zugeeignet, welcher von 1504 bis 1508 regierte, und ihre Erſcheinung fällt wahrſcheinlich in das Jahr 1505.

25) De integritate libellus. Argent. 1505. 4. — cum epistolis praestantissimorum virorum, hunc libellum approbantium et confirmantium. Argent. 1506. 4. — Eine frühere, angeblich 1503 erſchienene Ausgabe,*) iſt erdichtet, da Wimpheling das Buch, zu Folge der Vorrede, erſt 1505, aus dem Wilhelms-Kloſter vor Freiburg, ſchrieb. Dupin**) erklärt es mit Recht für eins der ſchönſten und nützlichſten unter Wimphelings Büchern. Wie es aber zugleich zu einem heftigen Streite Anlaſſ gab, iſt oben in Wimphelings Leben erzählt worden.

26) Apologetica declaratio in libellum de integritate, de eo, an Sanctus Augustinus fuerit monachus. Cum epistola Thomae Wolfii jun. etc. (Argent. 1505.) 4. Die Jahrzahl geht aus dem mit abgedruckten Briefe Thomas Wolfs an Wimpheling hervor, welcher den 31. Jul. (pridie Kalend. August.) 1505 geſchrieben iſt.

---

*) Niceron, Memoires etc. Tom. XXXVIII. pag. 17.

**) Bibliotheque des auteurs ecclesiastiques, Tome XIV. pag. 117.

27) Ad Julium II. Pont. Max. querulosa excusatio Jac. Wimphelingii, ad instantiam fratrum Augustinensium ad curiam Romanam citati, ut propria in persona ibidem compareat, propterea quod scripsit divum Augustinum non fuisse monachum vel fratrem mendicantem. S. l. e. a. 4. — Wahrſcheinlich 1506 oder in dem zunächſt folgenden Jahre, keineswegs aber, wie Niceron*) irrig vermuthet, 1512, wo dieſer Streit längſt beigelegt war.

28) Apologia pro republica christiana. Phorcae 1506. 4. — Eine theils ernſthafte, theils ſatyriſche Vertheidigung der Theologie und des geiſtlichen Standes, gegen die damaligen Rechtsgelehrten, welche, bei eigner gänzlicher Unwiſſenheit in allgemeineren gelehrten Kenntniſſen, ſich verächtliche Ausfälle auf die Theologen, Philoſophen, Dichter und andere Gelehrte erlaubten; beſonders gegen einen gewiſſen D. Franz Schatzer von Rotweil. Wimpheling hatte ſich in dieſem Buche, wider ſeine Gewohnheit, einer ſehr ſcharfen und anzüglichen Schreibart bedient, und wollte es daher gar nicht öffentlich erſcheinen laſſen; es ward aber, wider ſeinen Willen, von Thomas Wolf herausgegeben, wahrſcheinlich mit in der Abſicht, um, in Beziehung auf die damals von den Auguſtinern gegen Wimpheling erregten Streitigkeiten, deſſen aufrichtige Geſinnungen gegen den geiſtlichen Stand im allgemeinen daraus darzuthun, daher ſich auch Wimpheling in ſeiner Vertheidigungsſchrift auf dieſes Buch beruft.

29) Contra quendam, qui se Franciscum Schatzer appellat, complicesque suos, expurgatio. Epistolae ad

*) l. c. pag. 20.

Julium II. summum pontificem. Epistola ad Albertum, Episcopum Argentinensem. S. l. 1506. 4.

30) Contra turpem libellum Philomusi, defensio Theologiae scholasticae et neotericorum. S. l. e. a. 4. — Wahrſcheinlich 1506, oder bald nachher, da das Buch des Jakob Locher (Philomuſus), gegen welches dieſe Schrift gerichtet iſt, in dieſem Jahre erſchien.

31) Vita S. Adelphi Episcopi. Argent. 1506. 4.

32) Epistola consolatoria ad Suevos. Argent. 1506. 4.

33) D. Bernardus in symbolum apostolorum. Idem in orationem dominicam. Idem de fide christiana. (Argent.) 1506. 4. — Wimpheling hat dieſe Ausgabe mit einer Vorrede verſehen.

34) Oratio de Sancto Spiritu. Phorcae 1501. 4. — Herausgegeben von Ringmann, welcher in der Vorrede auch ein Verzeichniſſ von Wimphelings Schriften mittheilt.

35) Basilii Magni de legendis antiquorum libris opusculum divinum. Argent. 1507. 4. — Mit Wimphelings Vorrede.

36) Roderici, Episcopi Zamoriensis, Speculum vitae humanae, etc. Argent. 1507. fol. — Wimpheling hat an dieſer Ausgabe Antheil.

37) Henrici de Hassia Speculum animae, seu soliloquium. Contra poëtas pro theologis epistola Jo. Campani. In theologorum laudem versus ejusdem. Elegia Joannis Papae XXIII. in concilio Constantiensi depositi. Elegia Sebastiani Brant, in mortem Philippi, Regis Castellae, filii Maximiliani Regis. Argent. 1507. 4. — Mit einer Vorrede von Wimpheling, als Herausgeber dieſer Schriften.

38) Guilhermus, Episc. Parisiensis, de collationi-

bus et pluralitate ecclesiasticorum beneficiorum. Albertus Magnus, de adhaerendo Deo. S. Bonaventura, ad fratres mendicantes, quales esse debeant erga praelatos et ecclesiarum rectores. (Argent.) 1507. 4. — Ebenfalls von Wimpheling mit einer Vorrede herausgegeben.

39) Argentinensium Episcoporum catalogus, cum eorundem vita atque certis historiis, rebusque gestis, et illustratione totius fere episcopatus Argentinensis. Argent. 1508. 4. — Ex editione Jo. Mich. Moscherosch. Argent. 1651. 4.

40) Lupoldus, Episc. Bambergensis, de juribus et translatione imperii. Argent 1508. 4. — Mit einer Zueignung von Wimpheling, als Herausgeber, an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen.

41) Hortulus animae, denuo diligentissime per D. Brant et M. Jacobum Wimphelingium castigatus. Argent. 1509. 8.

42) In Joannis Kaisersbergii, Theologi doctrina vitaque probatissimi, primi Argentinensis ecclesiae praedicatoris, mortem planctus et lamentatio, cum aliquali vitae suae descriptione et quorundam epitaphiis. Oppenheim 1510. 4. — In der Zueignung an den Biſchof Philipp von Freiſingen, gebornen Herzog von Baiern, gibt ſich Wimpheling als Verfaſſer zu erkennen.

43) Oratio Angeli, Anachoretae Vallis umbrosae, pro Concilio Lateranensi, contra conventiculum Pisanum. S. l. e. a. 4. — Wimphelings Vorrede zu dieſer Ausgabe iſt geſchrieben ex Castello Wicgerami, VI. Kal. Febr. 1512.

44) Orationis Angeli Anachoretae Vallis umbrosae ad

Julium II. super concilio Lateranensi confirmatio, cum exaggeratione Jacobi Wimphelingii, Heremitae silvae Hercyniae. S. l. e. a. 4.

45) De vita et moribus episcoporum aliorumque praelatorum et principum libellus, etiam privatis personis utilis lectuque jucundus, ad Guilelmum III. Episcopum Argentinensem. Argent. 1512. 4. — Wimpheling nennt ſich in der Zueignung an den Biſchof Wilhelm von Straßburg, gebornen Grafen von Hohenſtein.

46) Ad Leonem X. Pont. Max. Carmen contra prodigos in scorta, in tanta pauperum, pustalatorum et puerorum expositorum multitudine. (Argent.) Typis Schurerianis. 4. (Wahrſcheinlich 1512.)

47) Castigationes locorum in canticis ecclesiasticis et divinis officiis depravatorum. Sunt autem castigationes hae quae sequuntur: 1) Totius officii de visitatione dominae nostrae. 2) Hymnorum. 3) Sequentiarum. 4) Antiphonarum. 5) Responsoriorum. 6) Collectarum. Argent. 1513. 4.

48) Sermo ad juvenes, qui sacris ordinibus initiari et examini se submittere petunt. Argent. 1514. 4. — Vienn. 1517. 4.

49) Diatriba de proba institutione puerorum in trivialibus, et adolescentum in universalibus gymnasiis. De interpretandis ecclesiae collectis regulae XVI. De ordine vitae sacerdotalis. Ad contemtores literarum, et bellorum sectatores. Hagenau 1514. 4. — Vielleicht exiſtirt von dieſen Abhandlungen, wenigſtens der erſten, ſchon eine frühere Ausgabe, Oppenheim 1510, deren Daſein ſich aber nur auf das Zeugniſſ eines einzigen Katalogs gründet.

50) Isocratis de regno gubernando ad Nicoclem liber, a Martino Philetico interprete divo Friderico III. dicatus. Quinti Aemiliani, Cimbriaci poëtae, Epicedion tetracolon in divum Fridericum III. Imp. ad Maximilianum. Aloysii Marliani, Mediolanensis, ad Jacobum de Bannissis, Caes. Secretarium, Epistola elegantissima, qua calamitosa Philippi, Hispan. Regis, in Hispaniam navigatio graphice describitur. Joachimi Vadiani, Helveti, Carmen maximorum Caesarum Friderici III. patris et filii Maximiliani laudes continens. Jacobi Wimphelingi, Selestensis, ad Jacobum Spiegel, ex sorore nepotem, Expurgatio contra detractores. Viennae 1514. 4.

51) De Germanicae nationis et imperii gravaminibus contra sedem et curiam Romanam, ad Aeneam Sylvium, Senensem tunc temporis Episcopum, replicae. — Die Zueignung, an den Kurfürſten Albert von Mainz, iſt ex Eremo, XIV. Kal. Junii 1515 geſchrieben; doch finde ich von einer einzelnen Original-Ausgabe keine Nachricht, wahrſcheinlich weil dieſe Schrift von den früheren Literatoren mit der folgenden verwechſelt worden iſt. Sie ſteht nachher auch in Marq. Freheri German. rerum scriptor. var. Tom. II. (Francof. 1602. fol.) pag. 381 — 391.

52) Gravamina Germanicae nationis, cum remediis et avisamentis ad Caesarem Maximilianum. Selestadii ex offic. Schureriana. S. a. 4. — Dieſe Schrift kann nicht vor 1518 erſchienen ſein, weil ſie ſich auf den Reichstag, welcher in demſelben Jahre zu Augsburg gehalten wurde, bezieht. Vielleicht iſt ſie, zugleich mit der folgenden, 1520 herausgekommen. — Die Gra-

vamina Germanicae nationis ad Carolum, electum Romanorum Regem, welche, nebſt einigen andern auf die Wahl Karls V. Bezug habenden Stücken, Coloniae 1520 erſchienen, ſind ohne Zweifel von dem obigem Wimphelingiſchen Werke ganz verſchieden.

53) Divo Maximiliano jubente, Pragmaticae ſanctionis medulla excerpta. Seleſtad. in aed. Schurer. 1520. 4. — Dieſe und die vorige Schrift finden ſich ebenfalls in Frehers vorhin angeführtem Werke, Tom. II. pag. 373 — 381.

54) Hymni de tempore et de ſanctis, in eam formam, qua a ſuis auctoribus ſcripti ſunt, denuo redacti et ſecundum legem carminis diligenter emendati et interpretati. Argent. 1519. 4. — Mit Wimphelings Vorrede an Vigilius. Wahrſcheinlich iſt noch eine frühere Ausgabe vorhanden.

55) Epiſtola de inepta et ſuperflua verborum reſolutione in cancellis, et de abuſu exemptionis in favorem omnium Epiſcoporum et Archiepiſcoporum. Oratio ad Deum pro peccatorum remiſſione. etc. S. l. e. a. 4. — Die eigentliche Zeit der Erſcheinung dieſes Buches iſt nicht gut auszumitteln; doch iſt es höchſt wahrſcheinlich eine von Wimphelings ſpäteren Schriften.

56) Als ein, wahrſcheinlich unächtes Werk von Wimpheling, führe ich hier zum Schluſſe folgendes noch an: Aviſamentum de concubinariis non abſolvendis quibuſcumque, ac eorum periculis quamplurimis, a Theologis Colonienſibus approbatum, cum additionibus ſacratiſſimorum canonum. S. l. e. a. 4. — Die anonyme Vorrede zu dieſem Werke iſt aus Straßburg 1507 geſchrieben; doch wird auch ſchon eine

ältere Ausgabe, Coloniae 1504. 4. angeführt. In der Folge ſind noch einige herausgekommen. Freytag *) ſucht es wahrſcheinlich zu machen, daß Wimpheling der Verfaſſer dieſes Traktates ſei; doch führt keine der vorhandenen Ausgaben, ſo viel bekannt, ſeinen Nahmen, und die Behauptung wird durch weiter nichts unterſtützt, als durch den Umſtand, daß Wimpheling auch in andern Schriften gegen den Unfug, welcher den Gegenſtand dieſes Traktates ausmacht, ſehr eifert. Dagegen ſcheint doch das latino-barbariſche Wort, mit welchem der Titel gleich anfängt, für einen Gelehrten wie Wimpheling, nicht recht zu paſſen. — Ein ähnliches Werk, Directorium concubinariorum etc. Colon. 1508. 4. — wird ebenfalls dem Wimpheling ohne weiteren Beweis zugeſchrieben.

*) Apparatus literar. Tom. I. pag. 183.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Gedruckt bei Fr. Faber in Magdeburg.

Über Alkuin S. 40. Über d. fränkische Kirche, S. 56.
Über d. Scholastiker S. 92. Albertus Magnus S. 96.
Petrus Abaelardus S. 89. Thomas v. Aquino (Summa
theologiae, quodlibeta) S. 100. Duns Scotus, p. 10[illegible]
Über Alanus, S. 118. Über [illegible] S. 130 Chronicon
hasnonense, [illegible], S. 136,
[illegible] S. 138 Alexandreis, S. 141. Ligurinus S. 14[illegible]
öffentl. Unterrichts, S. 150. Gelehrtenstand im Geschichte
zur Geistl. S. 151 u. S. 157. d. [illegible] S. 164.
[illegible] S. 175. Zustand d. Schulen, S. 195 f.
[illegible] = [illegible], p. 222

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erhard, Heinrich August,

Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Teutschland bis zum Anfange der Reformation

Bd.: 1

(1827)

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lb 57(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420628-7